Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland.

Von

Professor Dr. Georg Reinke.



6. Heft.

Vechtaer Druckerei und Verlag, G. m. b. H., Vechta.



Der Desumstein

Aus J. Ostendorf: Emstek im Weltkrieg

Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland

Von

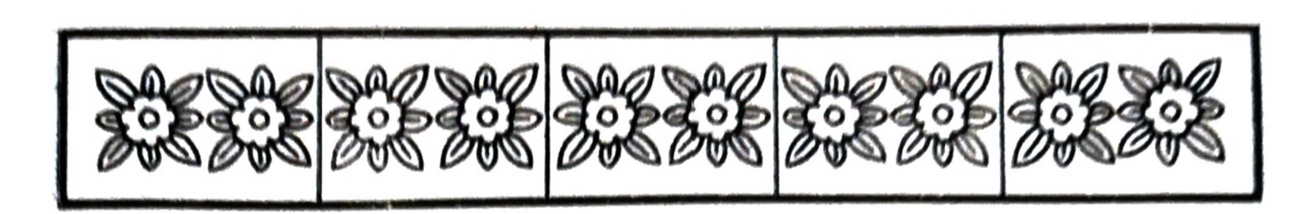
Prof. Dr. Georg Reinke.

6. Heft.

Emstek — Garrel — Molbergen — Lindern.



Vechta i. O.
Vechtaer Druckerei und Verlag G. m. b. H.
1928.



Emstek.

Zwischen Garrel und Großenkneten im Norden, Visbek im Osten, Langförden und Cappeln im Süden, Cloppenburg und Krapendorf im Westen, erstreckt sich die weitausgedehnte Gemeinde Emstek, eine der größten im Landesteil Oldenburg. Beherrscht wird sie von einer im Nordosten und Osten gelegenen Höhenfläche, der sog. Garther Heide, deren höchster Punkt bei der Drantumer Mühle liegt, wo die Wege von Sülzbühren nach Garthe und von Emstek nach dem Schneiderkrug sich kreuzen. Dieser Punkt liegt 59 Meter über dem Wasserspiegel und 7 Meter höher als der Fußboden in der Emsteker Kirche.

Von der Garther Höhe, die man als ein — freilich unbedeutendes — Gegenstück zum Dammer Höhenzuge bezeichnen kann, dacht sich das Hügelland nach allen Seiten ab; sie bildet die Wasserscheide zwischen Hunte, Hase und Leda. Zur Hunte fließt die L e t h e, die in der Garther Heide selbst entspringt und die Grenze zwischen Garthe und Ahlhorn bildet. Auf dem Gute Lethe und beim Baumwege treibt sie Wassermühlen und fließt unterhalb Kreyenbrück in die Hunte. — Zum Flußgebiet der Hase gehört der P a l m p o h l, der in Siedloge entspringt, Bühren und Repke durchfließt, sich nördlich von Bakum mit einem anderen Bache vereinigt, der, von Steinriede beim Desum kommend, das Bührener Bruch durchströmt, darauf, durch mehrere Nebenbäche verstärkt, das Kirchspiel Bakum durchfließt und in die Aue mündet. Er führt auch den Namen Hagelager Bäke. Ferner gehört zum Flußgebiete der Hase ein Bach, der südseits Emstek beim Desum entspringt, nordseits um das Kirchspiel Cappeln fließt, später den Grenzbach zwischen Bevern und Addrup bildet und sich in die Lager Hase ergießt. — Zur Leda endlich fließt die S o e st e, die aus zwei Quellflüssen, von denen der eine bei Echterholz, der andere bei Hesselnfeld entspringt, gebildet wird

und, nachdem sie durch mehrere Quellen in der Heide zwischen Höltinghausen und Cloppenburg verstärkt worden ist, nach Norden durch Cloppenburg und Friesoythe zur Leda abfließt.

Der südliche Teil der Gemeinde (Emstek, Westeremstek, Drantum, Bühren) hat guten Lehmboden. Er gehört dem fruchtbaren Gestrich an, der sich über den östlichen Teil der Landgemeinde Cloppenburg, Cappeln, den nördlichen Teil von Langförden, die größere Hälfte von Visbek, Lutten und Goldenstedt ausdehnt und sich von jeher durch Ergiebigkeit des Bodens und Wohlhabenheit der Bevölkerung ausgezeichnet hat. Der nördliche Teil der Gemeinde Emstek (Garthe, Echterholz, Halen, Höltinghausen usw.) dagegen hat leichten Sandboden mit verhältnismäßig dünner Bevölkerung. Vor einigen Jahrzehnten konnte man hier (namentlich in der Garther Heide) noch stundenweit wandern, ohne viel anderes zu sehen, als braune Heide, die unbenutzt lag oder Herden kleiner Heidschnucken als Weide diente. Ein Gefühl großer Einsamkeit ergriff den Wanderer, der sich fern von jeder menschlichen Nähe fühlte. Nur vereinzelt erblickte man einen Heide mähenden oder Plaggen hauenden Mann, dessen Sense oder Haue, poliert vom trockenen Sandboden, im Sonnenstrahl blinkte. Von Zeit zu Zeit sah man auch eine Schafherde, die durch ihr Blöcken und das Getöne ihrer Glocken die Stille unterbrach, bewacht von einem Hunde und dem in seinen weißen Mantel (Haiken) gehüllten, Strümpfe strickenden Schäfer. Ernst und still, wie die ihn umgebende Natur, pflegte er auf einem Erdhügel zu sitzen und kaum aufzublicken, selbst wenn der Wanderer ihn anredete. Sogar die Neugier schien zu wenig Nahrung zu finden, um geweckt zu werden. — Besonders eindrucksvoll aber war eine Nachtwanderung im Mondenscheine durch jene Gegenden. Der scharf und unheimlich in den Föhren und einzelnen Birken sausende Wind, die seltenen, aus der Ferne hallenden Töne, das ungewisse, von Wolken plötzlich umdunkelte Licht des Mondes erinnerten unwillkürlich an die Oertlichkeiten und Naturszenen, wie Ossian sie schildert. Es schien, als ob den Grabhügeln die Geister unserer Vorfahren entstiegen, zufrieden, nach Jahrhunderten hier noch die Gegend unverändert wieder zu sehen.

In jüngerer Zeit hat sich hier nun freilich manches geändert. Zunächst begann die Forstverwaltung, auf den staatlichen Flächen

in der Garther Heide mit Hilfe des Dampfpfluges Forstkulturen anzulegen und sie mit Kiefern zu bepflanzen. Die Kultur dieser Heidgegenden ist nicht leicht. An den meisten Stellen findet sich einen Fuß unter der Oberfläche eine Lage braunen oder schwarzen Ortbodens, der so fest ist, daß er keine Feuchtigkeit durchläßt und nur schwer zu durchbrechen ist. Der Dampfpflug nun zerreißt diese Ortschicht und ermöglicht es den Pflanzen, ihre Wurzeln tiefer in den Boden zu senken. Vor allem aber wird auf diese Weise ein Stagnieren des Grundwassers verhindert, so daß die Pflanzenwurzeln nicht ständig im Wasser stehen, was bekanntlich das Gedeihen der Pflanzen am meisten behindert. Vorteilhafter freilich als das Umbrechen mit dem Dampfpflug ist noch das Ziehen von Parallelgräben auf ca. fünf Meter Abstand, wie es z. B. auf Gut Welpe bei Vechta, wo ähnliche Bodenverhältnisse vorhanden sind, in vorbildlicher Weise geschehen ist. Auf diesen Flächen gedeihen die Pflänzlinge besonders gut. Allerdings ist eine solche Kultur erheblich kostspieliger, als das einfache Umbrechen mittelst Dampfpfluges, und unterbleibt aus diesem Grunde in der Regel. Dem Beispiele der Forstverwaltung sind dann verschiedene Landwirte gefolgt, indem sie weite Flächen mit Föhren oder Birken bepflanzten, wodurch die Einförmigkeit der Gegend etwas behoben worden ist.

In noch jüngerer Zeit sind dann auch umfangreiche Gebiete in Ackerkultur genommen, so daß die bisher ziemlich nutzlos daliegenden Heideflächen immer mehr nutzbar gemacht sind. Verschiedene Ansiedler haben sich hier niedergelassen, was eine nicht unerhebliche Bevölkerungszunahme für diese Gegend bewirkt hat. Wie groß diese ist, sehen wir am besten daraus, daß die Schulen in Halen und Höltinghausen zweiklassig geworden sind und in Garthe und Hohenging neue Schulen haben errichtet werden müssen.

Die Schafzucht, die ehemals eine so große Bedeutung in diesen Gegenden hatte und für die Wirtschaft ganz unentbehrlich schien, ist fast völlig aufgegeben worden. Der Grund und Boden kann eben auf andere Weise besser ausgenutzt werden.

Freilich war der Anbau in den ersten Zeiten mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Nur bei ausgiebiger Düngung ließ sich dem sterilen Boden entsprechende Frucht abgewinnen. An

ausreichenden Düngermengen aber fehlte es vielfach. Was aber an Schaf- und Rindviehdünger vorhanden war, konnte hier nicht, wie auf besseren Böden, einfach aus dem Stall aufs Feld geschafft werden, weil er sich in dem dürren Boden unwirksam verloren hätte, sondern man mußte ihn mit Heideplaggen reichlich durchsetzen und die aufgeschichteten Haufen geraume Zeit stehen und durchbrennen lassen, ehe man den Dünger über den Acker verstreuen konnte. — Diese ganze Art der Bewirtschaftung hat aber in den letzten Jahrzehnten eine gründliche Aenderung und Vereinfachung durch die Gründüngung und den Kunstdünger erfahren. Wer die große Wirkung dieser landwirtschaftlichen Hilfsmittel recht kennen lernen will, der muß Sandgegenden aufsuchen, mehr noch als auf alten Kulturböden wird ihm der Fortschritt in die Augen fallen. Wo ehemals kahle Heideflächen sich dehnten, wogen jetzt schier unabsehbare Aehrenflächen und bringen dem strebsamen Anbauer reichen Erntesegen.

Dabei wird das Korn jetzt selten noch unmittelbar verwertet, sondern zur Viehzucht verwandt. Früher wurde in guten Jahren ein bedeutender Kornhandel nach Oldenburg betrieben. Auch wurde eine nicht unerhebliche Menge Roggen in den einheimischen Branntweinbrennereien verarbeitet. Im Jahre 1835 bestanden deren noch sieben in der Gemeinde Emstek, die alle bis auf eine in Höltinghausen verschwunden sind. Stroh wird viel in Schneiderkrug abgesetzt, wo zwei Häckselschneidereien und eine Strohpresse sich finden.

In früherer Zeit haben auch die Moore ohne Zweifel einen viel größeren Flächenraum eingenommen, als sie heute noch haben. Ein eigentliches Moor, wenn auch kein Hochmoor, besitzt nur noch Höltinghausen. Durch Abgraben, Kultivierung, Anlegen von Wiesen ist es aber im Laufe der Zeit sehr zusammengeschrumpft und ist jetzt fast ganz verschwunden. An den Bächen finden sich auch hie und da Moore von geringer Ausdehnung, die den sog. Wiesentorf liefern. Dieser ist zwar fett und schwarz, brennt auch gut, verursacht aber einen starken, schwefelartigen Geruch und hinterläßt rötliche Asche. Der meiste Brenntorf, soweit solcher überhaupt noch verwendet wird, muß von Vechta, Ahlhorn oder Molbergen herbeigeschafft werden, wenn man ihn nicht mit der Bahn von Oldenburg oder Friesoythe schicken läßt.

Statt Torf wird aber in immer steigendem Maße Steinkohle verwendet.

Die Bauernhäuser der Gemeinde zeigen noch durchgehends die altniedersächsische Bauart, doch findet man vielfach neue Wohnhäuser angebaut, die der berechtigten Forderung nach Reinlichkeit und Bequemlichkeit, nach Licht und Luft mehr Rechnung tragen. Ob freilich die Verbindung des alten, mit breitem Strohdach versehenen Fachwerkbaues mit dem modernen, städtisch anmutenden, in der Regel massiv aufgeführten neuen Wohnhause immer und überall architektonisch gut gelungen ist, ist eine andere Frage, die man in sehr vielen Fällen nicht ohne weiteres bejahen kann. Es ist dies überhaupt eine Aufgabe, die nicht leicht zu lösen ist, und die in der Regel die Fähigkeiten und Kenntnisse eines einfachen Dorfzimmermeisters oder Maurermeisters übersteigt. Und doch hängt von der Lösung dieser Frage unendlich viel für eine vorteilhafte, stilgerechte Bauweise auf dem Lande ab. Das alte niedersächsische Bauernhaus gehört mit Recht der Vergangenheit an. Die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse, die keine Dreschdiele mehr brauchen und keine geräumigen Getreideböden über den Viehställen, — dafür hat man jetzt große Fruchtscheunen mit Dreschanlagen — das berechtigte Verlangen nach luftigen und gesunden Aufenthaltsräumen für Menschen und Tiere erfordern gebieterisch eine Abänderung der bisherigen Bauweise. Eine völlig einwandfreie, allen Anforderungen entsprechende Lösung scheint aber noch nicht gefunden zu sein und ist vielleicht auch schwer zu finden. Auf keinen Fall aber sollte jemand einen Neubau unternehmen, ohne den Rat erfahrener Architekten einzuholen. Diese kleine Ausgabe macht sich doppelt bezahlt. Unsere Baumeister aber sollten gerade dieser Aufgabe eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Die ländliche Bauweise ist ohne Zweifel in einer Uebergangsperiode begriffen. Ein rechtzeitiges Eingreifen kann viel Gutes schaffen und viel Schlimmes verhindern.

Die alten Fachwerkbauten sind sehr oft mit Inschriften versehen. In einem Balken über der großen Einfahrtstür findet man die Namen des Besitzers und seiner Frau, die Jahreszahl der Erbauung und nicht selten einen sinnigen Spruch eingeschnitten. In der Gemeinde Emstek scheint diese Sitte mehr

verbreitet gewesen zu sein, als in manchen anderen Gegenden. Die Bewohner hatten sich an diese Hausverse so gewöhnt, daß sie in einem Hause ohne Spruch gar nicht wohnen mochten, wie einer von ihnen sich ausdrückte: „Ein Haus ohne Spruch kommt mir vor wie ein Ei ohne Salz.“ Freilich sind die eingefügten Sprüche selten besonders eigenartig, in der Regel kehren dieselben Wendungen immer wieder. So lesen wir öfters: „Dieses Haus steht in Gottes Hand, Gott bewahre es vor Brand und alles, (!) was diesem Hause schaden kann. Gott gebe Glück und Segen, Fried' und Einigkeit und nach diesem Leben die ewige Seligkeit“, oder doch ähnlich, nicht selten etwas abgekürzt. Noch öfters begegnet uns die Inschrift:

„Gott segne dieses Haus
und alle, die gehen ein und aus.“

Manchmal hat sich darunter mit kleiner, bescheidener Schrift auch der Baumeister des Gebäudes verewigt. — Aber nicht bloß an dem Giebelbalken fanden sich Inschriften, auch die Zimmermöbel, sogar die Hausgeräte und Werkzeuge waren zuweilen mit Sprüchen geziert. Namentlich war dies bei den großen Salzfässern der Fall, die aus dicken eichenen Brettern solide verfertigt und meist ziemlich eingeräuchert neben dem Herde im Küchenraume an der Wand hingen. Ein solches Salzfaß mit dem Stoßseufzer: „O wat hört hier väl tau“, hing vor kurzem noch in einem Bauernhause in Bühren.

Bei den neueren Steinbauten findet man derartige Inschriften wenig oder gar nicht. Höchstens ist der Name des Besitzers und die Jahreszahl der Errichtung in eine Tafel über der Tür eingelassen. Es ist zuzugeben, daß sich längere Sprüche an einer Steinmauer auch nicht so gut anbringen lassen und nicht so wirken, wie an einer Fachwerkwand, aber ein geschickter Baumeister dürfte doch Mittel und Wege finden, auch an modernen Steinbauten geeignete Inschriften zur Geltung zu bringen. Jedenfalls wäre zu bedauern, wenn die gute alte Sitte der Aenderung in der Bauweise zum Opfer fiele. —

Die rein niederdeutsche, fast ausschließlich katholische Bevölkerung lebte früher beinahe ausnahmslos vom Ackerbau. Sie zählte im Jahre 1669 900 Seelen. Zu Anfang vorigen Jahrhunderts betrug sie (im Jahre 1800) 2081 Seelen, worunter ein

Jude war, der sich mit Handel und Viehschlachten kümmerlich durchhalf. 1821 zählte man 2400 Einwohner. Diese Zahl hat sich mit geringen Abweichungen das ganze Jahrhundert hindurch erhalten. In den Jahrzehnten seit 1900 ist eine verhältnismäßig starke Bevölkerungszunahme zu verzeichnen. Die stärkere Besiedelung der Heideflächen im Norden der Gemeinde, der Anbau bei den Eisenbahnstationen Emstek, Schneiderkrug und Höltinghausen, vor allem aber die Anlage der Kolonie Hoheging haben die Einwohnerzahl auf ca. 4000 anwachsen lassen. Da es in der Gemeinde noch manche Ansiedelungs- und Verdienstmöglichkeit gibt, wird die Bevölkerungsziffer in Zukunft zweifellos noch weiter steigen. — —

* * *

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wollen wir nunmehr einen Rundgang durch die Gemeinde machen.

Der Hauptort, im Gegensatz zur Bauerschaft Westeremstek auch K i r ch e m st e k genannt, scheint in anbetracht der weiten nördlichen Ausdehnung der Gemeinde zu weit nach Süden vorgerückt zu liegen. Beträgt doch die Entfernung vom Kirchdorfe bis zur äußersten Nordgrenze reichlich 2½ Stunden. Bedenken wir aber, daß die alten Siedlungen fast ausschließlich im südlichen Teile an dem von Cloppenburg nach Visbek führenden Wege und außerdem in den nicht allzu fern liegenden Ortschaften Garthe, Halen und Höltinghausen sich finden, während die übrigen Gebiete wenig oder überhaupt nicht bewohnt waren, so kann man dem Hauptorte für die ältere Zeit eine gewisse zentrale Lage nicht absprechen.

Der Ort muß schon in alter Zeit eine höhere Bedeutung gehabt haben, da er neben Goldenstedt, Langförden, Bakum, Krapendorf und Altenoythe zu den sog. Mutterpfarren gehört, die von Visbek aus durch die ersten Glaubensboten in unserer Gegend gestiftet wurden. Die Kirche bestand sicher schon um 855, ist wahrscheinlich aber noch früher, vor 819, gegründet worden. Die alte Holzkirche soll erst 1352 durch die erste Steinkirche ersetzt worden sein, doch ist auch hier ein früherer Zeitpunkt wahrscheinlich. Diese Kirche ist 1864 durch die jetzige ersetzt worden, sie hatte eine Länge von 79 Fuß und war 31 Fuß breit, der Turm maß 22 × 22 Fuß. Ein Bild des alten, backofenförmigen,

niedrigen, mit plumpem Turm versehenen Gebäudes scheint nicht erhalten geblieben zu sein. An der Rückseite des aus Feldsteinen errichteten Gotteshauses befand sich eine aus Fachwerk erbaute Sakristei, an der Südseite eine Portal oder Leichenbauer, nebst einem Kirchenspeicher, beide ebenfalls aus Fachwerk errichtet.

Im Jahre 1595 wurde Emstek von einer Feuersbrunst zum größten Teile in Asche gelegt. Ein gewisser Velthaus, aus dem Kirchspiel Visbek gebürtig, hatte im trunkenen Zustande ein Gewehr abgefeuert, davon hatte ein Strohdach Feuer gefangen und zwanzig Häuser nebst den Stallgebäuden waren ein Raub der Flammen geworden. Auch die Kirche samt dem Turme hatte schwer gelitten. Die Not der Zeit verhinderte eine gründliche Wiederherstellung; besonders der Turm glich lange Zeit einer Ruine. 1652 heißt es: „Am Turme halten die Steine nur noch notdürftig zusammen, an einer Seite sind sie schon völlig weggerutscht." Aehnlich lauten die Meldungen aus den Jahren 1655 und 1682. Im Jahre 1708 wurde auf Bitten der Eingesessenen eine Kollekte zur Ausbesserung des baufälligen Turmes bewilligt, woraufhin dieser soweit wiederhergestellt werden konnte, daß er nicht völlig zusammenstürzte. Auch wurde die durch den Brand 1595 zerstörte Spitze neu aufgeführt.

Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts entschloß man sich endlich, den schon lange notwendig gewordenen Neubau der Pfarrkirche in Angriff zu nehmen. Unter dem tatkräftigen, seeleneifrigen, in der ganzen Gemeinde und darüber hinaus beliebten und angesehenen Pastor Büschelmann wurde im Jahre 1861 eine Notkirche errichtet, dann das alte Gotteshaus abgebrochen und im Frühjahr 1862 der Grundstein zur neuen Kirche gelegt. Im Herbst 1864 konnte sie dem Gebrauche übergeben werden, und im folgenden Jahre wurde die feierliche Konsekration durch den Bischof Johann Georg Müller vorgenommen. Dieser kunstsinnige Kirchenfürst hatte zur Durchführung des Werkes wesentlich beigetragen.

Die neue Kirche, errichtet nach den Plänen des hervorragenden Kirchenbaumeisters Hensen, ist ein reingotischer hübscher Backsteinbau in Kreuzform mit erhöhtem Mittelschiff und zählt noch heute zu den schönsten Kirchen des Münsterlandes. Damals, bei der Fertigstellung, war sie jedenfalls das ansehnlichste Gottes-

haus in der ganzen Gegend und wurde deshalb von weit und breit aufgesucht und bewundert. Gerade sie hat zu weiteren Neubauten Anregung gegeben, unter anderem zu dem Kirchenbau im benachbarten Visbek, der freilich nicht ganz so gut gelungen ist, wie der Emsteker.

Die Innenausstattung ist ebenfalls größtenteils neu und zur Kirche passend. Als besondere Kunstwerke gelten die beiden Seitenaltäre, hervorgegangen aus der bekannten Werkstätte des Tischlermeisters Rüve in Emstek. Die Ausmalung der Kirche wurde bestritten aus einer Spende, die dem Pfarrer Wempe zur Feier seines 25jährigen Priesterjubiläums als Ehrengabe überreicht war.

Das älteste Stück der Ausstattung ist ein wohlerhaltener romanischer Taufstein, der bereits die alte Kirche zierte, vielleicht schon deren Vorgängerin gedient hatte. Er hat die häufig vorkommende Form eines großen, von vier ruhenden Tiergestalten, anscheinend Löwen, getragenen Beckens; in Lastrup, Damme und Cappeln finden sich ähnliche Taufsteine. Die Verzierungen mit Rankengewinden, Schnüren u. dgl. deuten auf das 13. Jahrhundert als Ursprungszeit hin. Sie sollen in Bentheim verfertigt sein. Außerdem finden sich noch eine alte Sonnenmonstranz, kupfervergoldet, einige alte Bilder, ein Oelgefäß, mehrere zinnerne Kelche und messingene Leuchter, die bereits aus dem 17. Jahrhundert stammen, aber ohne künstlerischen Wert sind. Höheren Wert zeigt ein hübscher Barockkelch.

Beim Abbruch der alten Kirche fand sich unter einem Gewölbepfeiler als Fundament eingemauert ein uralter, roh bearbeiteter Taufstein aus Granit, der sich jetzt im Kunstgewerbemuseum zu Oldenburg befindet, ein Gegenstück zu dem aus Altenoythe stammenden Taufstein im Heimatmuseum zu Cloppenburg.

Die erste Orgel erhielt die Kirche merkwürdigerweise erst im Jahre 1819. Die jetzige stammt aus dem Jahre 1876, sie enthält 23 durchgehende Register, zwei Manuale, ein freies Pedal und zwei Koppelzüge. Eine Turmuhr, angefertigt von Meister Adrian, befindet sich bereits seit dem Jahre 1681 im Turm.

Von den alten Kirchenglocken war bei dem Brande 1595 die eine geschmolzen, die andere in Stücke gefallen. Mit Mühe hatte man nach dem Dreißigjährigen Kriege (1652) zwei neue

beschafft und wollte sie durch den Weihbischof Frick, der 1652 in Emstek firmte, einweihen lassen. Die Einweihung aber unterblieb, weil der Weihbischof, der sich einer ziemlich erheblichen Körperfülle erfreute, es nicht wagte, den sehr wackeligen Kirchturm zu besteigen. Freilich war, wie der Küster klagte, der Aufstieg auch nicht sehr leicht, und doch müsse er, jedesmal wenn zu läuten sei, mit Lebensgefahr den Turm besteigen, da wegen der Aufstellung der Uhr keine Taue nach unten geführt werden könnten.

Von den jetzt vorhandenen drei Glocken ist die mittelgroße 1843 umgegossen worden. Die Kosten wurden von einem H. Hoffmeier aus Halen bestritten, der damals in der Lotterie ca. 9000 Taler gewonnen hatte. Die Auszahlung des Gewinnes verzögerte sich, weil der Agent Schwierigkeiten machte. Da gelobte Hoffmeier, wenn er das Geld erhalte, die Hälfte der Kirche schenken zu wollen. Als nun der Gewinn ausbezahlt war, erhielt die Kirche die halbe Summe und ließ davon unter anderem die genannte Glocke umgießen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstand ein Streit über das Besetzungsrecht der Emsteker Pfarre zwischen der hannoverschen Regierung und dem Bischof von Osnabrück. Dieses Recht wurde anfangs durch den Abt des Benediktinerklosters Corvey an der Weser bei allen den Kirchen ausgeübt, die von Visbek aus gegründet waren; denn Corvey ist als das Mutterkloster des Visbeker Missionshauses zu betrachten. Als der Bischof von Osnabrück die kirchliche Oberhoheit in unserer Gegend gewann, ging das Besetzungsrecht an diesen über. Im Jahre 1251 nun wurde an dem Dome zu Osnabrück eine neue Vikarie gestiftet und, wie es in einem solchen Falle üblich war, wurde dieser Neugründung zum Unterhalte irgendeine Pfarre geschenkt. Diesesmal traf es die Pfarre Emstek. Der Vikar „Unter den Türmen“ des Domes zu Osnabrück, wie die genannte Stelle hieß, hatte also das Recht, den Pfarrer in Emstek zu ernennen oder auch selbst die Pfarre zu übernehmen und sie dann durch einen Stellvertreter verwalten zu lassen. Meistens erfolgte die Besetzung in der Weise, daß der Osnabrücker Domvikar einem Geistlichen gegen eine bestimmte Geldzahlung die Stelle übertrug. Daß dabei oft mehr auf die Zahlungsfähigkeit des betreffenden Geistlichen ge-

sehen wurde, als auf seine Würdigkeit, ist leicht erklärlich. Auch zog der Besitzer der Stelle nicht selten Pfarreinkünfte dauernd an sich und schmälerte auf diese Weise die Pfarre für alle Zukunft. Welcher Schaden einer Pfarre aus einer derartigen Einrichtung zu erwachsen pflegte, ist bei Damme (vgl. Bd. IV, S. 5 ff.) näher gezeigt worden. Auch die auf solche Weise nach Emstek gelangten Pastöre scheinen nicht immer einwandfreie Priester gewesen zu sein. Dafür ein paar Beispiele, die uns einen tiefen Einblick in die wirren Verhältnisse der damaligen Zeit geben können. Der Pfarrer Johannes Meistermann (1613—1620) mußte schließlich abgesetzt werden, weil er nicht nur wiederholt wegen Trunksucht und Streithändel bestraft worden war (einmal wurde er in Anklagezustand versetzt, weil er zwei Männer durchgeprügelt habe), sondern sogar in den dringenden Verdacht kam, nicht einmal rechtmäßig geweihter Priester zu sein. Nach seiner Absetzung hielt er sich noch einige Zeit in Emstek auf. Er bewohnte das Haus, das jetzt Zeller Knagge in Besitz hat; es wird noch jetzt Papen (= Pastors) Haus genannt, was freilich meist gleich Spape gesprochen wird, wie man auch Smeyers für Meyers sagt.

Auch Meistermanns Nachfolger Heinrich Neuhaus (1620—1667), dessen sittlicher Lebenswandel durchaus nicht einwandfrei war und der zudem Tabak rauchte, was damals für mindestens ebenso schlimm galt, als Trinken und Raufen, war durchaus kein geeigneter Seelsorger.

Noch weniger dessen Nachfolger Johannes Lübbermann (1667—1682). Von ihm wird unter anderem berichtet, daß er kein Brevier bete, nicht einmal die Einrichtung desselben kenne, daß er beim Messelesen viele Fehler mache und die Kirche vollständig vernachlässige, so daß sie von Schmutz starre. Da er zudem ein unsittliches Leben führte und seine Trunksucht einen Gegenstand des Aergernisses bildete, blieb schließlich nichts anderes übrig, als auch ihn aus dem Amte zu entfernen. Von ihm wissen wir auch, daß er, um die Stelle zu erlangen, dem Osnabrücker Domvikar 30 Rtr. für die Anstellungsurkunde und 30 Rtr. zum Weinkauf gezahlt hatte; außerdem mußte er dem Domvikar jährlich ¾ Rtr. Kanon zahlen. Auch ist bekannt, daß unter ihm, wie unter seinen Vorgängern, von dem Emsteker Kirchengut manches verschleudert und der Pfarre dauernd entzogen worden ist.

Der Pastor Lübbermann war, als ihm die Absetzung drohte, zunächst in „das benachbarte protestantische Gebiet", wie es in dem Berichte heißt, geflohen, war dann aber zurückgekommen und wurde beim Pastor in Molbergen untergebracht. Bei dem damals herrschenden Priestermangel gelang es ihm sogar noch, in der Seelsorge wieder Verwendung zu finden, indem er mit der Verwaltung der erledigten Pfarre Markhausen beauftragt wurde; doch mußte er seinen Wohnsitz in Molbergen beibehalten. Hier starb er am 9. Dezember 1696 und wurde in der Molberger Kirche bestattet. Sein ganzer Nachlaß bestand in 36 Talern, die er sich zu einem ehrlichen Begräbnis mühsam zusammengespart hatte. Seine Bücher wurden auf etwa 2 Taler geschätzt. Lübbermann stammte aus Mettingen, Grafschaft Lingen, wo er 1636 geboren war.

Wenn auch manche dieser unliebsamen Vorkommnisse auf Rechnung der verworrenen Zustände der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges zu setzen sind, die Hauptschuld liegt ohne Zweifel daran, daß von dem Osnabrücker Domvikar keine geeigneten Seelsorger vorgeschlagen wurden. Auch die kirchliche Behörde war davon überzeugt, und der Weihbischof Steno beantragte deshalb beim Fürstbischof, mit Osnabrück in Verbindung zu treten, „daß nicht dem ersten Besten die Pastorat überlassen werde". Ob es zu Vorstellungen in Osnabrück gekommen ist, steht nicht fest, jedenfalls aber sind von dieser Zeit an nur würdige Priester mit der Seelsorge in Emstek betraut worden. Nachdem zunächst der Jesuit Balthasar Rennen elf Jahre lang die Pfarre verwaltet hatte, folgte vom 22. April 1693 bis 1727 Heinrich Borgelt aus Wiedenbrück, sodann Johann Joseph Meyer von Freckmeyers Hofe zu Mintewede (1727—1758). Meyer bekleidete das Amt eines Dechanten im Dekanate Vechta, wozu Emstek bekanntlich damals gehörte, und wurde später auch mit der Verwaltung des Dekanates Cloppenburg betraut, wie denn beide Dekanate früher öfters von einem Dechanten versehen wurden. Auf Meyer folgte Alexander Farwick aus Vechta von 1758 bis 1797, dann Kaspar Heinrich Melchers aus Cloppenburg (1797 bis 1826).

Melchers ist der letzte, von dem Osnabrücker Domvikar vorgeschlagene Pastor gewesen. Im Jahre 1803 waren bekanntlich

die geistlichen Fürstentümer säkularisiert und unter die weltlichen Fürsten aufgeteilt worden. Das Fürstbistum Osnabrück war an das mit der Krone Englands verbundene Hannover gefallen. Hannover bezw. England beanspruchte nunmehr auch das Besetzungsrecht der Pfarre Emstek, obwohl dazu keine Berechtigung vorlag. Handelte es sich doch in diesem Falle um ein ganz bestimmtes Vorrecht eines einzelnen Mitgliedes der Osnabrücker Domgeistlichkeit. Schuld an der ganzen Sache trug, wie der Weihbischof von Gruben nach Münster schrieb, der „völlig verweltliche" Inhaber der betreffenden Domvikarie, der auf die Behauptung seiner Rechte keinen Wert legte.

Der König von Großbritannien und Hannover präsentierte unter dem 14. August 1826 den aus Holte im Hannöverschen stammenden Anton Moormann, der bis zum Jahre 1848 die Pfarre verwaltet hat. Nach Moormanns Tode wollte das inzwischen von England abgetrennte Hannover wieder von seinem angeblichen Rechte Gebrauch machen und den Emsteker Kaplan Dominikus Diekmann als Pastor einsetzen. Die bischöfliche Behörde in Münster setzte sich aber diesmal entschieden zur Wehr, so daß die hannoversche Regierung es vorzog, nachzugeben und das Besetzungsrecht dem Bischof von Münster zu überlassen. Während der Verhandlungen, die sich ungefähr zwei Jahre hinzogen, starb der Kaplan Diekmann, und der Neuenkirchener Pastor Büschelmann wurde vom Bischof von Münster unter dem 1. August 1850 zum Pfarrer in Emstek ernannt. Auf Büschelmann, der am 31. Oktober 1882 starb, folgten Franz Tappehorn aus Vechta (1882—1894) und Anton Wempe aus Bakum von 1894 bis jetzt. —

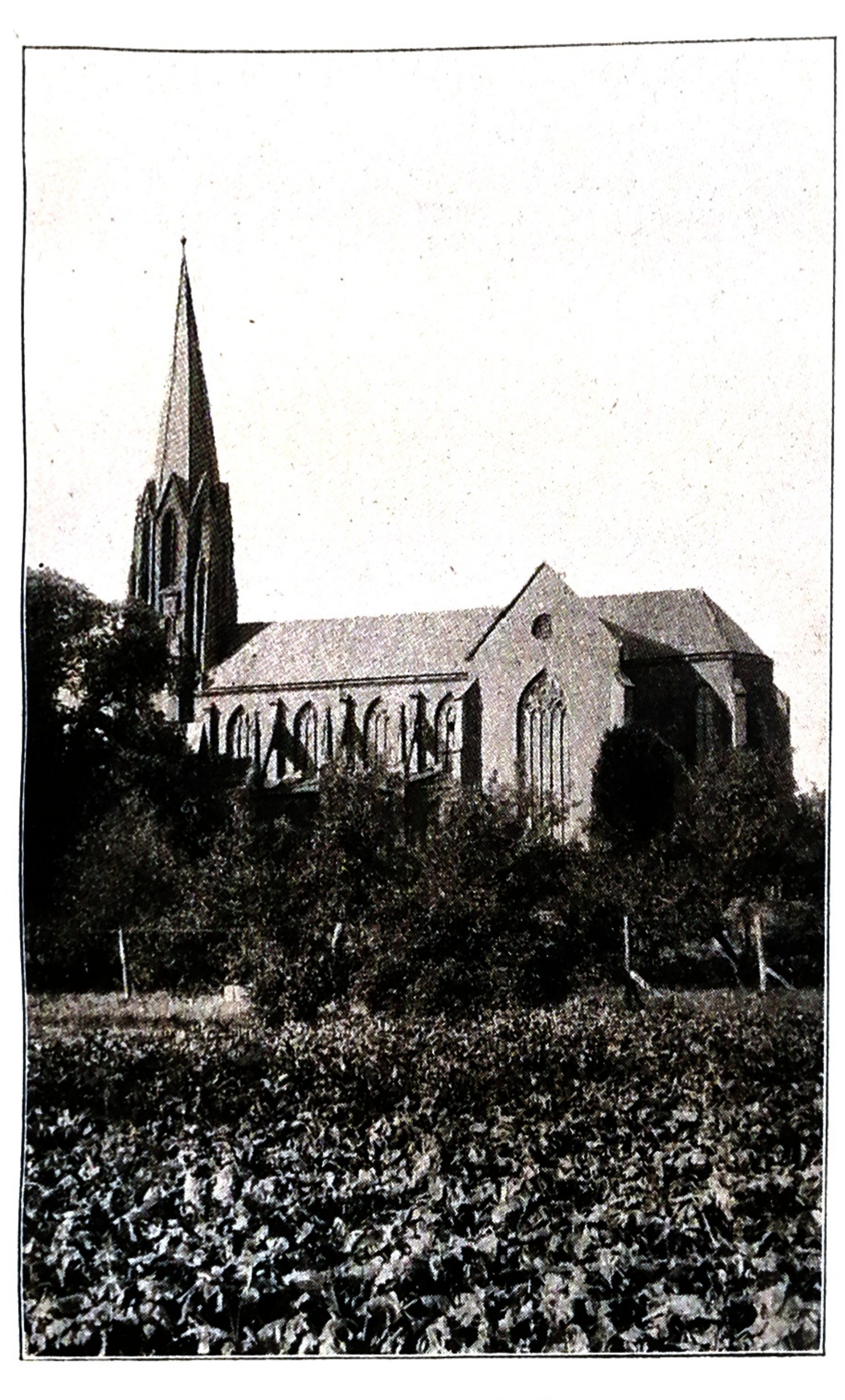
Von dem Pfarrhause heißt es im Jahre 1682, daß es besser für einen Landmann als für einen Geistlichen geeignet sei. Wenn wir bedenken, daß die Pastöre früher ohne Ausnahme eine bedeutende Landwirtschaft betrieben und die Pfarrwohnungen alle dementsprechend eingerichtet waren, so scheint nach obiger Bemerkung das Emsteker Pfarrhaus wohl nichts weiter als ein einfaches Bauernhaus gewesen zu sein. Tatsächlich gehörten zur Emsteker Pfarre auch ausgedehnter Landbesitz und erhebliche Einkünfte an Zehnten und Gefällen. Der Pastor galt in bezug auf die Emsteker Mark als Vollerbe und hatte das Recht, im Desumer

Holze gleich den übrigen Berechtigten Holz zu fällen und Schweine zur Mast zu treiben, außerdem aber durfte er ebenfalls in den Waldungen von Echterholz in gleicher Weise wie die beiden Echterholzer Bauern, Meyer und Trine, Holz fällen und Schweine weiden.

Ein weiteres Zeichen ausgedehnter Landwirtschaft besteht darin, daß Dechant Meyer 1751 ein eigenes Brauhaus bei der Pfarre erbaute, eine Einrichtung, die früher freilich auf sehr vielen größeren Höfen, auch Pfarrhöfen, gefunden wurde.

Die jetzige Pfarrwohnung ist 1827 beim Dienstantritte des Pastors Moormann erbaut worden. Sie ist also inzwischen 100 Jahre alt geworden und dürfte wohl allmählich einem Neubau Platz machen. Neben der prächtigen Kirche nimmt sie sich recht bescheiden aus.

Die jetzige Vikarie ist erst um die Mitte des 18. Jahrh. von dem Visbeker Pfarrer Johann Heinrich Vagedes gestiftet worden. Pastor Vagedes (von 1712—1742 Pfarrer in Visbek) hat das große Verdienst, in verschiedenen Pfarren, wo es besonders notwendig schien, Vikarien gestiftet zu haben, so in Visbek selbst, ferner in Barßel, Cloppenburg und Emstek. Vor der Reformationszeit und dem Dreißigjährigen Kriege waren in fast allen größeren Kirchspielen Vikarien vorhanden gewesen, waren aber in den Wirren jener Zeit eingegangen, die Einkünfte verschleudert, so daß sich nur noch ganz wenig derartiger Stellen in die spätere Zeit hinein gerettet hatten. Auch in Emstek scheint eine St. Anna-Vikarie bestanden zu haben, deren Altar (jeder Geistlicher hatte früher seinen eigenen Altar) an der Evangelienseite gestanden hatte. Diese Vikarie aber war vollständig untergegangen, und so war es ein großes Verdienst des genannten Visbeker Pastors, daß er für die ausgedehnte Emsteker Pfarre eine zweite Seelsorgestelle schuf. Anfangs wurde der Dienst meistens durch Ordensgeistliche aus Vechta wahrgenommen, die zu diesem Zwecke an Sonn- und Feiertagen nach Emstek gingen. Erst seit 1821 wurden eigene Vikare für Emstek bestimmt, doch wohnten auch diese nicht im Pfarrorte, sondern in Cloppenburg, wo sie an der dortigen höheren Bürgerschule Unterricht erteilten. Dagegen wohnte der Bührener Kaplan beim Pastor in Emstek und leistete die Woche hindurch Cooperaturdienste. Des Sonntags be-



Emstek, Pfarrkirche

Aus J. Ostendorf: Emstek im Weltkrieg

ort, während der Emsteker Vikar zur Wahrnehmung seiner Seelsorgerpflichten von Cloppenburg nach Emstek herüberkam.

Dieser etwas eigenartige Zustand dauerte bis zum 1. Oktober 1877. Zu diesem Zeitpunkte siedelte der damalige Kaplan Clemens Kreymborg († als Pfarrer in Neuscharrel) dauernd nach Bühren über und baute eine eigene Kaplaneiwohnung, wohingegen der Emsteker Vikar den Schuldienst in Cloppenburg aufgab und seine Wohnung dauernd im Emsteker Pfarrhause nahm. Eine eigene Vikariewohnung gibt es bis jetzt in Emstek nicht.

Die erste Schule ist in Emstek, soweit wir wissen, im Jahre 1663 eingerichtet worden. Was vorher vorhanden gewesen war, hatte in den Wirren der vorhergegangenen Zeit seinen Untergang gefunden. Der erste Lehrer hieß Busse Lamping. Die Schule wurde auf dem Kirchhof hinter der Kirche, wo jetzt Meinerding wohnt, errichtet. Als später in Bühren, Höltinghausen, Drantum usw. Bauerschaftsschulen errichtet wurden, bestand auch hier, wie in fast allen Kirchspielen, die Bestimmung, daß alle Kinder über 10 Jahre die Schule im Kirchdorfe besuchen mußten. Trotzdem waren die Einkünfte des Lehrers, der monatlich vom Kirchspiel 1 Taler, von jedem Schulkinde halbjährlich 1 Reichsorth und außerdem 12 Rthr. aus Kirchenmitteln erhielt, so gering, daß, wie der Lehrer klagt, „kein Schulmeister davon den Lebensunterhalt haben könne." Auch wird geklagt, daß die Schule „zwar neu, aber schlecht gebaut und nur zum Teil mit einem Dache versehen sei." Um die Einkünfte des Lehrers aufzubessern, verband man 1684 den Küsterdienst mit der Lehrerstelle. Als Lehrer und Küster wurde ein Gerhard Meier, gebürtig aus Lengerich, bisher Lehrer in Dinklage, angestellt, der den Dinklager Schuldienst aufgegeben hatte, weil durch Einrichtung einer Mädchenschule sein Einkommen dort stark geschmälert war und außerdem die ihm aus Kirchspielmitteln bewilligten 30 Taler schlecht einkamen. Auch in Emstek war er nicht auf Rosen gebettet. Er hatte zwar eine eigene Wohnung, das Küsterhaus, und bezog die doppelte Einnahme als Küster und Lehrer, aber „das Küsterhaus war nichts wert und ließ den Regen durch", wie der Dechant im Jahre 1696 berichtet, und außerdem machten der Drost und die Adligen dem Lehrer die 12 Taler Zulage strittig,

wohl weil sie glaubten, die Einnahmen des Lehrers aus dem Küsterdienste und dem Schulgelde der Kinder seien so reichlich bemessen, daß er eines besonderen Zuschusses nicht bedürfe.

Doch scheint Meier bis zum Ende seines Lebens, 1711, in Emstek ausgeharrt zu haben. Auch ist es fraglich, ob ihm, solange er im Dienste war, die 12 Taler Zulage wirklich entzogen worden sind. Nach seinem Abgange aber weigerten sich die „Herren Cavaliere", d. h. die Adligen, die damals das Kirchspielsregiment in den Händen hatten, hartnäckig, die 12 Taler Zulage zu entrichten. Die Folge war, daß nach Meiers Tode länger als ein halbes Jahrhundert hindurch keine regelrechte Lehrkraft in Emstek angestellt war, zumal da man nach Meiers Abgange den Küsterdienst wieder von der Schule getrennt und einen gewissen Bernhard Tepe als Küster angestellt hatte, in dessen Familie der Küsterdienst durch Generationen erblich geblieben ist. Weshalb diese Trennung vorgenommen wurde, ist nicht ersichtlich, jedenfalls war sie nicht zum Vorteile der Schule, da sich keine irgendwie tüchtige Kraft dazu hergeben wollte, gegen so spärliche Besoldung den Schuldienst zu versehen. Jeden Herbst mußte der Pastor auf die Suche gehen, um irgend einen Knecht oder Heuerling oder sonst einen „Erwerbslosen" für den Schuldienst zu gewinnen. Länger als einen Winter aber pflegten auch diese Schulhalter selten zu dem harten, kärglich besoldeten Dienst geneigt zu sein. So erklärte 1733 ein Heinrich Zurhake, nachdem er einen Winter die Schule verwaltet hatte, „er verlange die Schule nicht länger, sein Weib und Kinder müßten arm bei der Schule werden." Das Jahr vorher hatte ein Schröers Schule gehalten, dann aber „wieder aufgesagt". Für das folgende Jahr wurde ein Heinrich Penkhauß gewonnen usw. Wir können es verstehen, wenn der damalige Pastor Meier klagt: „Gott weiß, was es einem pastoren verdrießlich ist das viele Klagen und Ueberlaufen der Eltern, sowie die große Unordnung, wenn der Kirchspielschulmeister nicht kapabel."

Um dem Schullehrer eine größere Einnahme aus dem Schulgelde zu verschaffen, machte man um diese Zeit auch den Vorschlag, die Bauerschaftsschulen zu schließen und alle Kinder nach Emstek zu schicken. Dagegen erhob sich aber starker Widerspruch, und auch der Pastor sprach sich dagegen aus, da die kleinen

Kinder zur Winterszeit den weiten Weg zur Kirchspielsschule nicht machen könnten.

Um 1770 trat endlich eine Besserung in den Schulverhältnissen ein, indem man Küsterei und Schuldienst wieder vereinigte und den Küster Johann Joseph Tepe auch als Schullehrer anstellte. Nach ihm haben dann noch Alexander Tepe und Joseph Tepe beide Stellen verwaltet, wie denn seitdem die Küsterei ständig mit der Hauptlehrerstelle verbunden geblieben ist. Die Familie Tepe besaß eine eigene Wohnung, die dort lag, wo jetzt Krieger wohnt.

Von den sonstigen Lehrern seien noch erwähnt: Um 1780 Anton Frye, von dem die Fryen in Langförden und Vechta (Rektor Frye, Professor Frye usw.) abstammen, ferner August Bokern (1819—1838), der sich große Verdienste um die Verbesserung der Obstbaumzucht erworben hat, sodann H. F. Hellebusch (1861—1872), ein vorzüglicher Bienenzüchter, überhaupt ein eifriger, kenntnisreicher Mann, der auch gelegentlich schriftstellerisch tätig war und in den Tagesblättern verschiedentlich naturwissenschaftliche Aufsätze veröffentlichte, unter anderem über das Auftreten des Bienenwolfes, einer Großwespe, die damals in unserer Gegend den Bienenvölkern großen Schaden zufügte. Hellebusch starb 1875 in Emstek. Außerdem waren im vorigen Jahrhundert drei Lehrer namens Böckmann in Emstek tätig: Johann Heinrich Böckmann (1838—1856), August Böckmann (1856 bis 1861) und Bernhard Böckmann von 1872 bis 1883. Letzterer ließ sich 1883 pensionieren und wanderte nach Bosnien aus. Ueber die dortigen Zustände hat er mehrfach in den hiesigen Blättern Schilderungen veröffentlicht.

Die Emsteker Schule wurde im Jahre 1883 zweiklassig, jetzt sind vier Schulklassen vorhanden. Die alte Schule bzw. Küsterei war 1822 erbaut worden. Das neue zweistöckige Schulgebäude steht nördlich hart an der Straße in der Nähe der Einmündung der Halen-Höltinghauser Chaussee.

Der Begräbnisplatz befand sich früher, wie anderswo auch, bei der Kirche. Auf den Kirchhöfen befanden sich fast überall Speicher, die zu Versammlungen der Kirchenräte, zur Aufnahme des Zehntenkorns, auch wohl zur Unterkunft auswärtiger Kirchenbesucher, zur Aufbewahrung ihrer Kleidungsstücke und

sonstiger Sachen während des Kirchenbesuches u. dgl. dienten. Diese Speicher sind in den unruhigen Zeiten der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges vielfach der Kirche entfremdet, nicht selten in Wirtshäuser und dgl. umgewandelt worden. So sieht man denn heute fast alle Kirchhöfe von Wohnungen umsäumt, von denen man auf den ersten Blick sagen kann, daß sie ehemals Eigentum der Kirche gewesen sind. Weil es aber später an ausreichenden Beweisstücken fehlte, ist es nur selten gelungen, sie wieder in den Besitz der Kirche zu bringen. So ist es auch in Emstek bis auf den heutigen Tag geblieben.

Um 1890 wurde der Kirchhof nach der Südseite hin um 3½ Scheffelsaat vergrößert. Drei Scheffelsaat wurden vom Pfarrgarten abgetrennt, der dann wieder durch ein von Zeller Werner, genannt gr. Giese, erworbenes Grundstück vervollständigt wurde. ½ Scheffelsaat trat der Zeller Giese, genannt Gers, zur Abrundung des Begräbnisplatzes von seinem Garten ab. Der damalige Vikar Nieberding, jetzt Pfarrer in Osterfeine, hat sich um die Durchführung dieses Planes besondere Verdienste erworben.

Der Friedhof ist geschmückt mit einigen prächtigen Taxusbäumen, wie man sie schöner kaum irgendwo antrifft. Die Eibe (taxus buccata) soll unter günstigen Wachstumsbedingungen über 3000 Jahre alt werden können. Die Taxusbäume auf dem Emsteker Friedhofe sind vor etwa 150 Jahren von Pastor Farwick angepflanzt worden, haben also voraussichtlich noch eine recht lange Lebensdauer vor sich.

Das K i r c h d o r f E m s t e k zieht sich langgestreckt an der Cloppenburg-Schneiderkruger Chaussee hin; eine Abrundung fehlt dem Orte. 947 wird er zum ersten Male genannt als Empfstece, im 11. Jahrh. Emsteki, 1159 Emstike, später wechseln Emstike und Emsteke miteinander. Die Endung ike, eke kommt auch bei Armike = Ermke, Ksp. Molbergen, vor. Die Bedeutung ist noch nicht klargelegt. Nach einer anderen Ansicht soll die ursprüngliche Bezeichnung Emphsteti gelautet haben und da Emp = Fluß sei, bedeute der Name soviel wie Stätte am Fluß. Da die Soeste in der Nähe entspringt, wäre diese Herleitung immerhin möglich. Unbedingte Sicherheit wird darüber schwer zu erlangen sein.

Auch die heutige Schreibweise ist nicht einheitlich. Früher schrieb man stets Emsteck, neuerdings scheint nach dem Vorgehen

der Post das c allmählich zu verschwinden und die Schreibart Emstek mehr durchzudringen, nur die Eisenbahn hat Emsteck beibehalten. Solange die Bedeutung des Namens nicht endgültig feststeht, läßt sich auch nicht entscheiden, welche Schreibweise die richtigere ist. Wir haben uns der neuen Schreibweise Emstek angepaßt.

Ueber die frühere Geschichte des Ortes ist wenig bekannt. Es war eben ein stilles Kirchdorf, das fern vom Weltgetriebe sein ruhiges Leben weiterträumte und nur besonders schwere Erschütterungen mitverspürte. Vom Sturm des Dreißigjährigen Krieges wird es ebenso berührt worden sein wie andere Gegenden, zumal gleich in den ersten Kriegsjahren Tillys längerer Aufenthalt im Lager zu Bethen bei Cloppenburg unserer engeren Heimat schon einen bitteren Vorgeschmack des Krieges verkosten ließ.

Am deutlichsten sehen wir die Verheerungen des Krieges, wenn wir uns die Verwüstungen, die an den Gotteshäusern vorgenommen waren, vor Augen führen. Wie es in dieser Hinsicht mit den Privathäusern aussah, darüber ist im allgemeinen wenig überliefert. Im Jahre 1652, also vier Jahre nach Kriegsschluß, wird die Emsteker Kirche als vollständig ruiniert bezeichnet, „die Steine sind am Turm vielfach abgerutscht, die Fenster sind fort, der Fußboden ist uneben (wohl, weil die Soldaten darunter nach verborgenen Schätzen gesucht hatten), die Mauer, die das Gewölbe trägt, ist dem Einsturze nahe, die Bänke sind zerbrochen, Bücher, Beichtstühle sind verschwunden." Mag der Verfall auch teilweise auf die Gleichgültigkeit der damaligen Pastöre und auf die Verlotterung und Verarmung der Kirchspielseingesessenen zurückzuführen sein, der Hauptteil wird aber ohne Zweifel auf die Zerstörungen des Krieges zurückgeführt werden müssen. Wissen wir doch, daß der damalige Pastor Neuhaus (und mit ihm zweifellos die Bewohner) wiederholt vor heranziehenden Kriegshorden in die Grafschaft Oldenburg geflohen ist. Wie alsdann die rohen Soldatenhaufen in den verlassenen Dörfern hausten, das auszumalen, bedarf es keiner regen Phantasie.

Im Jahre 1667 wurde unsere Gegend von der Pest heimgesucht. Besonders stark herrschte sie in Vechta, Langförden und Goldenstedt. Emstek wurde im allgemeinen verschont, nur „Buddeken Gerdken Haus" wurde davon betroffen.

Während des Siebenjährigen Krieges mußte das Kirchspiel eine Anzahl Arbeiter stellen, die an der Befestigung von Meppen mitzuarbeiten hatte.

Eine schlimme Zeit brach wieder über unsere Gegend um die Wende des 19. Jahrh. während der Revolutionskriege herein. Von 1790 an hatte auch Emstek fast ununterbrochen unter Truppendurchzügen zu leiden. Im Sommer 1790 kamen verschiedene Abteilungen Anhalt-Zerbstscher Truppen durch, die von Jever nach Brabant marschierten. Im Frühjahr 1793 lagen hannoversche Truppen, die nach den Niederlanden zogen, längere Zeit hier in Quartier. Von März 1795 an hatten sich Engländer in Emstek und Drantum einquartiert. Einer der Offiziere, der bei Zeller Stallmann in Drantum wohnte, verliebte sich in die Tochter des Hauses und erschoß von der Seitentür des Stallmannschen Hauses aus den Nachbarssohn Grobmeyer, auf den er eifersüchtig war. Die Folge war, daß die Truppen unverzüglich abrückten, nachdem sie sich fünf Wochen dort aufgehalten hatten.

Den Engländern folgten Hessen, die 14 Wochen blieben. Dann rückten Hannoveraner ein, die jahrelang die Gegend besetzt hielten und erst 1801 wieder abzogen. Darauf folgten vielfach Einquartierung preußischer Truppen, die, von Ostfriesland kommend, sich hier kürzere oder längere Zeit aufhielten. Später kamen mehrfach Russen nach hier, deren rohes Gebahren besonders auffällig und lästig war. „Groß Bier! Groß Fleisch! Groß Heu! Groß Hafer! Mutter, Butter! Vater, Schnaps!“ waren die Ausrufe, mit denen sie das Haus zu betreten pflegten. Schnaps mit Pfeffer war ihr Lieblingsgetränk, und sie setzten ihr Vergnügen darin, die Dorfbewohner zu zwingen, von diesem Gifttrank mitzugenießen. Um einigermaßen Ordnung zu halten, mußten die Offiziere recht oft die Strafe des Spießrutenlaufens verhängen, eine Prozedur, die von alten Leuten noch lebendig geschildert werden konnte.

Diese Durchzüge und Einquartierungen bedeuteten eine ungeheure Last für die Bevölkerung und gefährdeten auch im höchsten Grade die Sittlichkeit der Bewohner. Manches unliebsame Vorkommnis dieser und der folgenden Zeit ist auf Rechnung des schlimmen Einflusses der fremden Truppen zu setzen.

Als im Dezember 1810 unsere Gegend der französischen Herrschaft unterworfen wurde, überschwemmten französische Truppen unsere Gegend. Der damalige Vogt Didenhof wurde von der franz. Regierung zum „Maire“ ernannt, wie denn die Franzosen nach Möglichkeit die bisherigen Unterbeamten beibehielten, da sie ja nicht in jeden kleinen Ort eigene Beamten schicken konnten. Dieser Didenhof glaubte nun eines Tages es seiner Stellung schuldig zu sein, einen Sieg Napoleons dadurch zu verkündigen und zu feiern, daß er während des sonntäglichen Gottesdienstes, als eben zu Anfang des Hochamtes der sakramentale Segen gegeben wurde, im Seitenportale der Kirche einen Schuß abfeuerte. Der Pastor Melchers rügte diese Ungezogenheit in der nachfolgenden Predigt. Der Herr Maire fühlte sich in seiner Würde verletzt und erhob Klage bei der französischen Behörde. Eines Tages erschienen nun Polizeisoldaten, fesselten den Pastor und banden ihn an den Schweif des Pferdes, um ihn nach Hamburg abzuführen. Den Schulkindern, die mit ihrem Lehrer vor der Schule Aufstellung genommen hatten, rief der Pfarrer zu: „Kinder, betet, ich komme wohl nicht lebendig zurück!“ Ein gewisser Hesselnfeld, der das jetzt Kaufmann Schröer'sche Haus bewohnte, erreichte es auf inständiges Bitten, den Pastor nach Hamburg fahren zu dürfen. In Hamburg wurde der Pastor vor den General Prinzen von Eckmühl geführt. Hier mußte er auf priesterlichen Eid die Predigt wiederholen. Der Prinz fand in dem Text nichts Ungebührliches, sprach den Pastor von Strafe frei und entließ ihn sofort in seine Heimat. — Dem Maire waren am Abend des Tages, an dem der Pastor abgeführt worden war, die Fenster eingeworfen worden.

Während der französischen Zeit mußte das Kirchspiel Emstek, wie auch die anderen Gemeinden des Münsterlandes, Leute stellen zum Chausseebau Osnabrück—Bremen.

In dem Feldzuge Napoleons gegen Rußland 1812, woran die deutschen Truppen gezwungen teilnahmen, kam ein gewisser Wehenpohl um. Zwei andere Emsteker waren während des Vormarsches desertiert und nach Hause zurückgekehrt. Der eine verbarg sich in seinem elterlichen Hause, erkrankte aber von der ausgestandenen Angst und starb. Um keine Schwierigkeiten mit den französischen Behörden zu bekommen, begrub man die Leiche

mitten in der Nacht, und zwar nicht auf dem Emsteker Friedhof, sondern auf dem Kapellenplatze in Bühren.

Der andere entging nicht den Verfolgungen, er wurde vielmehr zwischen Westerhofs und Lübbehusens Haus in Bühren erwischt und erschossen.

Im Kriege 1870/71 sind nur zwei Emsteker gefallen, ein Blank aus Höltinghausen und ein Vorwerk aus Emstek. Um so mehr Verluste hat der große Weltkrieg gebracht. Was alles die Gemeinde während dieses großen Völkerringens erlebt und erlitten, welche Opfer an Gut und Blut gebracht werden mußten, darüber besitzt die Gemeinde ein vortreffliches Werk aus der Feder des Konrektors Johannes Ostdendorf aus Lohne, früher Lehrer in Bühren, betitelt: „Emstek im Weltkrieg". Emstek besitzt in dem Buche einen großen Schatz, worauf die Gemeinde mit Recht stolz sein darf.

In der münsterschen Zeit, also bis 1803, gehörte Emstek zum Amte Vechta, ebenso wie die benachbarte Gemeinde Cappeln, und nicht zum Amte Cloppenburg. Als 1803 das Münsterland an das Herzogtum Oldenburg fiel, blieb zunächst die alte Einteilung bestehen, nur wurde statt „Amt" die Bezeichnung „Landvogtei" eingeführt. 1814 erfolgte dann eine Neueinteilung des Herzogtums in 7 Kreise und 26 Aemter. Jetzt wurden Emstek und Cappeln dem Kreise und Amte Cloppenburg zugeteilt. Als dann später die Bezeichnung „Kreis" fiel und dafür unsere jetzigen Aemter eingerichtet wurden, sind Emstek und Cappeln bei Cloppenburg verblieben.

An der Spitze einer Gemeinde stand früher ein von der Obrigkeit eingesetzter Kirchspielsvogt, in der Regel kurz Vogt genannt, der Beamtencharakter hatte und meistens von auswärts stammte; selten wurde ein Einheimischer dazu ernannt. Die Vögte verwalteten unter Aufsicht der Behörden das Kirchspiel ganz selbständig, waren also den Kirchspielseingesessenen gegenüber unabhängig und ihrer Stellung nach einflußreicher als unsere jetzigen Gemeindevorsteher. Einen Gemeinderat in unserem Sinne gab es damals noch nicht. Als Vögte haben, soweit dies nachweisbar ist, an der Spitze der Gemeinde gestanden: Johann Schütt um 1608, Johann Grote um 1632, Wulfert von Dorgeloh 1644 bis 1654, sein Nachfolger hieß Reineke Grote, ihm folgte Rudolf

Schwerbrock, der 1695 starb. Von 1695—1710 war Gerhard Farwick Vogt. Auf ihn folgten zwei Hesselmanns. Diese wohnten auf Hesselnfelde, wo auch die Vorgänger seit Farwick gewohnt hatten, so daß vielleicht aus diesem Grunde die Wohnung auf Hesselnfelde nach Art einer Burg mit Wall und Graben umgeben worden ist. Auf den letzten Hesselmann folgte ein Rasch, von dem die Familie Vorwerk in Emstek abstammt. Sein Nachfolger war der schon erwähnte Didenhof. Er bewohnte anfangs das Haus, das später eine Ww. Grote inne hatte, baute nachher aber die Backhaussche Wohnung. Sein Verhalten als Maire der französischen Regierung dem damaligen Pastor Melchers gegenüber, ist schon oben erwähnt worden. Didenhof war nach der französischen Zeit auch eine zeitlang zugleich Vogt von Cappeln, und zwar aus folgender Veranlassung: Der Cappelnsche Vogt Schade war in der französischen Zeit ebenfalls zum Maire ernannt worden und in Cloppenburg der dortige Amtmann. Dieser, früher ein Vorgesetzter der Kirchspielsvögte, war ihnen nunmehr gleichgestellt. Schade wurde sogar vom französischen Präfekten dem Amtmann öfters vorgezogen. Als nun nach Beendigung der französischen Herrschaft das frühere Verhältnis wiederhergestellt wurde und nun, gleichzeitig, wie oben gesagt Emstek und Cappeln dem Kreise Cloppenburg zugeteilt wurden, entbot der Amtmann seine früheren Amtsgenossen nach Cloppenburg, um sie zu verpflichten. Didenhof erschien, Schade aber hielt das Ansinnen für beleidigend und folgte der Vorladung nicht. Darauf wurde Didenhof auch zum Vogt von Cappeln ernannt.

Der letzte Kirchspielsvogt von Emstek war Baptist Cornelius; er wohnte in dem jetzt Südbeck'schen Hause.

Durch die neue Gemeindeordnung vom Jahre 1855 erhielten die Kirchspiele, fortan Gemeinden genannt, das Selbstverwaltungsrecht. Die bisherige Einwirkung des Amtes auf die inneren Angelegenheiten der Gemeinde hörten fast ganz auf. In jeder Gemeinde wurde ein Gemeinderat gewählt, der einen Kirchspielseingesessenen zum Gemeindevorsteher bestimmte. Nur das Bestätigungsrecht des Vorstehers ist dem Amte vorbehalten geblieben. Gemeindevorsteher in Emstek waren bis jetzt: gr. Giese, Thöle-Westeremstek, Vorwerk und Kühling.

Auch die einzelnen Bauerschaften bildeten früher, mehr als jetzt, eigene Verwaltungsbezirke. Die Bauerschaft hielt ihre Ver-

sammlungen auf dem Dorfplatze, dem Brinke, ab und beriet über Bauerschaftsangelegenheiten, besonders die Angelegenheiten der damals noch ungeteilten Mark, der Gemeinheit. Das Amt eines Bauernvogtes wechselte in der Regel unter den markenberechtigten Eingesessenen der Reihe nach ab. Eine besondere Vergütung erhielt der Bauernvogt nicht, nur genoß er für die Zeit seiner Amtstätigkeit, die ein Jahr dauerte, Freiheit von der Verpflichtung zu Hand- und Spanndiensten. — Durch die revidierte Gemeindeordnung vom 15. April 1875 ist den Bauerschaften die Stellung als Realgenossenschaft entzogen; sie hatte nach den fast allgemein durchgeführten Markenteilungen auch kaum noch größere Bedeutung. Die jetzigen Ortsvorsteher sind nur ausführende Organe der Gemeindeverwaltung. —

In wirtschaftlicher Hinsicht zeigte die Gemeinde Emstek, wie fast alle unsere ländlichen Kirchspiele, von jeher einen ausgeprägt landwirtschaftlichen Charakter; Handel und Gewerbe waren wenig vertreten. Die ganze Gemeinde zählte vor 100 Jahren 10 Kaufläden, 2 Wassermühlen, 7 Brennereien, 63 Werkstätten, darunter 14 Leinewebereien. Die verhältnismäßig große Zahl der Branntweinbrennereien ist nicht auffällig; sie finden sich in ähnlicher Anzahl in allen Gemeinden. Es handelt sich aber keineswegs um Anlagen in heutigen Ausmaßen, sondern um kleine landwirtschaftliche Brennereien, die gewissermaßen nur nebenbei betrieben wurden. Zwar haben sie manche Nachteile im Gefolge gehabt, indem sie der Trunksucht, einem in der Landbevölkerung mehr als heute verbreiteten Laster, Vorschub leisteten, dem Besitzer aber erwuchsen daraus mancherlei Vorteile. Vielleicht nicht einmal so sehr direkt, weil der Umsatz klein war, als vielmehr daraus, daß die Anlage ihm eine größere Viehhaltung ermöglichte und ihn in den Stand setzte, sein Vieh kräftiger zu nähren. Das kam seinem ganzen landwirtschaftlichen Betriebe zugute, indem er über reichlichere Düngemittel verfügte und nicht so ausschließlich auf Plaggenwirtschaft angewiesen war. Wird doch erzählt, daß die Ackerflächen der Brennereibesitzer sich im allgemeinen vorteilhaft vor denen der übrigen Landwirte ausgezeichnet hätten, vor allem durch das fast völlige Fehlen von Unkraut, das durch Plaggendüngung sehr befördert worden wäre. Die neuzeitliche Entwicklung hat die kleinen Brennereien verschwinden lassen, und der

Landwirtschaft stehen jetzt genügend andere Mittel zur sorgfältigen Pflege ihrer Aecker zu Gebote.

Unter den Geschäftshäusern ragte früher das Niemann'sche Kaufhaus hervor, das weit über die Grenzen Emsteks bekannt und berühmt war. Der Gründer des Geschäftes, der alte Niemann, setzte seinen Stolz darin, möglichst alles in seinem Laden zu führen, was irgendwie benötigt wurde. Das mußten einmal zwei Schüler des Vechtaer Gymnasiums, die in die Ferien wanderten, zu ihrem Schaden erfahren. Sie wollten den alten Niemann in Verlegenheit setzen und einen Gegenstand fordern, von dem sie fest überzeugt waren, daß er ihn nicht vorrätig habe. Nach langem Ueberlegen fielen sie auf den Gedanken, einen Nußknacker zu verlangen. Aber wie erstaunten sie, als ihnen das Gewünschte sofort in zwei Ausführungen vorgelegt wurde! Unter Zusammenlegung der vorhandenen Barschaft konnten sie sich noch soeben aus der Verlegenheit ziehen. Daß sie das billigste Exemplar auswählten, braucht nicht betont zu werden, ebensowenig, daß sie mit recht langen Gesichtern abzogen.

In jüngerer Zeit sind im Orte selbst, sowie bei den Stationen Schneiderkrug und Höltinghausen bedeutende gewerbliche Unternehmungen entstanden. In Emstek hat vor allem der am Westausgange gelegene Molkerei- und Dampfmühlenbetrieb von gr. Wietfeldt größere Ausdehnung erlangt. Die beiden Windmühlen am Ostende des Ortes sind bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nachdem die Gewerbefreiheit auch auf derartige Anlagen ausgedehnt war, entstanden.

Daß Handel und Gewerbe in früheren Zeiten auf dem Lande nur geringe Bedeutung gewinnen konnten, hängt unter anderem auch mit den mangelhaften Verkehrsverhältnissen zusammen. Auch Emstek war in dieser Hinsicht wenig günstig gestellt. Seit 1600 etwa ging einmal wöchentlich eine Turn und Taxis'sche Botenpost von Lathen an der Ems über den Hümmling, überschritt bei Bischofsbrück die Marka und bei Stedingsmühlen die Soeste, ging dann über Cloppenburg, Gut Lethe, Wildeshausen nach Delmenhorst. Gleich nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges wurde eine Reitpost zwischen Amsterdam und Hamburg eingerichtet, die zweimal in der Woche über Lingen, Löningen, Cloppenburg, Wildeshausen usw. geleitet wurde. Münster stand mit Lingen in Verbindung, und so ging der gesamte Postverkehr des

Niederstiftes mit der Landeshauptstadt Münster über Lingen. Die Vechtaer Burgmänner hatten einen Boten in Sold genommen, der im Anschluß an die Reitpost die Briefsachen von Cloppenburg nach Vechta beförderte. Dieser Bote nahm seinen Weg über Emstek, und so wurde dieser Ort ein klein wenig vom Weltverkehr berührt. Später wurde eine regelrechte Bestellung von Cloppenburg aus eingerichtet, und der noch in gutem Andenken stehende Postbote Wittrock aus Cloppenburg hat geraume Zeit hindurch die ganze Gemeinde mit Postsachen besorgt. Jetzt teilen sich mehrere Agenturen und Hilfsstellen (Emstek, Schneiderkrug, Höltinghausen, Bühren) in der Zustellung von Postsachen.

Noch mehr geriet der Ort Emstek ins Hintertreffen, als man im Laufe des 19. Jahrhundert mit Chausseebauten und Eisenbahnanlagen begann. Alle diese Einrichtungen hielten sich zunächst in respektvoller Entfernung vom Kirchdorf und berührten nur die östlichen und nördlichen Teile der Gemeinde. 1835 wurde die Staatschaussee von Vechta über Schneiderkrug nach Ahlhorn gebaut, fünf Jahre später (1840), ebenfalls als Staatsstraße, die Verbindung von Delmenhorst, Wildeshausen über Ahlhorn nach Cloppenburg und Löningen. Den Chausseeanlagen sind später die Bahnlinien gefolgt. 1875 wurde die Bahnverbindung Oldenburg—Quakenbrück eröffnet und zehn Jahre später die Strecke Ahlhorn—Vechta. Alle diese Einrichtungen hatten für den Ort Emstek wegen der weiten Entfernung nur geringe Bedeutung. Wären sie, wie anfangs geplant war, über Emstek und Visbek geführt worden, so hätten beide Gemeinden größeren Nutzen davon gehabt. (Näheres unter Visbek, Bd. II, S. 27).

Größere Vorteile brachte dem Orte die in den 80er Jahren erbaute Amtschaussee von Cloppenburg über Emstek nach Schneiderkrug mit einer Abzweigung nach Cappeln. Der Ort erlangte dadurch eine bequemere Verbindung mit den Eisenbahnstationen Cloppenburg und Schneiderkrug. Durch die Einrichtung einer Privatpersonenpost zwischen Emstek und Cloppenburg wurde diese Verbindung noch erleichtert.

Aber erschlossen ist der Verkehr doch eigentlich erst durch Eröffnung der Bahnstrecke Vechta—Cloppenburg im Jahre 1914. Emstek besitzt einen günstig gelegenen Haltepunkt mit hübschen Gebäulichkeiten westlich vom Orte. Ueberdies sind jetzt sämtliche

Ortschaften der Gemeinde mit dem Kirchdorfe durch Kunststraßen verbunden, so daß nunmehr die Verkehrsverhältnisse als recht günstig bezeichnet werden können.

In diesem Zusammenhange darf vielleicht eine uralte Heeresstraße erwähnt werden, die das Emsteker Gebiet von Osten nach Westen der Länge nach durchschnitt, heute aber nur noch in Teilstrecken erhalten ist. Es ist dies die Fortsetzung des bekannten Reuterweges (vgl. Bd. II S. 27), der, von der Hunte kommend, über Wöstendöllen, zwischen Astrup und Norddöllen einerseits und Visbek andererseits, ferner an dem Hofe Feldhaus, an Hagstette und beim alten Schneiderkrug vorbei über Drantum, den Desum, Gut Diekhaus, Dingel, Hokamp, den Sternbusch zwischen Cloppenburg und Sevelten, an Ermke vorbei auf Lindern und Werlte zu nach Meppen an der Ems führte. In östlicher Richtung lief er ehemals anscheinend nicht über Goldenstedt und die Goldene Brücke, sondern von Wöstendöllen aus an Rechterfeld vorbei auf Bühren an der Hunte, wo sich in alten Zeiten ein wichtiger Uebergang befand, von da auf Bassum und, nach Ueberquerung der Weser und der Aller (bei Verden), durch die Lüneburger Heide zur Elbe. Er stellt somit einen uralten Verbindungsweg zwischen Elbe, Weser und Ems und letzten Endes wohl zwischen der Ostsee und der niederländischen Küste her.

Der Weg begegnet uns schon in ganz alten Urkunden unter dem Namen „Folkwech = Volksweg und soll schon — was allerdings sehr fraglich ist — von Germanikus auf seinem Rückzuge zur Ems benutzt worden sein. Die Bezeichnung „Reuterweg“ führt nur die Strecke Wöstendöllen bis Schneiderkrug, weiter westlich wird er meistens Herzog Erichs-Weg, stellenweise auch Blutweg, Kriegerpad und im Volksmunde noch vielfach Offenträe genannt. Die Strecke Wöstendöllen bis Goldenstedt führt überhaupt keine nähere Bezeichnung, wohl auch ein Beweis, daß sie nicht die ursprüngliche Fortsetzung des Weges nach Osten darstellt, dieser vielmehr auf Bühren zu führte und hier die Hunte überquerte. Der Uebergang bei der Goldenen Brücke hat erst nachher den Hunteübergang bei Bühren verdrängt und erst verhältnismäßig spät größere Bedeutung erlangt.

Was nun die verschiedenen Benennungen des Weges betrifft, so wird ohne Zweifel der Name „Offenträe“ der älteste und ur-

sprüngliche sein. Selbstverständlich hängt aber diese Bezeichnung nicht mit Ochse zusammen, sondern wird, wie wahrscheinlich auch Osnabrück (mundartlich Asenbrügge) und Osning (eine alte Benennung des Teutoburger, speziell des Lippschen Waldes) mit der alten Götterbezeichnung Asen zusammenhängen. Sie wird also soviel bedeuten wie Götterweg. Nun brauchen wir dabei nicht an Reisen der Götter zu denken, etwa wie Tacitus uns den alljährlichen feierlichen Umzug der Göttin Nerthus beschreibt, aber längs des Weges stoßen wir noch heute auf zahlreiche Spuren von Götterverehrung und Leichenbestattung. Gleich beim Hunteübergang in der Nähe Bührens liegt das Pestruper Gräberfeld und der Rosengarten, bei Rechterfeld heißt eine Teilstrecke des alten Volksweges noch heute Rosenbergerweg. (Roßgarten, Roßberg und dgl. Bezeichnungen werden mit den den alten germanischen Göttern, besonders dem Wodan, geheiligten Rossen in Verbindung gebracht.) Ferner finden sich bei Drantum, bei Sevelten, bei Ermke, kurz den ganzen Weg entlang, Spuren des altgermanischen Götterkults, Anlaß genug, ihn als Götterweg zu bezeichnen.

Mit Einführung des Christentums, wo alles Heidnische bekämpft, wo die Asen in Hexen und Kobolde verwandelt wurden, schwand auch allmählich der alte Name dahin, ohne aber, wie wir sehen, gänzlich verloren zu gehen. Seine Bedeutung als Verkehrsweg aber ging zunächst keineswegs zurück. Es ist bezeichnend, daß gerade die beiden Missionshäuser, die zur Christianisierung unserer Gegend an erster Stelle gegründet wurden, Meppen und Visbek, beide in unmittelbarer Nähe dieses Weges lagen und so in enger Verbindung miteinander standen.

Im weiteren Verlauf des Mittelalters wird er dann vornehmlich als Pickerweg benutzt worden sein, auf dem ein nicht geringer Teil des Warenverkehrs zwischen der Ostsee und Holland sich abspielte.

Als dann gegen Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit Deutschlands Handelsverkehr mehr und mehr zurückging und statt dessen Kriegswirren und Streithändel in immer größerem Maße um sich griffen, wurden die ehemaligen Handelswege mehr und mehr zu Kriegspfaden und Heeresstraßen, auf denen zu Zeiten (man denke nur an die spanisch-niederländischen Wirren und an den Dreißigjährigen Krieg) fast unaufhörlich Soldaten-

haufen und Raubscharen sich hin und her bewegten. Kein Wunder, daß im Volke Bezeichnungen wie Reuterweg, Kriegerpad, Blutweg usw. aufkamen und haften blieben.

Auch die Benennung Herzog Erichs-Weg gehört dahin. Der rauflustige Fürst Erich von Braunschweig-Kalenberg brach im Jahre 1463 unter dem Vorwande, der Bischof von Münster habe ihn vor 10 Jahren gegen einen feindlichen Angriff des Herzogs Heinrich von Wolfenbüttel seinem Versprechen zuwider nicht genügend unterstützt, in das Niederstift ein. In Wirklichkeit veranlaßte ihn wohl neben reiner Raublust und Plünderungssucht der Unmut über eine zu ungunsten seines Bruders ausgefallene Bischofswahl in Münster zu diesem Unternehmen. Mit 500 Reitern und 9000 Mann Fußvolk stieß er in Mai 1563 über Wildeshausen, Goldenstedt und Vechta gegen das Oberstift vor und nahm Warendorf ein. Erst gegen Zahlung von 32 000 Goldgulden ließ er sich zur Umkehr bewegen. Wenn nun auch nicht genau feststeht, welchen Weg er mit seinen Raubscharen eingeschlagen hat, so wird er auch den genannten Weg mitbenutzt haben und die Plündereien und Grausamkeiten, die verübt wurden, haben sich dem Gedächtnisse der Bevölkerung so eingeprägt, daß sein Name noch heute in der Bezeichnung „Herzog Erichs-Weg" erhalten geblieben ist.

Man hat sich wohl darüber gewundert, daß ein so bedeutender Handels- und Verkehrsweg jede Ortschaft vermied und fast ausschließlich durch menschenleere Gegenden führte. Doch wohl zu Unrecht. Verwunderlich wäre es eher, wenn es anders wäre. Alle unsere alten Handelswege laufen oder liefen früher abseits der Ortschaften durch unbesiedelte Gebiete und Einöden. Man vergegenwärtige sich nur den Lauf des bekannten Pickerweges an den Dammer Höhen entlang zur Weser und zur Nordsee. Aber nicht die Wege vermieden die Ortschaften, wohl aber die Ortschaften die Wege. Diese führten möglichst gradlienig über Wasserscheiden oder sonst trockenes Gelände und vermittelten ausschließlich den Warenverkehr zwischen größeren Handelsplätzen, zwischen verschiedenen Flußläufen oder von Meer zu Meer. Unserer bäuerlichen Bevölkerung konnten sie keinen Nutzen bringen. Sie beteiligte sich nicht an Handel und Verkehr und hatte von der Nähe eines bedeutenden Heer- und Handelsweges nur Gefahren

und Plackereien zu befürchten. Denn alles, was sich auf diesen Landstraßen zu bewegen pflegte, war in der Hauptsache mehr oder weniger fragwürdiger Art, die rohen Pickerknechte nicht ausgenommen. Harmlose Wanderer und reisende Kaufleute wagten nur unter militärischem Schutze zu ziehen. Allein umwallte, volkreiche Städte und allenfalls noch stark befestigte Raubburgen konnten an diesen Wegen gedeihen. Und wie es in den Zeiten, wo Kampf und Fehde das Land durchtobten, und solche Zeiten waren vorherrschend, auf diesen Heerstraßen aussah, können wir uns denken; die Benennungen „Blutweg“ und „Kriegerpad“ dürften dies zur Genüge dartun. Nein, die friedlichen Bauern taten gut, wenn sie sich möglichst verkrochen, ihre Gehöfte und Dorfschaften durch Gebüsch und hohe Wallhecken, deren Durchlässe sie des Abends und in unruhigen Zeiten auch bei Tage sorgfältig verschlossen hielten, der Aufmerksamkeit der Landfahrer, so gut es ging, entzogen und wenig von ihrem Dasein verrieten. Sie konnten ihr Dorf nicht mit Wall und Graben umgeben oder sich eine starke Burg anlegen, und die befestigten Kirchen und Kirchhöfe, zur Verteidigung eingerichtete „Lehms“ oder Speicher und dgl. boten nur geringen Schutz, am sichersten war es für sie immer noch, die Gefahr zu meiden und unbemerkt durchzuschlüpfen.

Wohl mag es auch früher Zeiträume gegeben haben, in denen größere Ruhe und Ordnung herrschten, etwa im Mittelalter zur Zeit der mächtigen Kaiserhäuser der Sachsen, Salier und Hohenstaufen, aber mit unseren Anforderungen an Ruhe und Sicherheit sind selbst jene Zeiten auch im entferntesten nicht zu vergleichen.

Daher finden wir so gut wie keine Ortschaften in der Nähe der alten Heerwege, und schon aus diesem Grunde dürfte es ausgeschlossen sein, daß die östliche Fortsetzung des Reuterweges durch Goldenstedt zur Goldenen Brücke geführt hat. Nur berüchtigte Pickerherbergen, deren Inhaber gleichen Schlages wie das Volk der Landstraße zu sein pflegten, fanden sich an diesen Heerstraßen und vielleicht noch die Wohnstätte eines armen Teufels, der nicht viel zu verlieren hatte, und Leib und Leben daransetzte, um durch Vorspann und dgl. einen kärglichen Lohn zu erhaschen.

In den letzten Jahrhunderten, etwa seit 1700, nachdem das Fehdewesen endgültig beseitigt war, wurde die Sicherheit der Landstraßen langsam etwas größer, wenn nicht gerade Kriegs-

unruhen die Gegend heimsuchten. Die Landesregierungen sorgten etwas mehr für Ruhe und Ordnung, die Kriegsheere lebten nicht mehr so ausschließlich von Raub und Plünderung, aber von einer genügenden Sicherheit kann man doch erst seit etwa 100 Jahren sprechen. Und selbst da liebte der Bauer noch nicht das Wohnen an einer vielbefahrenen Straße. Wir wissen, wie die ersten Chausseen vielfach von der bäuerlichen Bevölkerung abgelehnt wurden aus Furcht, die modernen Verkehrswege möchten ihnen Zigeuner, Landstreicher und Gesindel aller Art, auch vermehrte Truppendurchzüge und dgl. auf den Hals ziehen.

Wir brauchen uns also wirklich nicht zu wundern, wenn wir nur wenige oder gar keine Ortschaften an den alten Landstraßen finden. Dieser Umstand aber ist den alten Straßen selbst schließlich zum Nachteile gewesen. Der neuzeitliche Verkehr sucht die bewohnten Gebiete auf, die Landbevölkerung beteiligt sich in ganz anderem Maße an Handel und Verkehr, und so sind die durch einsame Gegenden führenden Wege verödet und schließlich ganz oder teilweise eingegangen.

Auch der einstmals so viel benutzte „Götterweg", noch lange ein berühmter „Folkwech", in Urzeiten vielleicht eine der wichtigsten Querverbindungen in Nordwestdeutschland, ist dahin. Nur Teilstücke, die man mühsam miteinander verbinden muß, um ein Ganzes zu gewinnen, sind erhalten. Es wäre zu wünschen, daß ein zünftiger Historiker die genaue Lage des Weges festzulegen suchte, ehe die Spuren noch mehr verdunkelt und noch stärker in der Erinnerung der Menschen verblaßt sind. Die kurze Abhandlung von O. Hagena im 11. Bd. des Oldenburger Jahrbuches bedarf in mehreren Punkten der Ergänzung und Berichtigung. — —

* * *

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zur Geschichte des Ortes Emstek zurück! Der Mäßigkeitsprediger Kaplan Seling hat über fast jede Ortschaft, wohin ihn seine Wanderpredigten führten, ein Lied verfaßt, worin er die Hauptmerkwürdigkeiten des Ortes zu erwähnen pflegt. Das Emsteker Lied beginnt mit den Worten:

„Zu Emstek steht ein Lindenbaum,
So groß und alt wie einer kaum."

Die große Linde, von der hier die Rede ist, stand auf dem jetzigen Marktplatze vor der Küsterei; sie war gewissermaßen das Wahrzeichen des Ortes. Der mehrere Meter dicke Stamm war seit langem hohl und hatte an der Südseite eine Oeffnung, durch die man in den Baum gelangen konnte. Mehrere Personen fanden darin gemeinsam Platz. Ursprünglich ragten sieben je zwei Fuß dicke Aeste hoch in die Luft, die dann nach und nach bis auf zwei dem Sturme zum Opfer fielen. Als auch diese morsch wurden, mußten sie entfernt werden, und die altertümliche Linde hatte ihr Ansehen verloren. Der Stumpf diente noch lange den Kindern als Sitz, bis auch er allmählich vermoderte und eines guten Tages bei hellem Sonnenschein in sich zusammenfiel. — Auch heute wird die Emsteker Straße wieder von einigen kräftigen Bäumen, und zwar Eichen, geziert. Besonders berühmt sind aber die mächtigen Kastanien im Garten des Hauptlehrers a. D. Willenborg, die bis Cloppenburg hin sichtbar sind.

Die S i t t e n u n d G e b r ä u c h e in der Gemeinde Emstek sind mit geringen Abweichungen dieselben wie in anderen Gegenden des Münsterlandes. Vor etwa 60 Jahren bestand noch die Gewohnheit des „Dreikönigssingens", die in den meisten anderen Orten schon früher verschwunden war. Bedürftige Frauen machten zwischen Neujahr und dem Feste Hl. Dreikönig einzeln einen Rundgang durch den Ort. Sie trugen dabei einen Stern, ähnlich einem Haspel, der rund gedreht wurde und mit Strahlen rings umgeben und mit Goldpapier oder anderen bunten Farben möglichst grell verziert war. Bei der großen Einfahrtstür sangen sie ihr Lied ab, indem sie dabei den Stern umdrehten. Das Lied lautete:

Jetzt treten wir ins Haus hinein
Im Namen des lieben Jesulein.
Im Morgenland erscheint ein Stern,
Zu führen nach Bethlehem zum Herrn.
Die Weisen forschen nach dem Land,
Herodes war es unbekannt.

Herodes sprach aus falschem Sinn:
Ihr lieben Brüder, wo wollt ihr hin?
Nach Bethlehem steht unser Sinn,

Da wollen wir zu beten hin.
Nach Bethlehem wohl auf den Platz,
Allda zu finden unsern Schatz.

Der Stern stand still wohl über dem Haus,
Ein Strahl der Gottheit schauet heraus:
Maria und das kleine Kind,
Dabei ein Esel und ein Rind.
Im Stall dem Kindlein arm und klein,
Dem soll unser Opfer geweihet sein:
Gold, Weihrauch und auch Myrrhen rein,
Das Kind soll unser König sein.

Nach Beendigung des Gesanges erwartete die Sängerin eine Gabe. Die Frauen machten im allgemeinen ein gutes Geschäft: ein kleines Schwein pflegte zusammengesungen zu werden. Für die Spende wurde dann mit folgenden Worten gedankt:

Ihr habt mir eine gute Verehrung gegeben,
Der liebe Gott laß Euch in Frieden leben,
In Frieden leben immerdar.
Gott gebe Glück fürs ganze Jahr! —

Die drei Fastnachtstage wurden hier wie überall in Saus und Braus hingebracht. Montags wurden die Fastnachtsgaben, Mettwürste und Eier, gesammelt. Damit von den gesammelten Gaben nichts entwendet werde, gingen der König und der Vizekönig mit Brakenschlägel, auch wohl mit Aschenbeutel, neben dem Zuge her und hieben auf den ein, der von den Gaben nehmen oder den Anordnungen nicht folgen wollte. Die Würste wurden in dem Hause, wo Fastnacht gefeiert wurde, gebraten, die Eier dienten zur Bereitung von Eierbier. Wer sich leicht hänseln ließ, mußte als Zielscheibe des Uebermutes und der Neckerei herhalten: Man trug ihn auf einer Leiter durchs Dorf oder steckte ihn in eine Tonne und rollte ihn die Straße entlang.

Auch mancherlei sonstige Possen und Narreteien wurden getrieben, bald zu Pferde, bald zu Fuß. Um den König zu bestimmen, wurde quer über die Straße ein Seil gespannt, an dem ein Hahn, mit den Füßen angebunden, herabhing. Wer dem Hahn in vollem Rennen den Kopf abriß, war König. Sofort galoppierte alles zur Wirtschaft, der zuerst Ankommende wurde Vizekönig.

König und Vizekönig, je mit Brakschlägeln ausgerüstet, beherrschten das Ganze, sorgten für Ordnung und schlichteten Mißhelligkeiten. Im übrigen wurde überreichlich gegessen, getrunken und möglichst viel Spektakel gemacht. So ziemlich alles wurde für erlaubt gehalten. Die Jungen gingen in Narrentracht durch das Dorf, in die Häuser ihrer Angehörigen und der Mädchen, die zum Tanz abgeholt werden sollten, und tanzten hier einigemal um den Herd. Auch wurde wohl eine Puppe aus Leinwand, der „Geck" genannt, durchs Dorf geführt und seltsame Alfanzereien damit getrieben. Man hieß den Geck willkommen, herzte ihn, erwies ihm alle möglichen Ehrenbezeugungen, wobei der eine den andern zu übertreffen suchte. — Gegen Ende der Feier aber wurde der Spieß umgekehrt. Man lud alle Schuld auf den Gecken, schlug unbarmherzig auf ihn ein und schleppte ihn vor den Richterstuhl: er wäre ein Säufer, ein Verschwender, ein Lügner, ein Räuber, ein Freund aller Laster, Verführer der Jugend, ein Anstifter zu Mord und Totschlag, ein Verächter aller Gebote Gottes. Der Richter verurteilte ihn dann zum Feuer- oder Wassertode. Sobald das Urteil gesprochen war, wurde er ins Feuer geworfen oder ins Wasser gestürzt. Die Bevölkerung, die rings herum stand, hatte ungeheuren Spaß an diesem Spektakel.

Es ist jedenfalls gut, daß es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelungen ist, den Karneval fast überall abzustellen. Man muß aber bedenken, daß früher diese Tage die einzigen waren, wo recht nach Herzenslust gefeiert wurde. Einen regelmäßigen Wirtshausbesuch, wie viele Leute ihn heute für notwendig halten, kannte man früher nicht, ganz zu schweigen von den Dutzenden von Festlichkeiten, die sich jeder Ort jedes Jahr leisten zu müssen glaubt. Statt Sonntag um Sonntag zu feiern und zu tanzen, sammelte sich früher jung und alt am Sonntagnachmittage auf dem Dorfbrinke zu Spiel und Unterhaltung und ging nach Hause, wenn der Tag sich neigte. Eine solche Unterhaltung war gesund und kostete keinen Pfennig!

Die Belustigungen zu Silvester, am Osterabend, zu Pfingsten unterscheiden sich in Emstek jetzt nicht mehr von den allerorts üblichen. Früher wurde zu Emstek am Pfingsttage auf einem freien Platze ein großer Dorfmai-

baum aufgepflanzt. Am zweiten Pfingsttage sammelten die jungen Leute Geld zum „Begießen des Maibaumes". Man holte einen Eimer Wasser und begoß damit den Baum. Dann gings ins Wirtshaus, und bei Musik und Tanz ward das gesammelte Geld verzehrt. Dieselbe Sitte bestand auch im benachbarten Langförden.

Auch die Gebräuche bei Kindtaufe (Kilmer genannt), bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen usw. sind im ganzen dieselben wie an anderen Orten. Die Einladungsformel des Hochzeitsbitters, in Knittelversen halb hochdeutsch, halb plattdeutsch vorgetragen, möge hier Platz finden. Sie unterscheidet sich nicht wesentlich von dem in anderen Gegenden üblichen Wortlaut:

Gauden Dag!
Hier steit min Stock und Staff,
Ik sett min Haut aff,
Dat ik hier kamen mag.
Stürt jaun Hund
Un holt jaun Mund,
Dei Hochtiedsbitter von E. . . . dei kummt.
Hier bin ich hergesandt und geschritten,
Hätt ich ein Pferd gehabt, so wär' ich hergeritten,
Aber weil ich jetzt muß gehen,
So bitte ich Euch, Ihr möget mich recht verstehen.
Hochtied hollen, das is nich übel,
Denn et steit ja in die Bibel;
Es is uck all gescheihn vör dusend Johr,
Als die Hochzeit zu Kana war.
Drum bin ich hier hergesandt von N. N.
Und N. N. seine Braut.
Dies sag ich überlaut.
Drum seid nicht allzu verdrossen,
Es bleibt keiner ausgeschlossen.
Herren und Frauen,
Erwarten Sie mit Vertrauen,
Söhne und Töchter sollen auch nicht ausgeschlossen sein;
Knechte und Mägde, kleine Kinder,
Das ist mir alle gar eben recht.

Am künftigen Donnerstag soll die Hochzeit sein.
Es wird viel Mastvieh geschlachtet, das Weizenbrot gebacken sein,
Drum wird gar kein Mangel sein.
Hasen und Kaninchen laufen auf dem Felde,
Hätten wir dieselben können kriegen,
So hätten wir es nicht lassen bliewen.
Weil wir dieselben nicht können bekommen,
So haben wir Enten und Gänse genommen.
Diese werden gebacken mit Pflaumen und Rosinen,
Prestiert Schinken gebraten auch daneben;
So sollt Ihr führen ein Hochzeitsleben.
Ein Schiffer auf der See,
Ein Jäger im Schnee,
Alles, was mie können fangen,
Das können wir von Bremen und Braunschweig erlangen.
Ein bis 50 Tonnen wohlgeratenes Bier,
Das trinken wir mit Pläsier.
Kaffee und Schokolade
Solln sein die erste Parade.
Drauf sollet Ihr haben auf Euer Geschmack
Pfeifen und Tabak.
Damit wollen wir Euch Gäste traktieren;
Und es soll an Spielleuten und Musikanten nicht mankieren.

Die Spielleute sollen sich lassen hören
Und blasen auf ihren Waldhörnern Trompetenschall,
Daß man es hört bis Münster auf den Wall.
Dann sollt Ihr die Mädchen auch nicht lassen stehn,
Sondern ein klein wenig damit herumgehn.

Und wenn Ihr müde worden seid,
Könnt Ihr auch eine Portion zu Bette gehn;
Denn wir haben 72 gemachte Betten,
Viele von Daunen, sieben von Heu und sieben von Stroh,
Die andern sind auch ebenso.

Am künftigen Donnerstag soll die Hochzeit sein,
Das müßt Ihr wohl verstehn,
Dann gibts da auch viel zu sehn:
Schöne Stühle, schöne Bänke,
Schöne Schäppe und schöne Geschenke.

Wir wollen alle recht fröhlich sein
Und trinken satt Bier oder Wein.
Jetzt habe ich Euch noch eins zu sagen:
Ihr sollet rein und fein gekleidet sein,
Aber auch nicht allzu fein;
Denn Braut und Bräutigam
Wollen gern die feinsten sein.
Potz Dausend, potz Blessen!
Bald hätt' ich noch eins vergessen:
Die jungen Damen sollen meinen Hut verbessern,
Sei es mit Blumen oder Band,
Damit ich wiederkommen darf
In mein Heimatland.
Und hab' ich meinen Spruch nicht gut gemacht,
Ich hab' ihn doch zu Ende gebracht. —

Kam der Hochzeitsbitter stolz zu Roß, so lautete der poetische Erguß etwa folgendermaßen:

Gauden Dag!
Mien Pärd steiht stief und straff,
Ik sett mien Haut aff,
Dat ik hier kamen mag.
Stürt jaun Hund
Dei Hochtiedsbitter von E. . . . dei kumt.
Nu sett ik wedder upp mien Haut,
Dat ik hier kamen maut.
Ik bin hier her geridden,
Um jau fröndlick tau de Hochtied tau bidden.
Ik bin gesandt von N. N.
Ji schült tauken Dingesdag kamen
Un ähr vertähren helpen:
Einige fette Ossen und fette Schwien,
Halfstiege Tunnen Beier, 4 bet 5 Anker Brannwien.
Van allen dat beste
Dat schölt vertärn dei Hochtiedsgäste.
Dann hew wie noch eine Gans,
Dei mit Bäkappeln uppstoppt is,
Un einen Hahn, dei mit Pockgarn dörneit is;

Dann wenn ji tau väle äten heppt,
Dann könt ji't den annern Dag wedder herut haspeln.
Häuner un Schnippen
Schölt awern Disch hen wüppen.
Kransvögel, Duwen un Spreen,
Dat schöll ji woll seen,
Off ji dei kriegt.
Dann hew wi noch 48 Bedden:
12 van Daunen, 12 van Hei un 12 van Stroh,
Alle sünd sei awer uk nich so;
Dor sünd uk wecke bi van Baukweitenkaff.
Nu noch eins hepp ik tau seggen:
Ji schölt rein un fein gekleidet sein,
Awer nich alltau fein,
Denn Brut un Brögamm
Willt gern dei feinsten sein.
Putz dusend, Potz wäten (?)!
Bold har ik noch eins vergäten:
Dei jungen Wichter schölt min Haut verbätern
Mit Blaumen of Band,
Damit ik wedder kamen draff
In min Heimatland. —

Statt dessen wurden wohl auch folgende hochdeutsche „Verse“ gesprochen:

Guten Tag! meine Herren und Damen alle beisammen.
Hier komme ich in des Bräutigams Namen,
Hier komme ich hergeritten,
Um Euch freundlich zur Hochzeit zu bitten.
Ich bitte, Ihr möget ein wenig stille sein und hören meinen Spruch an,
Ob ich ihn noch wohl sprechen kann.
Hier schickt mich her der Bräutigam N. N.
Er läßt Euch bitten, künftigen Donnerstag zu ihm zu kommen und helfen ihm verzehren,
Was der liebe Gott hat ihm lassen bescheren,
Zwei, drei lustige Tage lang.
Hühner sind gut geraten,
Gänse werden gebraten,

Kringeln, Zwieback
Und von allen guten Sachen satt.
Es sind noch zwei Männer außer mir ausgesandt,
Der eine zu Wasser, der andere zu Land:
Ein Jäger in der See
Und ein Fischer im Schnee,
Was die beiden können fischen und fangen,
Das wollen wir uns senden lassen aus den großen Städten
Bremen, Hamburg und Barmen.
Nun, meine lieben Damen, macht Euch hübsch:
Kopf glatt,
Schuhe blank,
Augen klar,
Wangen rot als Milch und Blut,
So daß es die Junggesellen recht freuen tut.
Aber doch nicht allzu fein,
Damit die Braut und der Bräutigam doch die feinsten sein.
Wir haben gute Musikanten,
Mit Violinen, Klarinetten und Trompetten,
Die werden Euch niemals letten (= warten lassen).
Wer nun nicht braucht für Sohlen zu sorgen,
Der kann meinetwegen tanzen und springen bis Sonntag Morgen.
Nun, meine Herren, habe ich meine Worte nicht recht gesprochen,
So gebt mir das Fleisch und Ihr behaltet die Knochen.
Himmel, tausend Wetter!
Jetzt hätte ich noch bald eins vergessen:
Die feinen Damen mögen meinen Hut und mein Pferd verbessern.

Um die Dringlichkeit der Einladung auszudrücken, wurde nach Aufzählung der zu erwartenden Genüsse wohl noch hinzugefügt:

Dat Hus upp'n Balken,
De Ledder in'n Sood,
Alle möt ji tau de Hochtid kamen.

Damit soll gesagt werden, man solle das eigene Haus völlig im Stiche lassen und ohne Ausnahme auf der Hochzeit erscheinen.

Zum Schlusse wurde in der Regel noch die Bitte ausgesprochen, jeder möge Messer und Gabel selbst mitbringen. Dies

war bei größeren Festlichkeiten früher stets üblich, weil niemand über einen so großen Vorrat an Tischgeschirr verfügte.

Nachdem die Damen des Hauses dem Hochzeitsbitter den Hut und gegebenenfalls auch das Pferd „verbessert“, d. h. mit farbigen Bändern geziert hatten und ihn überdies mit Speise und nicht zum wenigsten mit Trank gelabt hatten, entließen die Hausbewohner ihn mit dem Versprechen, recht zahlreich der Einladung zu folgen. —

Die oben angeführten Einladungssprüche sind im Kerne jedenfalls recht alt, doch scheinen sie öfters „umgedichtet“ zu sein, um sie immer wieder dem stets wechselnden Sprachgebrauche anzupassen. Auch spätere Zusätze werden gemacht sein, so daß sie im Laufe der Zeit viel von ihrer anfänglichen Schlichtheit und Einfachheit eingebüßt haben. Besonders in der dritten Fassung, einem Gemisch von Ursprünglichem und Modernem, tritt das zutage. — — —

Man achtete früher strenge darauf, daß am Feste der Kirchenpatronin Margaretha (13. Juli) Brot auf den Tisch kam, das aus frisch geerntetem Roggen gebacken war. In manchen Jahren, wenn das Getreide spät reifte, wird dies kaum möglich gewesen sein. Am Margarethenlage mußten auch die Stoppelrüben gesät werden. Man sagte:

„Wer Räuwen will äten,
Mot Magreten nich vergäten.“

* * *

Am Ostausgange des Dorfes, in der Nähe der Einmündung des Garther Weges, liegt das Einzelgehöft Ovelgönne. Diese Bezeichnung begegnet uns als Ortsname, Flurname usw. nicht selten und findet sich merkwürdigerweise fast stets in unmittelbarer Nähe einer anderen, größeren Ortschaft, z. B. Ovelgönne bei Brake. Was der Name bedeutet, ist nicht ersichtlich. Man hat ihn wohl erklären wollen als ein Stück Land, ein Haus oder dgl., das andere dem Besitzer nicht gönnen, weil es ihnen zum Schaden oder ein Gegenstand des Neides ist. Ob diese Voraussetzung bei genanntem Ovelgönne jemals zugetroffen hat, ist nicht bekannt.

Nicht weit davon entfernt liegen die sog. Griesenwinkels, große Holzkämpe, unmittelbar am Emsteker Esch, ungefähr 10 Minuten vom Dorfe entfernt. Dort hat es stets gespukt. Einem

jungen Mann aus Vechta, der nach Emstek gehen wollte, stellte sich hier einst ein Reiter mit weißem Roß und einer Krone auf dem Haupte in den Weg. Der Wanderer erschrak über die Erscheinung so sehr, daß er ohnmächtig zu Boden sank und tagelang zu Emstek krank darniederlag.

Ein noch merkwürdigeres Abenteuer begegnete an dieser Stelle einem Schneider aus Drantum, der zur Zeit der Abenddämmerung, der sog. Schnieders Ulenflucht, die Schinken seines geschlachteten Schweinchens nach Emstek zum Verkaufe bringen wollte. Unterwegs wurde es ungewöhnlich rasch völlig finster. Als er die Griesenwinkels endlich erreicht hatte, sah er sie zu seinem Erstaunen nicht zur linken Hand, wie sonst, sondern zur rechten liegen. Aber noch mehr erstaunte er, als er in einiger Entfernung ein stattliches, hell erleuchtetes Haus erblickte, aus dem lauter Gesang und schöne Musik zu ihm herüberklang. Und doch hatte an dieser Stelle nie ein Haus gestanden! Er schlich sich näher und fand in der Tat ein vornehmes Wirtshaus, in dem eitel Lust und Freude zu herrschen schien. „Hier ist es nicht richtig," dachte er und machte sich schleunigst davon, aber soviel er auch umherirrte und den richtigen Weg nach Emstek suchte, er konnte ihn nicht finden, sondern gelangte immer wieder zu dem fremden Hause. Schließlich bemerkten ihn die Türhüter und luden ihn freundlichst ein, ins Haus zu kommen, und so sehr er sich sträubte, schließlich konnte er der sanften Gewalt nicht widerstehen, sondern sah sich plötzlich mitten in die glänzende Gesellschaft versetzt. Die Diener hoben sein Gepäck auf und zeigten ihm die prunkhaften Speise- und Tanzsäle, die wohlbestellten Küchen und Keller. Die Säle waren angefüllt mit einer lustigen Gesellschaft, bekannter und unbekannter, vornehmer und geringer, junger und alter Leute. Es wurde gesotten und gebraten, gegessen und getrunken, gesungen und getanzt, und alle waren so lustig, als wäre es eine Hochzeitsfeier. Der Schneider merkte wohl, daß er sich in einer Hexengesellschaft befinde, und konnte sich nicht recht freuen, mußte aber zum Schein mitmachen und auch, obwohl er es nicht gelernt hatte, mittanzen. Nach einiger Zeit erhielt er auf inständiges Bitten die Erlaubnis, sich verabschieden zu dürfen, und eilte dann, so schnell er konnte, nach Hause. Bei Tagesanbruch ging er, begleitet von seinen Nachbarn, wieder nach jener

Stelle, aber von allem dem, was er gesehen, war keine Spur mehr zu finden, und seine Schinken staken unversehrt im Schnee. Erfreut nahm er diese und verkaufte sie in Emstek, hat sich aber von der Zeit an stets gehütet, diesen Weg je wieder im Dunkeln allein zu machen.

In Emstek soll sich nach der Sage auch folgendes Ereignis abgespielt haben: Im Siebenjährigen Kriege mußte ein Bauer, wie es damals so oft von den Landleuten verlangt wurde, Vorspann leisten. Des Abends befand er sich mit dem Wagen, den er hatte abholen müssen, in der Nähe seiner Wohnung. Inzwischen hatte er bemerkt, daß sich auf seinem Wagen die Kriegskasse befinde. Die Wahrnehmung brachte ihn in Versuchung, sich des Geldes zu bemächtigen, und er sann auf Mittel und Wege. Bald hatte er seinen Plan gefaßt. Da ihm die Gegend genau bekannt war, wußte er es so einzurichten, daß sie nach Eintritt der abendlichen Dunkelheit den Weg durch ein seichtes Gewässer nahmen. Um sich vor der Nässe zu schützen, stiegen die Fuhrleute auf die Wagen. Unser Bauer brachte es nun fertig, unbemerkt von den begleitenden Soldaten eine Kiste zu lösen und ins Wasser gleiten zu lassen. Es gelang ihm auch, an Ort und Stelle angekommen, sich fortzumachen, ehe der Verlust bemerkt wurde. Nach Hause zurückgekehrt, verbarg er den Schatz in seinem Brunnen. Es dauerte auch nicht gar lange, da kamen zwei Mann zu Pferde und forschten nach der verlorenen Kiste. Der Bauer leugnete, etwas davon zu wissen. Sie ritten den Weg zunächst weiter zurück, kamen dann nochmals und beweinten und bejammerten ihr Geschick. Wenn sie die Kiste nicht wieder zur Stelle schaffen könnten, würden sie am folgenden Tage unfehlbar erschossen. Der Bauer aber ließ sich nicht erweichen, sondern blieb bei seiner Behauptung, von der Sache nichts zu wissen. In der Tat wurden die beiden Soldaten, die als Wachen den Wagen begleitet hatten, am andern Morgen vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und erschossen. Der Bauer fand von diesem Tage an keine Ruhe mehr. Jede Nacht erschienen die Soldaten an seinem Bett und beschuldigten ihn, daß sie seiner Schlechtigkeit wegen hätten sterben müssen. Der Bauer ließ endlich das Haus abbrechen und an einer ganz anderen Stelle ein neues aufführen. Von dieser Zeit an hatte er zwar Ruhe vor der nächtlichen Er-

scheinung, aber Segen hat ihm der Reichtum nicht gebracht. Seine Kinder sind alle, obwohl er ihnen ein großes Vermögen hatte hinterlassen können, arm geworden und haben zuletzt sämtlich aus Armenmitteln unterhalten werden müssen.

Nach einer weiteren Sage soll Emstek in einem früheren Kriege so stark verwüstet worden sein, daß die Gegend einer Einöde glich. Die Bewohner hätten ihre Heimstätte verlassen und sich in das Oldenburger Gebiet geflüchtet. Die Sage wird ihre Entstehung einer Bemerkung im Emsteker Taufbuch verdanken, wonach dieses nebst anderen kirchlichen Gegenständen, ähnlich wie wir es bei Cloppenburg gesehen haben, in den Jahren 1631 bis 1651 in der Grafschaft Oldenburg versteckt gehalten wurde, um es vor den Räubereien der Kriegshorden zu bewahren. Dabei ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß die Bewohner des öfteren vor dem heranrückenden Feinde geflohen sind und sich zeitweise versteckt gehalten haben, wie wir es von sehr vielen Gegenden unserer Heimat wissen.

In der Kirche zu Emstek ließ sich früher öfters ein Mann ohne Kopf sehen und erschreckte die Leute. Der damalige Pastor Büschelmann hat den Wiedergänger nach einem Tannenkampe auf dem Desum verbannt. Dort muß er die Nadeln zählen, die an den Bäumen sitzen und auf dem Boden liegen. Ist er damit fertig, wird er erlöst sein.

Bei der Wohnung des Zellers gr. Giese ging ein Selbstmörder wieder. Als beherzte Männer ihn zu vertreiben suchten, floh er auf den Hausboden. Später wurde er aber doch ergriffen und auf einen Wagen gesetzt, um in die Heide nach einer abgelegenen Stelle gebracht zu werden. Aber obwohl man zwei, vier, schließlich sechs Pferde vor den Wagen spannte, war dieser nicht von der Stelle zu bringen. Endlich gelang es dem Pastor, ihn nach Giesen Tannenkamp zu bannen. Dort begegnete er nach einiger Zeit einem Jäger, der vor Schrecken tot zu Boden fiel.

Auf einer Bauernstelle zu Emstek waren die Eltern gestorben und hatten außer einer Tochter zwei Söhne hinterlassen, von denen der jüngere verheiratet war, immer auf der Stelle gewohnt hatte und sie gern behalten wollte. Der ältere war schon ziemlich betagt und unverheiratet. Als die Geschwister nun nach

Cloppenburg gingen, um auf dem Amte die Teilung der Erbschaft vorzunehmen, machte der jüngere durch List den älteren betrunken und wußte es dann so zu drehen, daß ihm die Stelle zugeschrieben wurde. In der Folge gab es ununterbrochen Zank und Streit, zumal es die Schwester mit dem jüngeren Bruder hielt. Endlich kam es dahin, daß sich der ältere aus Aerger und Verdruß erhängte. Aber er fand keine Ruhe im Grabe, sondern zeigte sich abends immer in der Scheune. Wenn die Knechte den Pferden ihr Abendfutter gaben, reichte er ihnen das Futter fast in die Hand; fuhren sie Dünger, setzte er sich hinten auf den Wagen, kurz, es wurde zuletzt so schlimm, daß die Knechte den Dienst verlassen wollten. Man wandte sich deshalb an den Pastor. Dieser sagte, des Selbstmörders Zeit sei noch nicht abgelaufen; derselbe müsse solange wandern, bis die ihm gesetzte Frist verstrichen sei, doch wolle er versuchen, ihn in einen zur Stelle gehörigen Fuhrenkamp zu bannen; es sei unmöglich, ihn ganz von den Gründen der Stelle zu entfernen. Das tat der Pastor denn auch. Seitdem spukt der Selbstmörder in und bei seinem Fuhrenkampe und hat schon viele Leute erschreckt und verfolgt. Sobald sie aber die Grenzen der Stelle überschritten, blieb er zurück.

In Emstek war in einem Hause ein unverheirateter Onkel, der ein Zauberbuch besaß. An einem Sonntage war der Onkel zur Kirche gegangen. Eine Nichte, die noch die Schule besuchte, fand das Buch und fing darin zu lesen an. Auf einmal war das ganze Haus voll Krähen. Sie zu verscheuchen, war unmöglich. Man lief deshalb zur Kirche und holte den Onkel herbei. Dieser kam eiligst, fütterte die Krähen und las dann wieder rückwärts, was das Mädchen vorwärts gelesen hatte. Als er damit zu Ende war, verschwanden die schwarzen Vögel (Teufel) wieder aus dem Hause.

* * *

Verlassen wir das Dorf Emstek in westlicher Richtung, so erreichen wir nach Ueberquerung der Bahnlinie Vechta—Cloppenburg die reichliche ¼ Stunde vom Kirchdorf entfernt liegende Bauerschaft W e s t e r e m s t e k. Die ziemlich geschlossene Ortschaft macht mit ihren hübsch im Grünen liegenden 8—10 Bauernhöfen einen gefälligen Eindruck. Der Boden ist hier, wie im Kirchdorf Emstek, von mittlerer Güte.

Die Westeremsteker Bauern mußten seit 1310 den Zehnten an das Alexanderkapitel in Wildeshausen entrichten. Nach einer alten Ueberlieferung waren Emstek und Westeremstek ursprünglich an die adligen Güter Poggenborg und Biswinkel, die südlich vom Emsteker Esch in der Nähe der Gerichtstätte zum Desum lagen, zehntpflichtig gewesen. Als diese später verarmten, soll das Alexanderstift, dem reiche Mittel zur Verfügung standen, den Zehnten angekauft haben. Einzig Heuer (j. Meyer) in Westeremstek war zehntfrei. Aus welchem Grunde, ist nicht bekannt. Nach der Sage soll ihm auf dem Wege zur Gerichtstätte, wo er, gleich den andern Bauern, den Zehnten an das Alexanderstift verschreiben wollte, der Holzschuh zerbrochen sein. Er mußte also umkehren, um sich mit einem heilen Holzschuh zu versehen. Als er nun in die Nähe der Gerichtsstätte kam, begegneten ihm die andern Bauern schon und teilten ihm mit, daß die Verschreibung bereits beendet sei. Auf diese Weise soll Heuer frei geworden sein.

Zur Bauerschaft Westeremstek gehört die nördlich, jenseits der Chaussee Emstek—Cloppenburg gelegene Ortschaft Hesselnfelde. Hesselnfeld wird meistens als „Gut" bezeichnet, doch ist es ein adliges Gut im gewöhnlichen Sinne wohl nie gewesen, jedenfalls hat, soweit wir wissen, dort nie eine adelige Familie gewohnt. Es scheint, als wenn es um 1700 von dem Vogt Gerhard Farwick aus der Emsteker-Westeremsteker Mark erworben und von ihm gutsmäßig eingerichtet worden sei. Auch die Nachfolger wohnten dort, der Hof blieb aber Eigentum der Familie Farwick. Im Jahre 1799 verkaufte die Witwe eines Dr. Farwick es zu zehn gleichen Teilen; einen Anteil kaufte der Zeller Giese in Emstek für 2310 Taler. Giese strengte im Jahre 1828 einen Prozeß gegen die oldenburgische Regierung an und beanspruchte Steuerfreiheit, da Hesselnfelde ein adeligschatzfreies Gut sei. Da er den Beweis für seine Behauptung nicht beibringen konnte, wurde er abgewiesen. Wahrscheinlich hatte er sich dadurch täuschen lassen, daß die Vögte, die früheren Besitzer, für ihre Person Schatzfreiheit genossen hatten.

Oestlich von Hesselnfelde breitete sich zu beiden Seiten des von Emstek nach Höltinghausen führenden Weges ein ziemlich ausgedehntes Gräberfeld aus. Es lag unweit der Soeste und war vor einigen Jahrzehnten noch ziemlich unberührt, ist aber

in jüngster Zeit durch die Kulturarbeiten sehr eingeengt worden. Eine Anhöhe bei Hesselnfelde, im sog. Winklerfelde an der Soeste, die man vielfach auch für eine Grabstelle gehalten hat, soll erst in der französischen Zeit angelegt sein und als Reitbahn gedient haben.

Das Gebiet weiter westlich, nach der Cloppenburger und Cappelner Grenze hin, war früher von mehreren Landwehren durchzogen, von denen noch Reste erhalten sind. Eine derselben lief von den Soestewiesen auf Dingel zu und stand mit der Landwehr in Verbindung, die auf der Grenze zwischen dem Emsteker und dem Cloppenburger Gebiete sich entlang zog.

Zur Bauerschaft Westeremstek gehört ferner das in südwestlicher Richtung unfern der Cappelner Grenze liegende Gut Diekhaus. Zwischen Westeremstek und Diekhaus findet sich ebenfalls ein größeres Gräberfeld, in dessen Mitte ein niedriger Hügel von ca. 15 Meter Durchmesser mit zwei Auffahrten von Westen und Osten her liegt. Man hat einen alten Opferplatz darin erkennen wollen.

Der Name Diekhaus läßt sich zwanglos als Haus am Teich erklären und hat seinen Namen von der Niederung, Emsteker Diek genannt, die sich als Kirchspielsgrenze zwischen Emstek und Cappeln von Westen nach Osten und Nordosten hinzieht. Das Gut ist erst im 16. Jahrhundert entstanden. Freilich ein „Dickessen" begegnet uns schon zu Anfang des 11. Jahrhunders, wo ein gewisser Hoger der Abtei Corvey 10 Jück Land schenkte. Ob diese Landfläche den Grundstock des späteren Gutes gebildet hat, läßt sich nicht ermitteln. Das Gut hatte etwa die Größe von zwei Bauernhöfen. Die Bezeichnung „Dickessen" für Diekhaus ist im Volksmunde noch gebräuchlich.

Eine herrschaftliche Wohnung findet sich dort erst seit 1583. Besitzer war der Quakenbrücker Burgmann Heinrich Brave. Sein Sohn Hermann Brave floh in seinen alten Tagen vor den Unruhen des Dreißigjährigen Krieges nach Emden, wo er auch gestorben ist. Hermanns Sohn Johann Adam hinterließ nur Töchter. Eine derselben, die Erbin auf Diekhaus, heiratete einen Philipp Adolf von Freese zu Meppenburg, so daß wir von 1660—1767 den Namen von Freese auf dem Gute finden. Im Jahre 1767 starben die von Freese im Mannesstamme aus, und die einzige

Tochter heiratete einen münsterschen Hauptmann von Sonnenberg, der das Gut 1802 zerstückelte und verkaufte. Das Herrenhaus und die Hälfte des Grundbesitzes erwarb Johann Heinrich Rolfes aus Cappeln, die Jagdgerechtigkeit nebst einem kleinen Grundstücke Kaplan Quatmann zu Cappeln, von dem sie sein Bruder, der Hofbesitzer Quatmann in Elsten, erbte. Das Uebrige wurde an sechs Eigner veräußert.

Das Gut Diekhaus besaß früher einen Kirchenstuhl in der Cappelner Kirche. Er stand an der Südseite des Chores, gegenüber dem Gestühl des Hauses Schwede. Der Besitzer von Diekhaus hatte für die Erlaubnis, den Stuhl aufstellen zu dürfen, die Verpflichtung übernehmen müssen, ein Stück der Kirchhofsmauer zu unterhalten. Als nun der Besitzer im Dreißigjährigen Kriege geflohen und das Gut an einen Pächter vergeben war, unterblieb die Unterhaltung der Kirchhofsmauer. Der Kirchenvorstand entfernte deshalb den Stuhl vom Chore und stellte ihn in den Turm. Später beantragte der Besitzer von Diekhaus, Philipp Adolf Kaspar von Freese, daß der Stuhl wieder auf das Chor gesetzt werde, und nachdem er durch Zeugen sein Besitzrecht nachgewiesen hatte, wurde ihm durch ein Schreiben vom 30. Juni 1701 eingeräumt, einen offenen Stuhl auf dem alten Platze aufzustellen, doch sollten nur die männlichen Glieder der Familie ihn benutzen, ferner solle er nur dem jetzigen katholischen Besitzer und dessen katholischen Nachkommen gehören, nicht aber dem Gute ankleben. Sollten der Besitzer oder seine Nachkommen die Religion wechseln, oder sollte ein anderer, wenn auch katholischer Besitzer, das Gut übernehmen, dann wäre damit das Recht am Stuhle verwirkt. Dem von Freese wurde aufgegeben, für die Erlaubnis 60 Reichstaler zu zahlen und einen Teil der Kirchhofsmauer von 12 Fuß Länge und 5 Fuß Höhe zu errichten und zu unterhalten.

Inzwischen hatte der Vogt zu Cappeln, Georg Schade, der Vater des Cappelner Pastors Otto Schade (1707—1744), für sich einen Stuhl auf den Platz gestellt, wo sonst der Diekhaussche Stuhl gestanden hatte. Der obige Bescheid befriedigte den Junker von Freese nicht, das Recht an dem Stuhl war ihm nur unter Bedingungen eingeräumt worden, während die Pflicht, die Kirchhofsmauer zu unterhalten, bedingungslos für immer übernommen werden sollte. Darum bat er in einem Schreiben 1708 den

Generalvikar, der Stuhl möge für immer dem Gute Diekhaus verbleiben, wenn es für immer die Mauer unterhalten solle, zugleich möge die Entfernung des Schadeschen Stuhles befohlen werden. Hierauf wurde erwidert, man halte an den Bedingungen fest, auch könne des Stuhl des Vogtes stehen bleiben, solle aber, falls Freese die Bedingungen annehme, so weit zurückgesetzt werden, daß der Freesensche Stuhl genügend Platz fände.

Der Besitzer von Diekhaus wird daraufhin auf den Stuhl verzichtet haben, denn 1703 werden nur die Stühle des Vogts und der des Gutes Schwede als auf dem Chore stehend erwähnt. Ferner wird öfters darüber geklagt, daß der Herr des Gutes Diekhaus die Instandhaltung der Kirchhofsmauer ablehne, was nach dem Ausgang der Verhandlungen nicht wunder nehmen kann.

Durch den Uebergang des Gutes an einen anderen Besitzer ist später der Anspruch auf den Kirchenstuhl hinfällig geworden.

* * *

Wenden wir uns vom Gute Diekhaus gegen Osten, so erreichen wir nach etwa einer halbstündigen Wanderung ein Gebiet, das hohes geschichtliches Interesse beansprucht und das ganze Mittelalter hindurch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts für die Bewohner eines großen Teils des Münsterlandes von nicht geringer Bedeutung gewesen ist. Es ist der sog. Desum, die Stätte des einst so berühmten und mächtigen „Gogerichts zum Desum".

Der Desum ist ein Höhenrücken südlich vom Emsteker Esch, der früher bewaldet war. Die Anhöhe ist eingeebnet worden, als die Ländereien kultiviert wurden, so daß es später nicht mehr leicht war, die genaue Lage des Gerichtsplatzes festzustellen. Doch glaubt man, den Platz richtig gefunden zu haben, und hat ihn nunmehr durch einen Gedenkstein vor Vergessenheit geschützt.

In der Nähe lagen früher verschiedene Grabhügel, im Volksmunde „Donnbrake" genannt.

An dieser Stelle nun spielte sich Jahrhunderte lang viermal im Jahre ein reges Leben ab, und zwar am Montage nach hl. drei Könige, am Montag nach Philippus und Jakobus (1. Mai).

am Dienstag nach Dreifaltigkeit und am Feste des hl. Remigius (1. Oktober). Dann strömten von allen Seiten die Bewohner aus der Nähe und aus der Ferne, aus Vechta, Oythe, Lutten, Goldenstedt, Barnstorf, Drebber, Colnrade, Visbek, Wildeshausen, Großenkneten, Huntlosen, Krapendorf, Molbergen, Emstek, Cappeln, Langförden, Bakum und Vestrup, ja wahrscheinlich sogar von Wardenburg und Altenoythe, zusammen, um Rechtstreitigkeiten zu schlichten und Verbrechen zu bestrafen.

„Falbten spät im Herbst die Blätter,
Ward ein offnes Ding gehalten,
Denn der Pflicht'ge soll sich lösen,
Und der Frevler darf nicht schalten.

Unter Friggas heil'gem Baume
Scharten sich die Gaugenossen,
Edelinge, freie Bauern,
Eigner Leute niedre Sprossen."

So hatten es die heidnischen Vorfahren gehalten, so ließen es auch die Eroberer, Karl der Große und seine Nachfolger, in berechnender Schonung der alten Sitten und Gebräuche bestehen. Mehrere Male im Jahre, in der Regel viermal, hatten sich die alten Sachsen unter freiem Himmel, im Schatten eines heiligen Haines versammelt, um gemeinsam über das Wohl des Volkes, über Krieg und Frieden zu beraten, Streitigkeiten zu schlichten und Vergehen nach Recht und Gerechtigkeit zu bestrafen. Und wenn auch später nach Einführung der fränkischen Grafenverfassung die Verwaltungsangelegenheiten nicht mehr Sache der Volksversammlung blieben, sondern fast ausschließlich von dem Grafen und seinen Burgmannen wahrgenommen wurden, die alte sächsische Gerichtsverfassung hat die fränkische Regierung zunächst ziemlich unangetastet weiterbestehen lassen.

Wir haben also in dem „Gogericht zum Desen" ohne Zweifel den alten „Thinkplatz" des Lerigaues vor uns, wo sich die Gaugenossen mehrere Male zu Beratung und Gerichtsverhandlungen zusammengefunden hatten. Als dann später die allgemeinen Beratungen immer mehr wegfielen, verblieben nur noch die Gerichtsverhandlungen; daher der Name Gogericht.

Nun wird man vielleicht fragen, weshalb denn gerade diese abgelegene, vom Verkehr abgewandte Stelle zu einem so bedeutenden Versammlungsplatz ausgewählt worden sei. Werfen wir zunächst einen Blick auf die räumliche Ausdehnung des alten Lerigaues. Im Norden reichte er bis zum Einfluß der Haaren in die Hunte, also bis zu der Stelle, wo jetzt die Stadt Oldenburg liegt. Die Hunte bildete dann die Grenze bis zur Goldenstedter Gegend, wo sie auf das rechte Hunte-Ufer übergriff und die Gebiete von Heiligenloh, Barnstorf und Drebber mit umfaßte. Die Südgrenze bildete das große Vechtaer Moor mit dem Moorbach, im Westen der Hasegau, wozu Löningen, Essen, Lastrup und Lindern gehörten. Der Lerigau umfaßte also nach unserer heutigen Einteilung die südliche Hälfte des Amtes Oldenburg, das Amt Wildeshausen (außer Dötlingen), die Nordhälfte des Amtes Vechta bis zum Vechtaer Moorbach einschließlich der oben genannten hannöverschen Gemeinden, den Amtsgerichtsbezirk Cloppenburg und vom Amte Friesoythe das Gebiet der jetzigen Gemeinden Friesoythe, Altenoythe, Bösel und wahrscheinlich noch Markhausen.

Betrachten wir dieses umfangreiche Gebiet, so sehen wir, daß der Versammlungsplatz auf dem Desum eine ziemlich zentrale Lage hatte. Wohl scheint er etwas zu sehr in die Südwestecke gerückt, aber das wurde ohne Zweifel dadurch ausgeglichen, daß die südlichen Gebiete eine erheblich dichtere Bevölkerung hatten als die nördlichen Bezirke mit ihren ausgedehnten Moor- und Heidelandschaften.

Und was die einsame, versteckte Lage des Desumplatzes anbetrifft, so dürfen wir da keineswegs unsere heutigen Verhältnisse zu Grunde legen. Damals war es eben anders. Ueber den Desum lief jene bedeutende Heeresstraße, von der oben ausführlich die Rede war. Ueberdies führten damals ohne Zweifel wichtige Querwege hier vorbei, die später vielfach andere Richtungen eingeschlagen haben, so daß wir alles in allem sagen können, der Versammlungsort war keineswegs ungünstig gewählt.

Aber ein anderes fällt uns bei der Betrachtung des ehemaligen Lerigaues auf, nämlich seine gewaltige, räumliche Ausdehnung. Für einen einheitlichen Verwaltungs- und Gerichtsbezirk war das Gebiet ohne Zweifel auf die Dauer viel zu groß.

Solange die Bevölkerung recht dünn war, mochte es noch angehen, aber auch da mußten die weiten Entfernungen manche Schwierigkeiten mit sich bringen. Die entfernt Wohnenden konnten doch kaum den Weg an einem Tage zweimal zurücklegen, sie mußten also irgendwo übernachten, was bei den damaligen Unterkunftsverhältnissen jedenfalls nicht leicht war. Und doch hatten alle Bewohner, wenigstens alle Freien, die Verpflichtung, an den Tagungen teilzunehmen.

Als nun im Laufe der Zeit die Bevölkerung dichter wurde, mußte notgedrungen eine Teilung des allzu umfangreichen Verwaltungsbezirkes vorgenommen werden. Diese wurde dadurch bewirkt, daß die südlichen Gebiete (Vechta, Dythe, Lutten, Goldenstedt, die jetzt hannöverschen Kirchspiele, ferner Visbek, Emstek, Cappeln, Langförden, Bakum und Vestrup) mit dem verhältnismäßig nur kleinen Dersagau, südlich des Moorbaches, vereinigt wurden. Für die so vergrößerte Grafschaft entstand dann in Vechta ein neuer Mittelpunkt. Die übrigen Gebiete, nämlich die Wildeshäuser-Oldenburger und die Cloppenburg-Friesoyther Gegend, bildeten fortan die verkleinerte Grafschaft Lerigau.

Wie das alles im einzelnen sich entwickelt haben mag, wissen wir nicht. Es ist nicht einmal festgestellt, wo die ersten Grafen, die nach der Unterwerfung unserer Gegend aus dem Frankenlande nach hier geschickt wurden, ihren Wohnsitz gehabt haben. War es die Quatmannsburg bei Elsten, wie neuere Forscher behaupten wollen, so hätte der Sitz doch sehr in der Ecke gelegen. Als später einheimische Große mit dem Grafenamt betraut wurden, haben diese ohne Zweifel in Wildeshausen gewohnt. Deshalb hatte Wildeshausen noch lange nähere Beziehungen zur Cloppenburger Gegend, die Grafen besaßen hier ausgedehnten Grundbesitz und andere Gerechtsame, und auch das Alexanderstift, das ja von den aus Wittekinds Familie stammenden Grafen von Wildeshausen gestiftet und von ihnen mit reichem Grundbesitz ausgestattet worden war, hatte hier reichen Besitz an Ländereien, Zehnten und dgl.

Die Grafen des Lerigaues haben dann später ihren Sitz nach Oldenburg verlegt und die Grafschaft Oldenburg gegründet. Infolgedessen wurde ihnen auch die Cloppenburg-Friesoyther Gegend

immer mehr entfremdet, so daß hier später eine eigene Grafschaft entstand.

Man sollte nun glauben, die Aufteilung des Lerigaues habe auch das Verschwinden des Desumer Gerichtes nach sich ziehen müssen. Das ist aber zunächst nur im geringen Umfange der Fall gewesen. Wohl entstanden nach und nach in den einzelnen Teilen Untergerichte, z. B. in Südholte bei Lahr (Ksp. Goldenstedt) für Goldenstedt und die benachbarten hannöverschen Gebiete, in Vechta, in Cloppenburg, in Wildeshausen usw., aber mit der Einrichtung dieser Gerichtsstätten verfolgte man vorwiegend praktische Zwecke, nämlich zu vermeiden, daß mit jeder Kleinigkeit das Gericht zum Desum behelligt werden mußte. Das eigentliche Obergericht aber blieb das Desumer Gogericht. Bestimmte wichtige Fälle, vor allem Streitigkeiten um das Eigentumsrecht an Grund und Boden, gehörten vor das Desumgericht. Ferner konnte in allen Fällen, die von den Untergerichten entschieden worden waren, beim Obergericht zum Desum Berufung eingelegt werden. Bestimmte hochstehende Persönlichkeiten, z. B. die Adligen, konnten nur hier verklagt werden. Das Gericht auf dem Desum blieb also, wenn wir einen Vergleich aus unseren heutigen Verhältnissen zu Grunde legen wollen, eine Art Landgericht, während die anderen Gerichte etwa unseren Amtsgerichten gleichkamen. Aus dem Ganzen aber geht hervor, ein wie großes Ansehen das Gericht auf dem Desum gehabt haben muß.

Selbstverständlich erschienen zu den Gerichtsverhandlungen später nicht mehr sämtliche Bewohner des Bezirkes, sondern außer den Gerichtsherren, den Angeklagten bezw. den streitenden Parteien nur noch 24 Geschworene. Von diesen pflegten 18 aus dem Amte Vechta, und zwar 4 aus dem Kirchspiele Visbek, je 3 aus den Kirchspielen Lutten und Cappeln, je 2 aus den Kirchspielen Oythe und Langförden genommen zu werden. Von den übrigen 6 entfielen 3 auf das Amt Wildeshausen, und zwar 2 auf die Gemeinde Großenkneten und 1 auf Huntlosen, ferner 3 auf das Amt Cloppenburg, die sämtlich dem Kirchspiele Krapendorf entnommen wurden. Weshalb die übrigen Gemeinden, vor allem Emstek selbst, keine Geschworenen stellten, ist nicht ersichtlich. Die Geschworenen wurden auf Lebenszeit berufen.

Weil nach Teilung des Lerigaues mehrere Regierungen An-

teil am Desumgericht hatten, lag die Gefahr nahe, daß alsbald Streitigkeiten über Vorsitz, Besetzung durch Geschworene usw. entstünden. Diese sind denn auch nicht ausgeblieben. Anfangs hatte der Richter von Wildeshausen unbestritten die Leitung des Gerichtes, weil ja die Grafen von Wildeshausen-Oldenburg sich als die Rechtsnachfolger der Grafen im Lerigau betrachten konnten. Als dann später Wildeshausen unter münstersche Oberhoheit kam, hatte die münstersche Regierung erst recht keinen Grund, den Wildeshäuser Richter in seiner Gerechtsame zu stören. Der Richter von Wildeshausen waltete also als Gerichtspräsident; er „spannte die Bank“, d. h. er erledigte die umständlichen Einleitungsformalitäten; ihm zur Seite saßen der Richter von Vechta und die beiden Drosten von Vechta und Wildeshausen.

Aber später, vor allem nach dem Dreißigjährigen Kriege, suchte Münster die Vorrechte Wildeshausens immer mehr zurückzudrängen und den Richter von Vechta an die Spitze des Gerichtes zu bringen. Während des Krieges war das Gericht nur unregelmäßig abgehalten worden, die alten Bestimmungen waren vielfach in Vergessenheit geraten, die Akten darüber verloren gegangen und — was wohl das Entscheidende war — Wildeshausen unter die Herrschaft des Grafen von Waseburg, eines unechten Abkömmlings des schwedischen Königshauses, gelangt. Ihm wollte Münster die Leitung des auf münsterschem Grund und Boden gelegenen Gerichtes nicht zugestehen. Als am 13. Juli 1652 der Gräflich Wasaburgische Richter Heidenreich Schlüter die Wroge, d. i. die Nachprüfung der Maße und Gewichte — auch diese Tätigkeit gehörte zum Geschäftsbereich des Richters zum Desum — vornehmen wollte, erschien auch der Vechtaer Fiskal, begleitet von mehreren Vögten und Schützen, auf dem Emsteker Marktplatz, wo die Prüfung stattzufinden pflegte, und verbot dem Richter Schlüter die Eichung der Maße und Gewichte. Als Schlüter trotzdem mit seiner Tätigkeit begann, hinderten ihn die Vechtaer mit Gewalt und fingen selber an zu wrogen, so daß Schlüter schließlich der Uebermacht weichen und den Marktplatz verlassen mußte. Schlüter beschwerte sich sofort bei seinem Herrn, dem Grafen von Wasaburg. Dieser berichtete an die schwedische Regierung in Stade und erreichte, daß zwischen Abgeordneten der schwedischen und münsterschen Regierungen im Jahre 1655 eine Konferenz in Twistringen abgehalten wurde. Vonseiten Münsters wurde

versprochen, nicht zu verhindern, „daß sowol auf dem Jahr-Markte zu Emstecke als bei dem Gerichte ufm Desum dasjenige observiret werde, welches beweißlich dem alten Herkommen gemäß“.

Trotz dieser Abmachung ist es in der Folgezeit, besonders in den Jahren 1659—1666, noch öfters zu Reibereien und Störungen gekommen. Aber es gelang dem Wildeshäuser Richter, sich bis zum Jahre 1675 im Besitze des Richteramtes zu halten und die Wroge auszuüben.

Als aber 1675 durch die Niederlage der Schweden bei Fehrbellin die schwedische Herrschaft in Wildeshausen gestürzt worden war, benutzte Münster diese Gelegenheit, das Gericht endgültig den Vechtaer Beamten zu unterstellen. Deshalb konnte auch Hannover, das schließlich in den Besitz Wildeshausens kam, den alten Zustand nicht wiederherstellen. Zwar schickte die hannöversche Regierung im Jahre 1702 den Gerichtsschreiber Lüning am Tage des Margarethenmarktes nach Emstek, um die Wrogegerechtigkeit auszuüben, aber der Gerichtsschreiber mußte vor den Drohungen der Vechtaer Beamten mit seinen Ellen, Pfunden und Kannen unverrichteter Sache wieder abziehen. Hannover erhob zwar in Münster Beschwerde, ohne aber an dem bestehenden Zustande etwas ändern zu können.

Von dieser Zeit an konnte sich Münster als der unbestrittene Herr des Desumer Gerichtes betrachten, und der Vechtaer Richter hielt unangefochten das Gericht ab. Im Jahre 1728 wurde anstelle des alten verfallenen Gerichtsstuhles noch ein neuer aufgestellt, dann aber muß es bald darauf nach Vechta verlegt worden sein. Wann das geschehen und wann zum letzten Male auf dem Desum unter freiem Himmel Gerichtssitzung abgehalten worden ist, ist eigentümlicherweise nicht bekannt. Die veränderten Anschauungen und Verhältnisse brachten es mit sich, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts überall die Gerichtsverhandlungen in die Städte und in abgeschlossene Räume verlegt wurden. Die uralte Sitte der Gerichtsverhandlungen in Gottes freier Natur hatte damit zu bestehen aufgehört, und die Welt war wieder um ein Stück Poesie ärmer geworden.

Die Vechtaer Richter nannten sich auch nach Verlegung der Gerichtsstätte noch weiterhin Richter zum Desum. Die Verhand-

lungen hielten sie anfangs vielfach in ihren Wohnungen ab, später im alten Vechtaer Rathause, dem jetzt Kaufmann Krümpelbeckschen Hause am Markte.

Auf der althistorischen Stätte aber, wo jahrhundertelang die wichtigen Amtshandlungen stattgefunden haben, ist am 25. Juni 1905 vom Oldenburger Verein für Altertumskunde und Landesgeschichte ein Gedenkstein errichtet, dessen Kosten zu ⅗ vom Oldenburger Verein, zu ⅖ von Eingesessenen der Gemeinden Emstek und Cappeln entrichtet worden sind. Der Denkstein, ein Findlingsblock von grauem Granit mit eingelassener eherner Tafel, enthält die von Professor Dr. Rüthning-Oldenburg verfaßte Inschrift:

„Hier auf dem Desum hegte das Gericht
Des Lerigaus seit altersgrauen Zeiten
Der Gograf. Freie Männer sprachen schlicht
Mit altgewohnten deutschen Förmlichkeiten
Im Walde Recht vor Gottes Angesicht."

In der Mitte der Tafel findet sich die vergrößerte Nachbildung des Gerichtssiegels mit der Jahreszahl 1578. Darunter liest man die Anfangsworte des Sachsenspiegels:

„Des hilighen Geistes Minne, de stärke mine
Sinne, dat ik Recht und Unrecht der Sassen
beskeide na Godes Hulden und na der
Werlde Fromen."

Sachsenspiegel I. 1.

So ist denn der altberühmte Volksversammlungs- und Gerichtsplatz für alle Zeiten vor Vergessenheit bewahrt und wird fortleben im Andenken der Geschlechter.

* * *

Die Niederung südlich und südöstlich vom Emsteker Esche birgt noch mehr Ueberreste aus altersgrauer Vorzeit. Am Wege von Emstek nach Bakum liegt die sog. Poggenburg, das Ueberbleibsel einer alten Burganlage. Jetzt ist nichts mehr zu sehen, als eine kleine Sandhöhe, die von Jahr zu Jahr mehr verschwindet; von Mauerresten oder Pfahlwerk ist keine Spur mehr vorhanden. Zu Anfang vorigen Jahrhunderts waren die Umrisse noch deutlicher erkennbar. Der damalige Emsteker Vikar Franz Trenkamp, von 1799—1809 Vikar in Emstek, beschreibt sie

folgendermaßen: „Sie besteht aus einem gleichseitigen Viereck, dessen Seiten 40 Schritte lang sind. Um die Wälle läuft ein sieben Schritt breiter Graben.“ — Die Sage will wissen, daß dort vor Zeiten ein gefürchteter Raubritter gehaust habe, der für seine Schandtaten wiedergehen muß. Es ist an dieser Stelle öfters ein großer schwarzer Hund gesehen worden. Die Leute vermeiden es deshalb, zur Nachtzeit hier vorüberzugehen.

In derselben Niederung lag östlich von der Poggenburg, hart an der Vesenbühren-Drantumer Grenze, eine zweite Burganlage, der Viswinkel, auch wohl Fischwinkel genannt. Weil später die Gräben mit Erlenholz bewachsen waren, sagte man wohl auch „bei den Ellerbüschen“. Die Formen der Burganlage waren vor einigen Jahrzehnten noch deutlicher erkennbar. Der innere Raum erstreckte sich 42 Meter in die Länge von Nordwesten nach Südosten bei einer Breite von 23 Metern. Seit einigen Jahren ist ein Teil des ehemaligen Burgplatzes zu einer Wiese umgearbeitet worden. Während die südöstliche und nordöstliche Seite durch sumpfiges Gelände hinreichend geschützt waren, mußte die südwestliche Seite durch drei starke Wälle gedeckt werden.

Geschichtlich ist auch über diese Anlage nichts Näheres bekannt, nur die Sage weiß allerlei zu berichten. Danach soll ursprünglich der ganze Emsteker Esch zu diesem Gute gehört haben. Später aber verarmten die Besitzer, nur die Niemanns Stelle und der Drantumer Zehnten (nach anderer Ueberlieferung auch noch der Halener Zehnten) verblieben ihnen. Aber dieser Zehnten kam in den schlimmen Zeiten meistens nur schlecht ein. Zuletzt lebten noch zwei adelige Damen, im Volksmunde „die zwei Fräulein“ genannt, auf der Burg. Ihnen war zuletzt nur mehr der Drantumer Zehnten geblieben, von dem sie sich recht kümmerlich ernährten. Sie boten daher den Drantumer Bauern den Zehnten an unter der Bedingung, ihnen dafür bis zu ihrem Tode den Lebensunterhalt zu gewähren. Das lehnten die Bauern ab. Die Not der beiden Fräulein wurde schließlich so groß, daß sie ein Schaf stahlen, um ihren Hunger zu stillen. Als eins der Fräulein starb, machte das andere den Drantumern nochmals das Anerbieten und stellte eine Frist, bis wann sie ihre Erklärung abgeben sollten. Wenn sie bis zu diesem Zeitpunkte nicht ihr Angebot annähmen, werde sie in ein Kloster gehen. Die Drantumer

verharrten nach wie vor auf ihrem ablehnenden Standpunkt. Das Fräulein wartete noch ½ Stunde nach Ablauf der Frist am Wege in der Hoffnung, daß man ihren Vorschlag annehme. Aber die Drantumer erbarmten sich ihrer nicht, und so mußte sie sich schweren Herzens von dem Orte, wo ihre Wiege gestanden, trennen.

Das Fräulein fand dann Aufnahme im Kloster Malgarten bei Bramsche. Damit fielen auch die Rechte an das Kloster, das nunmehr den Drantumer Zehnten bezog. Um Michaeli kamen alljährlich mehrere Wagen von Malgarten, den Zehnten zu holen, bis er im Jahre 1848 abgelöst wurde. Anfänglich zog das Kloster den Hockenzehnten, als aber Unterschleife vorkamen und vorzeitig Hocken vom Felde verschwanden, wurde der Sackzehnte genommen. Einige Bauern hatten 20 Scheffel Roggen und 30 Scheffel Hafer zu liefern. Bei Zeller Stallmann wurde Quartier genommen. Alsdann kam ganz Drantum dort zusammen, und es wurde die ganze Nacht gefeiert und getanzt. Man nannte diese Veranstaltung Drantumer Kirmeß. Mit der Ablösung des Zehnten hat auch die Feier ein Ende gefunden.

Nachdem das Gut verlassen war, verfiel es rasch. Bis zur Teilung der Mark trieben die Drantumer ihr Vieh dorthin zur Weide. Alte Leute wollen noch Einzelheiten der Anlage, wie Garten, Bleiche usw., gekannt haben. Auf den Karten wurde früher das Gelände als Grünland bezeichnet.

Weiter nordöstlich, in der Bauerschaft Drantum, liegt das Gut V e s e n b ü h r e n. Es wird im 12. Jahrhundert als Versenburen zum ersten Male erwähnt. Nun wird bereits im Jahre 947 ein Tettenbura genannt, das ebenfalls in der Gemeinde Emstek gelegen haben muß. Wo es zu suchen und was damit gemeint ist, läßt sich nicht sagen. Man hat deshalb wohl geglaubt, Tettenbura sei der ursprüngliche Name für Vesenbühren, doch läßt sich dies nicht mit Sicherheit nachweisen.

Der Hof Vesenbühren gehörte anfänglich einem Grafen Dietrich aus der Familie Wittekinds, wie denn überhaupt die Nachkommen Wittekinds in der Cloppenburger und Emsteker Gegend mancherlei Besitzungen hatten. Kaiser Otto I. erbte von mütterlicher Seite diesen Hof und schenkte ihn dem Kloster Enger, Kreis Herford, einer Stiftung Wittekinds. Später kam der Hof,

wahrscheinlich durch Tausch, in den Besitz des Klosters Corvey. Im Anfang des 15. Jahrhunderts befand sich das Gut im Besitze der Familie von Elmendorff auf Füchtel. Auf welche Weise Füchtel in den Besitz gelangt ist, ist nicht bekannt. Eine Tochter dieses Hauses namens Göste scheint gegen Ende des Jahrhunderts einen Alverich Schlepegrell von Beverbeck bei Oldenburg geheiratet zu haben und dadurch in den Besitz des Gutes gelangt zu sein. Die von Schlepegrells bewohnten das Gut bis zum Jahre 1737, wo es an den Besitzer des Hauses Lohe, Clamor August von dem Busche, verkauft wurde. Dessen Söhne verkauften es am 23. Oktober 1782 an den Landtagsmarschall v. Münster zugleich mit dem Gute Lohe für im ganzen 58 000 Taler weiter. Der Sohn des v. Münster veräußerte Vesenbühren im Jahre 1799 an den Schreiber Hesselmann in Vechta für nur 12 000 Taler, ein Beweis, wie niedrig in den damaligen unruhigen Zeiten die Güter im Preise standen. Hesselmann aber machte bei dem Kaufe ein gutes Geschäft. Er verkaufte zunächst die Jagdgerechtigkeit an den Vikar Trenkamp in Emstek, von dem sie an den von Dorgeloh-schen Burgmannshof in Vechta überging, und ferner für 6000 Taler Holz und etliche Ländereien, so daß er für alles dies zusammen 12 000 Taler löste, also den Kaufpreis wieder einbrachte. Das Gut selbst verkaufte er dann später an den Pächter desselben, Franz Höne, für 13 000 Taler und bedang sich außerdem noch aus, daß Höne ihn zweimal im Jahre von Vechta nach Emstek und zurückfahren mußte, welche Verpflichtung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für 100 Taler abgelöst worden ist. Höne hat dann, um die Schulden zu tilgen, das Gut noch weiter zerstückelt. Alle Eignerstellen in Vesenbühren gehörten ehemals zum Gute, auch ein Teil der jetzt Bookhoffschen Stelle, ferner die Esche Lindern und Wittenkamp. Das Gut unterscheidet sich heute kaum noch von einem einfachen Bauernhofe. Besitzer ist jetzt Vorwerk.

Vor einigen Jahren sind bei Vesenbühren, als für Chausseebauzwecke Sand abgegraben wurde, Urnen gefunden worden. Manche wurden heil geborgen, andere konnten nur als Bruchstücke zu Tage gefördert werden. Die Urnen, an Größe und Form sehr verschieden, zeigen mit einer Ausnahme keinerlei Verzierungen. Sie enthielten nur Asche und Knochenreste, keine weiteren

Beigaben. Die Urnen sind dem Heimatmuseum in Cloppenburg überwiesen worden.

Das Urnenfeld, eine abgeflachte Erhebung, liegt an der Nordseite des Herzog-Erich-Weges. In der Nähe sind auch früher schon Urnen und Urnenreste gefunden worden, auch Steinwaffen. Vor wenig Jahren wurde diesem Urnenfelde gegenüber an der Südseite des Heerweges ein anderes Gräberfeld entdeckt. Dort fanden sich die Knochen- und Aschenreste aber nicht in Urnen, sondern in Beutelchen von rohem Gewebe. —

Der Ortsname Drantum begegnet uns bereits im Jahre 947 als Driontheim. Im 11. Jahrhundert heißt er Drentheim, später, 1303, kommt Dronthem vor. Was die Vorsilbe Driont oder Thriont bedeutet, ist unklar. Man hat den Namen Drantum wohl von Druidenheim herleiten wollen. Druiden hießen die Priester bei den Kelten oder Galliern, die vormals auch einen Teil von Deutschland bewohnten. Ob sie aber bis in unsere Gegend gereicht haben, ist eine umstrittene Frage.

Der ziemlich geschlossen angelegte Ort liegt größtenteils nördlich der Chaussee Emstek-Schneiderkrug. Eine Schule wird 1703 zum ersten Male erwähnt, doch scheint sie damals nicht lange bestanden zu haben, denn 1743 ist keine Schule vorhanden. Als Lehrer wird 1703 ein Bernd Vonhusen genannt, der vorher Lehrer in Bühren gewesen war. Erst 1772 hören wir wieder von einer Schule in Drantum, deren Lehrer Gerhard Janssen in diesem Jahre gestorben war. 1784, als Overberg die Schulen besuchte, heißt der Lehrer in Drantum Johann Krämer. Auf Krämer folgte Lehrer Gerken, der sich alsbald nach Hausstette versetzen ließ. Gerkens Nachfolger Meyer blieb nur 1½ Jahre in Drantum. Ihm folgte Beckermann, der lange Jahre in Drantum tätig war, ferner seit Mai 1882 Krone, dann Varnhorn usw. Das neue Schulgebäude liegt an der Chaussee Emstek-Schneiderkrug, das frühere stand mehr im Orte beim Hofe des Zellers Stallmann.

Die Ortschaft Drantum besitzt eine Glocke mit der Aufschrift: St. Michael bin ich genannt, Helfer zu Wasser und zu Land. Herbert Wichmann 1714 me fecit. Dieser Herbert Wichmann stammte aus Oythe bei Vechta und ist der einzige Glockengießer gewesen, den das Münsterland je hervorgebracht hat. Gelernt

hatte er die Kunst von den Glockengießern Paris und Petit (jetzt Petit und Edelbrock in Gescher in Westfalen), die damals eine Glockengießerei auf der Zitadelle bei Vechta, und zwar auf dem jetzigen kath. Friedhofe, eingerichtet hatten. Wie Wichmann es anstellte, den Glockengießern ihre Kunst, die damals sehr streng geheimgehalten wurde, abzulauschen, hat ein Nachkomme der Familie Wichmann, Prof. Dr. Wichmann aus Essen a. d. Ruhr, in Nr. 5, Jahrgang 1, der „Heimatblätter" eingehend dargestellt. Prof. Wichmann nennt nur drei Glocken, die aus der Werkstatt des Glockenkünstlers Herbert Wichmann hervorgegangen seien: je eine in Dythe, in Langförden und in Goldenstedt, er hätte also die Drantumer Glocke noch hinzufügen können.

Derartige Dorfglocken finden sich an mehreren Orten, in der Gemeinde Emstek z. B. auch noch in Höltinghausen. Im Mittelalter befanden sich in fast jeder Ortschaft sog. Beichtkapellen, die vielfach mit kleinen Glocken ausgestattet waren. Die Glocken wurden geläutet beim Angelus, bei Beerdigungen, am Vorabende von Sonn- und Festtagen und jedenfalls auch vor Beginn einer gottesdienstlichen Handlung, z. B. des Beichthörens in der betreffenden Kapelle. Ferner dienten die Glocken zum Sturmläuten bei Brandgefahr und dgl., nicht selten auch zum Aufruf der Bewohnerschaft, wenn plünderndes Gesindel die Sicherheit der Dorfbewohner bedrohte, was in unruhigen Zeiten früherer Jahrhunderte nur zu oft sich ereignete.

Nun sind ja in den Kriegswirren, besonders im Dreißigjährigen Kriege, jene Dorfkapellen fast restlos verschwunden, nur an vereinzelten Orten hat man sie später wieder errichtet, in anderen, wie in Drantum, wenigstens eine Betglocke wieder beschafft. Die Erinnerung an die früheren Einrichtungen war noch lebendig und veranlaßte die Nachkommen, das Zerstörte wenigstens teilweise wiederherzustellen.

Zu den Anschaffungskosten der Drantumer Glocke hatten auch die Bührener Bauern Meyer, Westerhoff und Wehenpohl, ferner Penkhus aus Repke beigesteuert. Deshalb hatten diese Zeller das Recht, die Glocke zu läuten, wenn Leichen von diesen Höfen zur Beerdigung durch Drantum gefahren wurden. Seitdem Bühren einen eigenen Friedhof besitzt, wird dieses Recht wohl hinfällig geworden sein.

Als in jüngerer Zeit die Schule verlegt wurde, blieb die Glocke noch geraume Zeit auf dem alten Platze bei Zeller Stallmann hängen; später hat man ihr einen Platz bei der neuen Schule angewiesen. — In der Nähe der Schule am Dorfeingange hat die Ortschaft in jüngster Zeit ein Kriegerdenkmal errichtet.

Ein Drantumer Kind erlebte im Dreißigjährigen Kriege ein merkwürdiges Schicksal. Als Mansfeldsches Raubgesindel im Kirchspiel Emstek plünderte, wurde ein Joseph Ignatius Diephaus, der Sohn eines Drantumer Zimmermanns, gezwungen, das Zusammengeraubte mit wegfahren zu helfen. Von dieser Fahrt kehrte er nicht zurück; er war, wie so manche damals, freiwillig oder gezwungen, dem Soldatenhaufen gefolgt. Es hieß, er habe bei den Mansfeldern Dienste genommen. — Es mochten etwa 20 Jahre verflossen sein, da meldete sich eines Tages beim Kommandanten in Vechta ein kaiserlicher Wachtmeister. Es war der verschollene Joseph Ignaz Diephaus. Er habe, so erzählte er, anfangs bei den Unionisten, wozu die Mansfelder gehörten, Dienste genommen, als aber die Scharen des Herzogs Christian von Braunschweig, worunter er sich befunden habe, bei Stadtlohn geschlagen und sein Regiment aufgerieben worden sei, habe er die Dienste der Union verlassen, um bei den Kürassieren des kaiserlichen Generals Pappenheim einzutreten. Als solcher habe er die Schlacht bei Lützen mitgemacht, sei schwer verwundet und als Gefangener von den Schweden nach Altbrandenburg geschleppt worden. Ein schwedischer Offizier, den er dort gepflegt, habe ihm sterbend sein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen. Nach seiner Wiederherstellung habe er das kaiserliche Heer von neuem aufgesucht, sei als Korporal bei den Reitern eingestellt und bald zum Wachtmeister befördert worden. Seine vielen Verwundungen hätten ihn aber genötigt, den Dienst zu verlassen, und so sei er jetzt gekommen, um den Kommandanten um fernere Verwendung zu bitten. — Der Kommandant schickte ihn darauf mit einem Empfehlungsschreiben nach Münster, wo er als Befehlshaber der bischöflichen Leibtrabanten angestellt wurde. Nachdem er Offizier geworden, heiratete er eine Albertine Schurzfleisch aus Dülmen, mit der er zwei Söhne hatte, und starb 1659. — Der eine Sohn ward Geistlicher im Kurkölnischen, der zweite, Martin, ging zum Militär, arbeitete mit am Bau der Zitadelle in Vechta

und war dort um 1670 Obergeschützmeister und Zeughauskommandant. Als solcher zeichnete er sich bei dem großen Brande, der 1684 die Stadt in Asche legte, besonders aus. Ihm war es hauptsächlich zu danken, daß die Kirche, das Franziskanerkloster und einige weitere Gebäude gerettet wurden. Seine Frau war eine geborene Schmieding aus Coesfeld. Er starb 1690, indem ein Geschoß explodierte und ihn tötete. Sein einziges Kind, ein Sohn, war 1668 in Vechta auf den Namen Moritz Ignaz getauft worden. Während des Taufaktes war in der Vechtaer Kirche ein Gurtbogen eingestürzt, weswegen man dem Täufling besondere Schicksale prophezeite. Was aus ihm geworden, ist nicht bekannt.

Der bekannteste Punkt in der Umgebung Drantums ist der sogen. Hexenberg. Er liegt zwischen Drantum und Garthe, im Drantumer Esch, fast unmittelbar an jener alten Heerstraße, die wir oben ausführlich beschrieben haben. Der Hügel maß früher etwa 150 Schritt im Umfange und war gegen 10 Fuß hoch und mit Eichen-, Birken- und Hülsengestrüpp dicht bewachsen. Die Einheimischen nennen den Hügel gewöhnlich Lünzhopsberg, weil er am Schlatt Lündshop liegt, oder auch Gerkenberg, da er Eigentum des Zellers Gerken (Werner) in Drantum ist.

Im Innern des Berges befanden sich früher sehr große Steine in schönster Ordnung an- und aufeinander gemauert, so daß unzweifelhaft des Menschen Kunst und Fleiß dabei tätig gewesen waren. Ein benachbarter Landwirt hat die Steine später sprengen und wegfahren lassen. Einige glauben, das Mauerwerk sei ein Ueberbleibsel aus der Heidenzeit und mitsamt dem Hügel zum Götzendienst benutzt worden; andere meinen, es habe hier ehemals eine Windmühle gestanden, wozu der Berg wohl gelegen scheint, und erzählen von einem spukenden Müller, der hier gewohnt habe. Der Müller soll sich durch ungerechtes Messen und Matten arg versündigt haben. Deshalb muß er nach seinem Tode wiedergehen. Erst dann wird er erlöst werden, wenn es ihm gelingt, den Namen Gottes auszusprechen. Er ruft immer nur die Laute: oh, oh, ho, ho! Den Namen Gottes auszusprechen, bringt er nicht fertig. So hat man ihn oft rufen hören und nennt ihn darum den ropen Kärl vom Lünzhops- oder Hexenberge. Er wandert neben Drantum und dem Palmpohl her, geht dann auf der Scheidung zwischen der Drantumer und Emsteker Mark

bis zum Desum und weiter bis zum Kerndeel im Emsteker Diek und zu den Erlenbüschen im Drantumer Fischwinkel, wo er verschwindet. Er soll eine ganz besondere Gestalt haben.

Die Anhöhe hat von jeher als ein Hauptversammlungsplatz der Hexen gegolten, und mancherlei Hexengeschichten sind mit ihr verknüpft. In früheren Zeiten dienten die Esche von Drantum und Garthe nach der Erntezeit zur gemeinsamen Viehweide. Eines Morgens sollte der Knecht des Zellers Knagge in Garthe die Pferde hereinholen, fand sie aber nahe beim Hexenberge weiden und sah auch die Hexen auf dem Berge tanzen. Obwohl der Knecht sich anfangs nicht zu nahen getraute, mußte er doch schließlich, weil die Pferde notwendig gebraucht wurden, näher hinzutreten. Sofort war er von den Hexen eingeschlossen, die ihn erst nach langen Bitten wieder freiließen. — Ungefähr ein Jahr später ging einer der Söhne des Zellers Knagge nach Holland, um Strümpfe zu verkaufen. Als er mit seinen Strümpfen in ein Haus kam, fragte ihn die Frau des Hauses: „Well, Landsmann, wo bünt ju von danne?“ Er antwortete: „In Garthe, wenn Ihr dort bekannt seid.“ „Well, min Heer“, sagte die Frau, „aber kennt ji well den Lünzhopsberg, de bi Garthe liggt?“ „Jawohl“, antwortete er, „ich bin schon öfters darauf gewesen.“ Da fuhr die Frau fort: „Op den Berg heff ik mal ne silberne Scheer verlorn, heff je de nit gefunde oder gehort, we se gefunde?“ Der Strumpfhändler verneinte das und fragte: „Wie seid Ihr denn dorthin gekommen?“ Die Frau erwiderte: „En ik bint oft da gewest op de Langedanz!“ Der Strumpfhändler schwieg und dachte: „Also gibts auch hier Leute, die zur Gesellschaft des Hexenberges gehören“, und glaubte jetzt auch, daß der alte Knecht die Geschichte vom Hexenberge nicht erfunden habe.

Ein Arbeiter aus Drantum saß einst in der Nähe des Hexenberges und schärfte seinen Spaten. Auf einmal erhob sich ein starker Wirbelwind, der den Staub hoch in die Luft aufwirbelte. Der Arbeiter warf seinen Hammer hinein, der aber plötzlich verschwunden und trotz allem Suchen nicht wiederzufinden war. Später ging der Arbeiter einmal nach Holland zum Grasmähen und fand zu seiner Verwunderung den Hammer in dem Hause des Bauern, wo er in Arbeit getreten war, auf dem Schrank liegen. Verwundert fragte er die Frau des Hauses: „Wie kommt

Ihr zu meinem Hammer?" Die Frau antwortete ganz unbekümmert: „Wet ji denn nit mehr, dat ji mi darmit warfet, als ik in de Krükarn jagde?" (Krükarn ist ein Pickerwagen, in diesem Zusammenhange wohl Hexenwagen). —

Der Hügel, der mit der Götterverehrung und Totenbestattung unserer Altvordern ohne Zweifel in Verbindung gestanden hat, ist seit 1906 abgetragen. Man hat zwar keine Steinkammer, wohl aber, außer großen Kieselsteinen, allerlei Urnenscherben (neolithisches Steingrab) zu Tage gefördert.

Bei der jetzigen Drantumer Mühle ereignete sich vor Jahren ein Vorspuk. Der Müller kündigte unter der Begründung, er habe „klagende, herzzerbrechende Hilferufe" gehört und fürchte nun, es werde ihn ein Unglück treffen. Trotz aller Bemühung ließ er sich nicht halten. Bald darauf wurde sein Nachfolger von einem Mühlenflügel getroffen und über die Reeling geschleudert. Dabei stieß er Hilferufe aus in der Art, wie der frühere Müllerknecht sie gehört hatte.

Auf Drantum bezieht sich auch noch folgende sagenhafte Ueberlieferung: An der Chaussee in Drantum, gegenüber dem Zeller Giese, genannt Segler, liegt der Heidekamp. Dieser Kamp war früher mit Bäumen bestanden. In diesem Walde hausten vor Zeiten Heiden. Es werden dies Zigeuner gewesen sein, die früher auch Heiden genannt wurden, vielfach auch Heiden waren und heidnischen Gebräuchen huldigten. Die Hohnerkutten, wie sie auch genannt wurden, sollen sich namentlich von Katzen und Krähen genährt haben, die sie roh oder kaum angebraten verzehrten. Neugebotene Kinder, die sie nicht aufziehen wollten, ertränkten sie; altersschwache Leute wurden lebendig begraben. Wenn ein alter Heide lebendig begraben werden sollte, so gab man ihm, mochte er Mann oder Frau sein, eine Pfeife zum Rauchen und führte ihn rückwärts zur Grube, stieß ihn hinein und erhob dabei ein fürchterliches Geschrei.

„Krup unner, krup unner,
De Welt is di gram,
Du kannst nimmehr leben
Du mußt'r nu an!"

sollen sie dabei gesungen haben. (Das Lebendigbegraben altersschwacher Leute ist übrigens noch heute bei manchen heidnischen Völkern gebräuchlich).

Auf dem Heidekampe war zuletzt nur noch eine Mutter mit zwei Töchtern übrig geblieben. Da sie die Kälte schlecht ertrugen, erwirkten sie sich Unterkunft in Grobmeyers Backhaus. Sie fühlten sich aber in ihrer Einsamkeit nicht mehr heimisch und beschlossen, nach dem Süden zu Stammesgenossen zu ziehen. Da die Mutter alt und nicht mehr reisefähig war, mußte sie nach der Gepflogenheit ihrer Sippe sterben. Die beiden Töchter schafften sie nach dem Biswinkel, um sie hier nach altheidnischem Gebrauche in einem Hügel zu bestatten. Die Mutter wurde in eine Grube gestoßen, „spattelte" aber, wie die Leute erzählten, mächtig. Die Mädchen riefen: „Krup unner, krup unner!" und warfen immer mehr Erde darauf, bis sie völlig bedeckt war. Dann machten sie sich auf den Weg zu südlichen Ländern. — —

Die Südostecke der Gemeinde nimmt die weitausgedehnte Bauerschaft Bühren ein. Sie wird durchschnitten von der Chaussee Emstek-Schneiderkrug. Verfolgen wir diese, so sehen wir kurz hinter Drantum rechter Hand die Höfe der Ortschaft Palmpohl. Der Ortsname wird hergeleitet von einem mit Gestrüpp bestandenen Wassertümpel, wo man am Palmensonntag die Palmenstöcke zu schneiden pflegte.

Südöstlich schließt sich die Ortschaft Repke an. Um 1275 wird „das Hus to Retbecke am Kerspel to Emstecke" erwähnt. Der Name ist, wie Röpke in der Gemeinde Löningen, aus Retbeke = Riedbach zusammengezogen. Bis zum Jahre 1836 bildete Repke eine eigene Bauerschaft, dann wurde es mit Bühren zusammengelegt. Seit einigen Jahren führt eine Chaussee von Bühren aus durch den Ort Repke. Leider bildet die Straße eine Sackchaussee. Eine Weiterführung nach Deindrup oder Nordenbrock oder Mintewede wäre aber dringend wünschenswert, weil dadurch ein weites Gebiet besten Kulturbodens, wo sich schon eine stattliche Zahl Ansiedler niedergelassen hat, nämlich das sog. Bührenerbruch, besser erschlossen würde. Vor einem Menschenalter noch fast unbesiedelt, ist die fruchtbare Niederung jetzt fast ganz der Kultur erschlossen.

Daß in dieser menschenleeren Gegend früher der Spuk sich breit machte, ist nicht zu verwundern. So wanderte hier ehemals allnächtlich der „ropen Kärl", ein Schäfer aus der Gemeinde Goldenstedt, der auf dem Desumer Gerichte für eine Speckseite

eine Markengrenze abgeschworen hatte. Seinen Weg nahm er von gr. Feldhus bei Goldenstedt aus über das Fresenholz bei Norddöllen, an Bomhof und Repke vorbei zum Desum. Mit kläglicher Stimme ruft er von Zeit zu Zeit: „O Gott!“ Viele haben ihn gehört und sind vor ihm davongelaufen. Die Knechte des Zellers Penkhus, eines zu Repke gehörigen, nahe an Bomhof gelegenen Hofes, haben einst die Hunde auf ihn gehetzt. Mit lautem Gebell stürzten diese auf ihn los, waren aber plötzlich ganz still. Die Knechte machten sich ängstlich davon, und als sie am andern Morgen nachzusehen wagten, fanden sie die Hunde völlig zerrissen tot am Boden liegen.

Palmpohl und Repke sind Teile der Bauerschaft Bühren. Der engere Ort Bühren liegt unmittelbar rechts an der Chaussee Emstek-Schneiderkrug. Der Name Bühren ist in ganz Nordwestdeutschland viel verbreitet und bedeutet soviel wie Bauerndorf. In Westfalen heißt noch jetzt „die Bur“ soviel wie Bauerschaft. Zur Unterscheidung sind vielfach Zusätze gemacht, z. B. Sülzbühren, Besenbühren, Hemmelsbühren usw.

Der Boden ist in der ganzen Bauerschaft besonders furchtbar; Der Meierhof in Bühren war am höchsten eingeschätzt im ganzen Amte Cloppenburg.

Wegen der weiten Entfernung von der Pfarrkirche (reichlich 1¼ St.) und wegen der verhältnismäßig dichten Bevölkerung auf diesem fruchtbaren Landstrich, war bereits im Mittelalter in Bühren eine Kapelle errichtet worden, die größere Bedeutung gehabt zu haben scheint, als die gewöhnlichen Dorfkapellen. Jedenfalls war sie mit ziemlich reichen Einkünften versehen, die aber in den unruhigen Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts größtenteils verloren gegangen sind. Im Volke leben noch manche Erinnerungen von gewaltsamer Aneignung ehemaliger Kapellengüter, aber da die erforderlichen Belege vielfach fehlten, war es schwer, später vollgültige Beweise für die Zugehörigkeit zum Kapellenbesitz zu erbringen. Zum Unglück ist auch der Rest der vorhandenen Aufzeichnungen zu Anfang des 19. Jahrh. unter Pastor Moormann in der Kapelle verbrannt.

Ob freilich im Mittelalter ständig Gottesdienst in der Bührener Kapelle stattgefunden hat, ist fraglich. Wahrscheinlich wurde

nur von Zeit zu Zeit durch den Emsteker Pastoren Messe darin gelesen.

Im Dreißigjährigen Kriege, vielleicht schon bei dem Einfall der Oldenburger in das Münsterland 1538, war die Kapelle völlig zerstört worden. Die Glocken, 333 Pfund schwer, hatten die Bührener Bauern in Oldenburg versetzt, doch sind sie später anscheinend wieder eingelöst worden.

Der Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen suchte nach dem Dreißigjährigen Kriege überall dort, wo es ihm nötig schien, die zerstörten Kapellen wieder herzustellen. Er ordnete dies auch für Bühren an und verfügte ferner: „Weil die dort wohnenden Leute von der Pfarrkirche so weit entfernt sind, so wird dem Pastor befohlen, daß er zwar alle Sonntage in der Pfarrkirche, an den Festtagen aber in der Bührener Kapelle katechisieren und außerdem wöchentlich einmal zu einer bestimmten Stunde daselbst Messe lesen solle." Auch soll der Bischof eine seiner hofhörigen Stellen in Bühren der Kapelle überwiesen haben.

Doch erst im Jahre 1672 begannen die Bauarbeiten, wofür das Holz aus dem Bührener Desum herbeigeschafft wurde. Der Zimmermann hieß Bernd Zum Hausen. Der Bau muß in der Folgezeit mancherlei Unterbrechungen erfahren haben. Erst 1688 war der Rohbau fertiggestellt. Die Zimmerleute hatten bis dahin für 35 Taler Bier vertrunken. In den folgenden Jahren wurde dann die Innenausstattung vollendet, wozu der Dechant Dr. Knoop in Vechta einen hölzernen Kronleuchter herübersandte. Im Jahre 1692 endlich fand der erste Gottesdienst in der neuen Kapelle statt. Nach einer, freilich wenig beglaubigten Ueberlieferung, soll bereits 1676 der Fürstbischof Christoph Bernhard selbst das Gotteshaus eingeweiht haben. Möglicherweise bezieht sich diese Erzählung auf eine feierliche Grundsteinlegung oder dgl.

Während der langen und beschwerlichen Bauzeit hatte der Zeller Diedrich Meyer 30 Jahre lang das dornenvolle Amt eines Kapellenprovisors äußerst gewissenhaft geführt. Vor ihm hatte sein Vater, Hermann Meyer, dasselbe Amt bekleidet. Als Diedrich Meyer 1702 von seinem Posten zurücktrat, bemerkte er am Schlusse der Abrechnungen: „Dies bleibt meinen Erben zu guter Nachrichtung, das ich recht und wohl allezeit mit mein Gewissen gehandelt habe, was in mein Vermögen gewesen ist. Die nach mir

kommen werden, die mögen auch sehen, das sie dabey thun werden, daß sie es für Gott dem Allmächtigen verantworten können."

Die mit so vielen Verzögerungen schließlich fertiggestellte Kapelle, ein einfacher Fachwerkbau, diente auch zugleich als Schule, indem der nach Westen gelegene Teil abgesondert als Schule eingerichtet war. Einen Turm besaß die Kapelle nicht; die Glocken waren in einem Glockenhause untergebracht.

Der vom Fürstbischof angeordnete wöchentliche Gottesdienst scheint nicht lange bestanden zu haben. Soweit Nachrichten vorliegen, beschränkte er sich auf etwa sechsmal im Jahr, wozu der Pastor von Emstek herüberkam.

Im Jahre 1763 wurde an der Kapelle regelmäßiger Sonntagsgottesdienst eingerichtet. Bei dem Emsteker Pastor Farwick lebte damals sein Bruder, Anton Dominikus Farwick, der vorher Domvikar in Minden gewesen war. Dieser erbot sich, an Sonn- und Festtagen in Bühren Gottesdienst abzuhalten. Die Einrichtung ist von der Zeit an stehend geworden. Auf Anton Dominikus Farwick folgte 1781 dessen Bruder Johann Nepomuk Farwick, vorher ebenfalls Geistlicher in Minden, der bis 1799 die Stelle verwaltete. Von 1799—1830 wurde der Gottesdienst durch Ordensleute wahrgenommen, die durch die Aufhebung der Klöster in die Welt hinausgetrieben worden waren und nun Beschäftigung suchten. Sie wohnten meist in Vechta und leisteten in der Woche am dortigen Gymnasium Aushilfe, so der Minorit Sütholz, ferner Anton Fürstenberg, der aus dem von Napoleon aufgehobenen Kloster Bocholt stammte, endlich der Franziskanerpater Franz Christoph Müller, vorher Konzionator im Kloster zu Vechta.

Zu zwei verschiedenen Malen haben auch französische Emigranten, die vor den Revolutionswirren aus Frankreich hatten fliehen müssen, die Stelle innegehabt, darunter der bekannte Elsässer Christian Dolhofen, der anfangs in der Sevelter Kapelle, dann in Bühren den Gottesdienst wahrnahm. Er ist dadurch bekannt, daß er, wohl als erster, die Urnenhügel in unserer Gegend durchforschte und manchen wertvollen Fund machte. Er starb am 3. Januar 1834 zu Vechta.

Von 1830 bis 1877 wurden eigene Kapläne für Bühren bestimmt, die aber in Emstek wohnten und nur an Sonn- und Festtagen nach Bühren gingen: Heinrich Bellersen, später Pastor in

Molbergen, Dominikus Diekmann, gestorben 1849 als Pfarrverwalter in Emstek, Gerhard Rohlfs und Wilhelm Bröring, später Pfarrer in Lindern.

Der genannte Gerhard Rohlfs hat nur ein halbes Jahr die Stelle verwaltet, nämlich von Februar bis September 1848. Er trat dann zum Protestantismus über und soll später in der Wardenburger Gegend gewohnt haben. Der Uebertritt erregte naturgemäß großes Aufsehen in der ganzen Gegend und bildete geraume Zeit hindurch einen beliebten Gesprächsstoff. Vor allem wurden seine Abschiedsworte, womit er seine letzte, eindringliche Predigt geschlossen haben soll, öfters erwähnt: „Tuet nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken!"

Brörings Nachfolger, Clemens Kreymborg, († als Pfarrer in Neuscharrel) nahm gleich zu Anfang seiner Wirksamkeit 1877 seinen Wohnsitz dauernd in Bühren und baute im Jahre 1880 die jetzige Kaplaneiwohnung. Auch traf er Vorkehrungen für einen Kapellenneubau, der aber erst unter seinem Nachfolger Kaplan Georg Süttmann 1894 zustande kam, nachdem Bühren inzwischen zu einer Kapellengemeinde erhoben worden war.

Beim Legen der Fundamente wurden mehrere menschliche Skelette gefunden, die lange Zeit in der Erde geruht haben mochten; denn von den Särgen war nur noch ein dunkler Erdstreif sichtbar.

Die im frühgothischen Stile einschiffig erbaute Kapelle hat eine schöne freie Lage auf einer kleinen Anhöhe, die seit einigen Jahren durch eine Mauer eingefaßt ist und ein hübsches Bild gewährt. Hinter der Kirche befindet sich der idyllisch gelegene Friedhof.

Leider ist das Bührener Gotteshaus für die stets zunehmende Zahl der Bewohner viel zu klein geworden. Kaplan Frilling, Süttmanns Nachfolger, plante deshalb eine erhebliche Vergrößerung. Die Pläne dazu lagen bereits fertig vor, die Geldmittel waren zum Teil bereitgestellt, da vereitelte der Ausbruch des Krieges die Ausführung des Vorhabens. Kaplan Frilling, dem der Kapellenbezirk Bühren recht viel verdankt, hat sich damit begnügen müssen, die Umgebung der Kapelle verschönert, den Begräbnisplatz aufs beste hergerichtet, die Kaplaneiwohnung umgebaut und den Schulneubau zustande gebracht zu haben: die ge-

plante Vergrößerung der Kapelle ist durch die Ungunst der Zeiten verhindert worden.

Inzwischen ist Bühren zu einer selbständigen Pfarrgemeinde erhoben worden. Damit ist die Notwendigkeit des Kirchenumbaues noch dringender geworden, und dieser wird ohne Zweifel, sobald die wirtschaftlichen Verhältnisse es irgendwie gestatten, ausgeführt werden müssen.

Die Bewohner der Bauerschaft Bühren haben sich vor Jahren auch ernstlich darum bemüht, eine selbständige politische Gemeinde zu bilden. Sie begründeten ihre Gesuche mit der weiten Entfernung von Emstek, der Volksdichte ihres Bezirkes und der Verschiedenheit ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse von denen der übrigen Gemeindeeingesessenen. Ihre Bemühungen sind fruchtlos gewesen, da die Regierung mit Recht größere Verwaltungsbezirke, weil leistungsfähiger, den allzu kleinen vorzieht. Nicht bloß die Regierung, sondern auch der Landtag, an den die Bührener sich gewandt hatten, hat den Antrag verworfen.

Die im Jahre 1674 gegründete Bührener Schule hat, im Gegensatz zu den meisten anderen Bauerschaftsschulen, von vornherein ein eigenes Schullokal aufzuweisen gehabt; es war, wie oben erwähnt, mit der Kapelle verbunden. Dagegen besaßen die ersten Lehrer: Spiekermann, Baske, Werner, Bonhusen, Diers, Budde, Wördemann usw. keine eigene Lehrerwohnung. Diese wurde erst im Jahre 1834, als Bernhard Funke Lehrer war, gebaut und zwar merkwürdigerweise in Repke. Auch sein Sohn und Nachfolger Joseph Funke hat noch in Repke gewohnt. Erst 1866 unter Lehrer Woltermann wurde die Lehrerwohnung nach Bühren in die Nähe von Kirche und Schule verlegt und die alte an Rudolf Bährmann verkauft.

Die seit 1897 zweiklassige Schule mußte bereits etwa 20 Jahre später in eine dreiklassige umgewandelt werden. Bei dieser Gelegenheit bemühte sich die Ortschaft Repke um eine eigene Schule; auch die Bewohner von Schneiderkrug und Umgegend zeigten ähnliche Bestrebungen. Nur den unausgesetzten Bemühungen des damaligen Kaplans Frilling gelang es schließlich, die für den Schulbetrieb nachteilige Auseinanderlegung zu verhindern und auf dem Grundstück des Zellers Meyer einen günstig gelegenen, ansehnlichen Neubau zu errichten, der dem ganzen Orte zur Zier gereicht.

Die Markengerechtigkeit des Ortes Bühren soll früher einen Teil des Gutes Bomhof mit umfaßt haben. Der Schnatgang der Bührener führte über den Steinweg unmittelbar vor dem Hause Bomhof, und die Bauerschaft Bühren beanspruchte den Grund und Boden bis an die Wohnung des Gutsherrn. Gegen Ende des 17. Jahrh. kam es zu einem Prozeß zwischen der Bauerschaft und dem Hause Bomhof wegen des Plaggenstichs beim „stumpen Bom" und beim „krummen Graben", in welcher Angelegenheit ein Termin im Hause des Zellers Meyer in Bühren vor dem Notar Wiechartz abgehalten wurde. Wie es meistens in derartigen Streitigkeiten zwischen Bauern und einem adligen Gutsherrn zu geschehen pflegte, zogen die Bauern den kürzeren und mußten ihre Ansprüche schließlich fahren lassen.

Wie fast überall wurde auch in Bühren früher ein Schützenfest gefeiert. Dem König wurde aber nicht, wie in anderen Orten, eine Kette oder dgl. als Abzeichen überreicht, sondern eine Kappe, die ihm mit folgendem Spruch dargeboten wurde:

Guten Tag, Herr König!
Wir schenken dem König eine Kappe,
Die ist geziert gar schön,
Sie ist geziert mit Blumen und Band
Und auch sonst noch mit allerhand;
Sie ist nicht geziert aus Haß und Neid,
Sondern aus Lieb und Freundlichkeit;
Sie ist nicht geziert für eignes Pläsier,
Sondern zu unsers Königs Zier.
Nun möchte ich mal gerne fragen,
Wie sie unserm Herrn König tut gefallen?
Wenn wir dann haben alles gut gemacht,
So laßt uns trinken ein Gläschen Wein,
Damit wir heute Abend können lustig sein.
Kamerad, schenk ein!
Rauchen auch ein Pfeifchen Tabak
Zu unsers Herrn Königs Wohlgeschmack.
Herr König, zünd' an!

Am Neujahrstage machten früher die jungen Burschen die Runde durch den Ort, um Geld und dgl. zum Feiern einzusammeln. Der Anführer schlug mit einem Stock an den als Funken=

fang über dem Feuerherd ausgespannten Rahmen und sagte darauf den Spruch:

„Hier kamt de Neijohrsfenten,
De säukt ehr Inkamen-Renten:
Van 100 Gulden tain,
Dann beholt ji noch dat maiste.“

Nach Empfang der Gabe zogen sie weiter zum Nachbarhause.

Am 28. April 1840 wurde Bühren von einem schweren Brandunglück heimgesucht. Es brannten im ganzen acht Häuser ab. Das Feuer brach in der Behausung des Zellers Frohne aus, der damals dort wohnte, wo jetzt das Wohnhaus von Schuhmachermeister und Wirt Giese liegt. Von hier sprang das Feuer auf das Haus des Zellers Gerdhüse (Henkhüse), jetzt Vogelpohl, über. Ferner brannten ab Zeller Barteler, Zeller Dierkhüse, Zeller und Wirt Frieling, Eigner Janßen, Zeller Wehenpohl (Emke) und ein Heuerhaus des Zellers Meyer. Die Kapelle, die schon Feuer gefangen hatte, konnte gerettet werden. Ein Heuermann des Zellers Meyer, Schweinefuß, wollte aus dem Hause des Zellers Meyer ein Sack Roggen retten, stolperte dabei und kam in den Flammen um. Zwei Leichen, die gerade über der Erde standen, ein Kind des Zellers Wehenpohl und die Frau des Zellers Meyer, wurden aus den Häusern getragen und vorn im Esch vor dem Hause des Zellers Meyer unter einem Muttergottesbilde niedergelegt. Eine Inschrift an dem Neubau des Wirtes Frieling hält die Erinnerung an das Brandunglück wach:

Am 28. April 1840 kündete die Glocke Feuer an,

Vier Häuser waren beinahe verzehrt,

So wurde auch mein Haus als fünftes verheert.

Wieder erbaut am 21. Juli desselben Jahres.

Der Zeller Wehenpohl hat nach dem Brande sein Haus nach dem Poggenschlott verlegt.

Der Zeller Meyer in Bühren hatte früher die Verpflichtung, für seinen Gutsherrn ein Reitpferd zu halten, das diesem, wenn er nach Bühren kam, jederzeit zur Verfügung stehen mußte.

An der Chaussee von Bühren nach Schneiderkrug zieht am Eingange zum Hofe des Zellers Siemer eine wunderschön gewachsene Eiche den Blick der Vorübergehenden auf sich.

Verlassen wir Bühren in östlicher Richtung, so gelangen wir, kurz nachdem sich die Dorfstraße mit der Chaussee vereinigt hat, zu einer Siedlung, die den Namen Poggenschlatt führt. Der Volksmund bringt die Bezeichnung mit Pogge = Frosch in Beziehung, doch sind alle mit Pogge gebildeten Benennungen, wie Poggenmoor, Poggenkamp, Poggenschlatt, Poggenburg usw. von Page = Pferd abzuleiten. Poggenschlatt ist also gleich Pferdeschlatt oder Pferdetümpel, sei es nun, daß hier die Trinkstelle für die in alter Zeit meist im Freien halbwild umherlaufenden Pferde sich befand, sei es — was einige annehmen —, daß sich hier eine alte Götterstelle befunden hat, wo zu Ehren des Gottes Wodan heilige Pferde gehalten und geopfert wurden.

Liegt Poggenschlatt östlich von Bühren, so führen nördlich vom Orte, nordseits der Chaussee, zwei Höfe, Hinrichsmeyer und Gerdesmeyer, die Ortsbezeichnung Sülzbühren. Der Name tritt schon recht früh in der Geschichte auf, nämlich bereits im Jahre 947 als Selispura. Man hat die Bezeichnung wohl mit einem Salzwerk, einer Sülze oder Saline, in Verbindung setzen wollen, was jedenfalls wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Der Name wird wohl von einem altgermanischen Personennamen Selinc abzuleiten sein. Der ehemals umfangreiche Meierhof ist später unter zwei Brüder, Gerd und Hinrich, geteilt worden; daher die jetzigen Hofnamen.

Der Zeller Gerdesmeyer bezog längere Zeit hindurch den Zehnten von den zehntpflichtigen Ländereien der Bauerschaft Bühren. Er hatte ihn im Jahre 1792 von dem Besitzer des Gutes Ihorst, von Ascheberg, für 7490 Taler angekauft. Ein Verzeichnis der Zehntpflichtigen mit genauer Karte, von welchen Stücken im Esche der Zehnte bezogen wurde, befand sich in seinem Besitze. Da Gerdesmeyer die Roggen- und Hafergaben nicht alle für sich selbst verwenden konnte, ließ er sie zu Haufen von 3 bis 6 Fuder aufschichten und dann versteigern. Namentlich aus der Ahlhorner Gegend pflegten sich dann viele Käufer einzufinden. Bei der Ablösung später hat Gerdesmeyer die Kaufsumme annähernd wieder eingebracht.

Oestlich von Sülzbühren liegt die Ortschaft Husum, von Haus hergeleitet. Der Name ton Husen = zu den Häusern, wird 1350 zum ersten Male erwähnt.

Auf den Gründen der Ortschaft Husum liegt der Bahnhof Schneiderkrug. Nach Fertigstellung der Chaussee Ahlhorn-Vechta errichtete ein Schneider, namens Wördemann, an dem Kreuzungspunkt des Reuterweges mit der genannten Chaussee eine Wirtschaft, einfach „Krug" genannt, eine Bezeichnung, die in vielen Gegenden für ein Wirtshaus noch heute gebräuchlich ist. Weil der Besitzer zugleich Schneider war, entstand die Bezeichnung „Schneiderkrug". Als nun später die Bahnlinie Ahlhorn—Vechta angelegt wurde, errichtete man die Haltestelle nicht bei der Wirtschaft Schneiderkrug, sondern etwa 1½ km weiter südlich an dem Kreuzungspunkte der Chaussee Ahlhorn—Vechta und Emstek—Visbek, wo inzwischen eine zweite Wirtschaft entstanden war, deren Inhaber Knagge hieß. Es mutete den Einheimischen deshalb etwas sonderbar an, daß die Bahnverwaltung trotzdem die Haltestelle „Schneiderkrug" nannte. Das Volk konnte sich infolgedessen an diese Benennung anfangs nicht recht gewöhnen, sondern nannte die Station „Neuen Schneiderkrug" oder, nach dem Inhaber der dortigen Wirtschaft, „Beim Knaggen".

Vor Eröffnung der Bahnlinie war das Gebiet um Schneiderkrug fast völlig unbewohnt. Trotz der Ergiebigkeit des Bodens, der hier so fruchtbar ist, wie kaum irgendwo im Münsterlande, sah man kaum etwas anderes als Fuhrenbestände. Der alte Wirt Knagge pflegte zu erzählen, daß er nach seiner Niederlassung nicht einmal Hühner habe halten können wegen der zahlreichen Füchse, die in den ausgedehnten Waldungen gehaust hätten.

In den Jahrzehnten nach Eröffnung der Bahnstrecke hat sich das Aussehen der Gegend völlig geändert. Ueppiger Kulturboden ist an die Stelle der Fuhrenbestände getreten, und rings um die Haltestelle erheben sich Wohnungen und Geschäftshäuser aller Art; namentlich die umfangreichen Anlagen der Firma D. Schröder, Vechta, verleihen der Siedlung ein besonderes Gepräge. Die Station Schneiderkrug hat sich wegen des weitausgedehnten Hinterlandes zu einer verkehrsreichen Umschlagstelle entwickelt, die die meisten ländlichen Haltepunkte an Bedeutung erheblich übertrifft.

Wandern wir von Schneiderkrug aus die von hübschen Birken eingefaßte Staatschaussee entlang am „Alten Schneiderkrug"

vorbei in die Richtung auf Ahlhorn, so sehen wir nach etwa einer halben Stunde links eine neue Chaussee abzweigen, die uns in kurzer Zeit zur Ortschaft Garthe führt. Garta oder Grota (was soviel wie Wald bedeutet) wird schon im 10. Jahrh. mehrfach erwähnt, und es ist noch heute der engen Bauart des Ortes anzusehen, daß es sich um eine recht frühe Anlage handelt. Der hochgelegene, trockene, sandige Boden ermöglichte eine Ansiedlung zu einer Zeit, wo die niedrig gelegenen Gebiete wegen der Bodenfeuchtigkeit noch unbewohnbar waren.

An dem Wege von Garthe nach Drantum spukt es. Es hausen dort Katzen (Hexen), die öfters Menschengestalt annehmen, und erschrecken die Wanderer.

Nördlich von Garthe dehnt sich meilenweit die oben schon erwähnte Gartherheide aus, die weit über die Bahn und die Chaussee Vechta—Ahlhorn hinübergreift und erst an der Engelmannsbäke ihre Grenze findet. Die Stüvemühle, die Neumühle und die Kokemühle liegen unmittelbar an der Emsteker Grenze. Die Eschländereien von Niemöller und Kocke (letztere wenigstens zum Teil) gehören noch zum Emsteker Gebiete. Der Hof Neumühle müßte seiner Lage nach (links der Engelmannsbäke) überhaupt zu Emstek gehören, ist aber zu Visbek gezogen, indem die Grenze hier ein wenig auf das linke Bachufer übergreift.

Daß das Gartherfeld, wie es jetzt meistens genannt wird, in den letzten Jahrzehnten größtenteils in Kultur genommen und jetzt verschiedene Ansiedler nährt, ist bereits erwähnt worden. Weite Strecken sind auch aufgeforstet worden, namentlich von der staatlichen Forstverwaltung.

Nach der Sage soll früher in der Garther Heide eine Raubburg gelegen haben, und zwar dort, wo an der staatlichen Forst das Garther Moor anfängt, und ein Graben, der sog. Landwehrgraben, vorbeiführt. Der Weg von Vechta nach Oldenburg hat, wie behauptet wird, in älteren Zeiten diese Richtung genommen. Die Bewohner der Burg sollen keinerlei Ackerbau betrieben, sondern ausschließlich von Raub gelebt haben. Sie spannten Seile, woran Schellen befestigt waren, über den Weg, um das Nahen von Reisenden wahrzunehmen, legten ihren Pferden die Hufeisen verkehrt unter, um die Verfolger zu täuschen und dgl. mehr, wie

es zu einem ordentlichen Räuberleben gehörte. Auch besaßen sie große Hunde, die so abgerichtet waren, daß sie die Reisenden so lange aufhielten, bis die Raubritter herankamen.

Vor der Teilung der Mark fand man an der Stelle, wo die Burg gelegen haben soll, beim Torfgraben angebrannte Pfähle und kleine muldenförmige Dachziegel. Von den eingerammten, oben angebrannten Pfählen, sind später mehrere mittelst Hebebaum herausgezogen und wieder zu Bauzwecken verwendet worden. Deutlich sichtbar waren bis vor kurzem noch drei Gräben mit Wällen, die nach Osten hin geschlossen waren und nach Südwesten ins Moor verliefen. An der Stelle, wo die Wälle und Gräben das Moor erreichten, lag die Burg. An einem Punkte, wo ein Weg die Gräben durchschnitt, fand sich ein besonders umwalltes Viereck. Durch zwei gleichlaufende Wälle soll die Burg mit der Arkeburg bei Goldenstedt in Verbindung gestanden haben. Die Bewohner der beiden Burgen hätten zwischen diesen Wällen von einer Feste zur andern reiten können, ohne daß sie von außen her sichtbar gewesen wären. Der letzte Raubritter hieß nach der Ueberlieferung Rodno. Als er für seine Räubereien gezüchtigt werden sollte, verbrannte er sich mit seinen Spießgesellen in der Burg.

Daß dort ehemals ein Gebäude gestanden hat, ist wohl nicht zu leugnen; die angebrannten Pfahlstümpfe, die gefundenen Dachziegel usw. beweisen es. Welchem Zwecke aber das Bauwerk gedient hat, ist bisher nicht klargestellt. Die Geschichte weiß von einer Burg in der Garther Heide nichts. Die Lage an der Grenze zwischen der Ahlhorner und Garther Mark, also zwischen dem Münsterlande und dem Amte Wildeshausen, könnte auf ein ehemaliges Grenz-, Wacht- oder Zollhaus hindeuten. Da die Gräben mit dem Moore und dem Lanner (Landwehr) Grenzbach (weswegen die Gräben im Volksmunde „Lannergräben" genannt werden) in Verbindung standen, war eine Umgehung sehr erschwert. Wenn der Weg vom Süden her (von Vechta usw.) hier früher wirklich vorbeigeführt hat, so war der Punkt ohne Zweifel für eine Zollstation oder als Wachthaus zum Schutze der Grenze sehr passend gelegen. In den „Bau- und Kunstdenkmälern" (Bd. 30) wird die Burg „Rutenow" genannt.

Verfolgen wir die durch Garthe führende Chaussee weiter, so gelangen wir nach Echterholz. Der Weg war vor der

Chaussierung zu beiden Seiten mit mächtigen Ginsterbüschen bestanden, so daß Naturfreunde ihn im Sommer zur Zeit der Ginsterblüte gern aufsuchten, um die Blütenpracht zu bewundern. Durch die Chausseeanlage hat die idyllische Beschaffenheit des Weges etwas gelitten und auch die Ginsterpracht ist größtenteils zerstört.

Die beiden Echterhölzer Höfe (Meyer und Trinen, j. Zurhake) zeigen noch jetzt reichen Waldbestand, der früher aber noch erheblich größer war, besonders nach der Halener Seite hin. Auf diesem Holze war der Emsteker Pastor zu Mast und Holznutzung gleich den beiden Echterholzer Bauern berechtigt. Das Amt Wildeshausen übte hier die Holzgerichtsbarkeit aus.

Was der Name Echterholz bedeutet, steht nicht fest. Einige meinen, der Name sei entstanden, weil die Höfe, von Emstek gesehen, hinter (achter) dem Holze lägen. Doch klingt diese Erklärung etwas gesucht und ist wenig wahrscheinlich.

In der Nähe von Echterholz, nach der Garther Heide hin, liegt das sog. „Freesen Schlatt". Dort geht ein Mann wieder mit einem Scheffel über dem Kopfe. Vorher trieb er sein Unwesen auf dem Speicher des Zellers Zurhake in Echterholz, weil er beim Ausmessen des Getreides betrogen hatte. Da er den Bewohnern des Hauses lästig war, wandte man sich an den Pastor in Emstek, der ihn durch seinen Machtspruch nach dem Freesen Schlatt verbannte.

Vor Echterholz biegt die von Garthe kommende Chaussee in südwestlicher Richtung nach Emstek ab. In nordwestlicher Richtung führt ein breiter Weg nach H a l e n weiter. Man sieht es den breiten Wegen in dieser Gegend an, daß sie an erster Stelle für die Schaftrift angelegt sind. Die Schafzucht hat in diesen dünnbevölkerten Gebieten mit leichtem Sandboden noch bis in die jüngste Zeit hinein eine große Rolle gespielt, und der strumpfstrickende, mit graufarbiger Haike bekleidete Schäfer gehörte zum Landschaftsbilde dieser Gegend.

In den letzten Jahrzehnten ist auch darin eine Aenderung eingetreten. Die Heideflächen sind größtenteils in Kultur genommen, die Schafherden sind verschwunden, der Wohlstand hat sich gehoben.

Wie fast alle Heidedörfer, hat auch Halen ein hohes Alter aufzuweisen. Bereits 890 wird Halon (von häl = trocken, mager, dürr) erwähnt, im 11. Jahrh. begegnen uns die Formen Halun und Halan. Einmal wird die Bauerschaft auch Nordhalon genannt.

Auch Halen hatte früher einen ausgedehnten Holzbestand. Wo später die ausgedehnte Heidelandschaft sich ausbreitete, befanden sich vor 300 Jahren noch ausgedehnte Waldungen. Deshalb hatte auch das Halener Holzgericht, wo alle Fragen und Streitigkeiten, die sich auf die Holzmark erstreckten, verhandelt und entschieden wurden, größere Bedeutung. Inhaber des Gerichtes war Herr von Dinklage auf Gut Schulenburg. Abgehalten wurde es im Hause des Zellers Wessels, dessen Stelle dem Herrn von Dinklage eigenhörig war.

Zum letzten Male hat das Gericht nachweislich am 6. Oktober 1646, also gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges, getagt, aber nicht in der Wohnung des Zellers Wessels, sondern bei Göttke, da die Wesselssche Wohnung im Kriege gänzlich zerstört worden war. Von den zwölf Halener Markengenossen waren nur fünf erschienen, die übrigen sieben Stellen lagen wüst, die Besitzer waren zugrunde gegangen oder geflohen.

Am 7. August 1748, also reichlich hundert Jahre später, sollte es wiederum zusammentreten, aber es brauchte nicht abgehalten zu werden, „weil das Holz verhauen war". Die Genossen werden das, was der Krieg nicht vernichtet hatte, teils gefällt, um ihre zerstörten Wohnungen wieder aufzubauen, teils verkauft haben, um ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder aufzubessern. Wäre das Holzgericht regelmäßig abgehalten worden, so wären möglicherweise wenigstens Teile der ausgedehnten Holzungen zum Vorteile der Dorfschaft erhalten geblieben, so aber war der reiche Holzbestand dahin und kahle Heide, nur zu dürftiger Schafzucht ausreichend, das Endergebnis. Leider sind die meisten Ortschaften ähnlich verfahren. Die Not der Zeit und die allgemeine Verwilderung treiben dazu an. Gerade die Entwaldung hat den Boden vielfach entwertet, so daß er nur noch Schafen dürftige Nahrung bot. Hätte die Entwaldung nicht so verheerend gewirkt, der spätere Aufstieg wäre rascher und leichter erfolgt.



Kapelle in Halen

Aus J. Ostendorf: Emstek im Weltkrieg

Im Mittelalter besaß Halen eine Kapelle, die aber im Dreißigjährigen Kriege völlig zerstört wurde. Im Jahre 1676 begann man mit dem Wiederaufbau des zerstörten Gotteshauses, angeblich auf besondere Anordnung des Fürstbischofs Christoph Bernhard v. Galen, jedenfalls gestattete dieser, zur Bestreitung der Unkosten eine Kollekte abzuhalten. Im Jahre 1698 erfolgte die Einweihung des neuerrichteten Gotteshauses durch den Dechanten Ribbers in Dinklage unter großen Feierlichkeiten, zu denen die Pastöre von Emstek, Cappeln und Krapendorf hinzugezogen waren. Als Wohltäter der Kapelle oder Beförderer des Neubaues sind durch Wappen in den Fenstern und entsprechende Inschriften verewigt: Johann Koopmann zu Halen und Junggeselle Hermann Berens.

Die 1698 eingeweihte Kapelle, ein Fachwerkbau, wurde Ende vorigen Jahrhunderts aufgebessert und mit neuen bunten Fenstern versehen. Die obengenannten Wappen zum Gedächtnisse der Wohltäter fügte man den Chorfenstern zu beiden Seiten des Altares ein.

Während früher nur viermal im Jahre durch den Emsteker Pastor Gottesdienst in der Kapelle abgehalten wurde, war seit der Instandsetzung das Bestreben der Bewohner auf Einrichtung eines vollständigen Gottesdienstes gerichtet. Während des Weltkrieges gelang es, einen Pater für Halen zu gewinnen, der in Ermangelung einer Kaplaneiwohnung in einem Privathause Unterkommen suchen mußte. Zeitweilig hatte auch sonntäglicher Gottesdienst in Verbindung mit einer Nachbarkapelle (Kellerhöhe) durch Dominikanerpatres aus Vechta stattgefunden.

Nach Einrichtung ständigen Gottesdienstes stellte es sich heraus, daß die Kapelle für die Zahl der Besucher allzu klein sei. Deshalb hat man vor einigen Jahren eine erhebliche Vergrößerung vorgenommen. Nunmehr ist auch ein eigener Geistlicher für Halen bestimmt worden, der gleichzeitig im benachbarten Höltinghausen die Seelsorge wahrnehmen soll.

Die Halener Kapelle besitzt oder besaß wenigstens früher verschiedene alte Kirchensachen, darunter ein Meßgewand aus Leder mit Golddruck. Die Sachen sollen aus der Kirche in Großenkneten stammen und von dem bei der Wiedereinführung der Reformation 1699 aus Großenkneten vertriebenen katholischen

Küster Grobmeyer, einem Vorfahr des späteren Offizials, mit nach Höltinghausen, wo er die Lehrerstelle erhielt, gebracht und von da in die Halener Kapelle gelangt sein.

Genannter Grobmeyer soll nach einer Ueberlieferung auch die Anregung zum Halener Kapellenbau gegeben haben. Dies kann aber schon aus dem Grunde schwerlich zutreffen, weil er erst 1699 aus Großenkneten geflohen sein soll, während die Kapelle in Halen schon im Jahre vorher (1698) eingeweiht wurde. Auch würde Grobmeyer wohl dahin gewirkt haben, daß die Kapelle in Höltinghausen, wo die Schule für beide Ortschaften sich befand und wo er selbst Lehrer war, errichtet worden wäre. Freilich, die Zugehörigkeit Höltinghausens zur Halener Kapelle ließe sich auf diese Weise am zwanglosesten erklären.

Eine Schule hat Halen erst 1826 erhalten; vorher besuchten die Kinder die Schule in Höltinghausen. Der erste Lehrer, Kaptain, wohnte in Emstek, weil in Halen noch längere Zeit die Lehrerwohnung fehlte. Jetzt ist die Schule zweiklassig.

Die Bewohner Halens wurden früher von den übrigen Gemeindeeingesessenen gern geneckt, unter anderem behauptete man, die Halener steckten, wenn sie auf dem Felde arbeiten und das Haus verlassen wollten, ihre Hunde mit dem Hinterleibe zwischen zwei hinter dem Hause eingeschlagene Pfähle, die oben weiter auseinanderständen als unten. Die Hunde bellten dann unaufhörlich und hielten Diebe und Bettler fern.

Mit Halen hat das benachbarte Höltinghausen von jeher in engem Zusammenhange gestanden. Der Ortsname heißt vor hundert Jahren noch vielfach Höltlingen und wird wohl mit Hölting = Holzgericht, das auch hier abgehalten wurde, zusammenhängen. Vielleicht spielt auch das nahe gelegene herrschaftliche Holz Baumweg bei der Entstehung des Namens Höltinghausen eine Rolle. Doch läßt sich unbedingt Sicheres darüber nicht angeben.

Auch hier wird der Holzreichtum früher sehr groß gewesen sein, wie aus dem Namen hervorgeht. Aber auch diese Waldungen sind infolge des Dreißigjährigen Krieges verschwunden.

Der engere Ort zeigt jene Geschlossenheit, wie sie in allen alten Siedlungen eigen ist. Die enge Bauart hat vor einigen Jahren zu der großen Brandkatastrophe geführt, der drei Bauernhöfe mit

mehreren Nebengebäuden zum Opfer fielen. Doch hat das Unglück die Besitzer nicht davon abgeschreckt, ihre Häuser an alter Stelle wiederaufzubauen.

Neben der alten Ortschaft ist bei der hinter dem Esche gelegen, reichlich zehn Minuten vom Orte entfernten Bahnstation Höltinghausen in den letzten Jahrzehnten eine neue Siedlung entstanden, zu der auch mehrere an der Chaussee Ahlhorn—Cloppenburg errichtete Wohnstätten zu zählen sind. Höltinghausen besteht also jetzt aus zwei Bestandteilen, der „Altstadt“ und der „Neustadt“. Für diese neuen Ansiedler und die Bewohner der Kolonie Hohenging ist vor einigen Jahren eine eigene Schule an der Ahlhorn—Cloppenburger Chaussee errichtet worden.

Die Bevölkerungszunahme, verbunden mit dem wachsenden Wohlstande, der infolge der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse auf ehemals dürftigen Gebieten (der Höltinghauser Boden ist durchgehends recht leicht und unfruchtbar) vielleicht mehr in die Erscheinung tritt, als auf besseren Böden, hat die Bewohner ermutigt, ein eigenes Gotteshaus zu errichten.

Die schmucke Kapelle, eine Art Basilikenbau mit zwei kunstvollen Türmen und großartigem Portal, liegt an der Dorfstraße in der Nähe der alten Bauernhöfe, ist also vorwiegend nur für „Alt-Höltinghausen“ von Bedeutung. Ob der Standort richtig gewählt ist, dürfte mit Recht bezweifelt werden. Einem objektiven Beurteiler will es scheinen, als wenn Halen und Höltinghausen gemeinsam eine geräumige Kirche hätten errichten sollen und zwar in der Nähe des Bahnhofs Höltinghausen. Daraus hätte eine leistungsfähige Pfarrgemeinde entstehen können, während jetzt die kaum 20 Minuten von einander entfernt liegenden Kapellen sich sozusagen gegenseitig behindern. Denn es ist nicht damit getan, ein Gotteshaus zu errichten, es muß auch unterhalten werden, ferner muß eine Wohnung für den Geistlichen gebaut und instandgehalten werden, die Kultuskosten sind aufzubringen, das Gehalt für den Geistlichen ist zu beschaffen. Das alles bedingt Auslagen, die ein kleiner Bezirk garnicht auf sich nehmen kann, ohne daß sie zu einer drückenden Last für die Bewohner werden. Wahrscheinlich werden die beiden Ortschaften es noch einmal bereuen, nicht rechtzeitig gemeinsame Sache gemacht zu haben. —

Das Bahnhofsgebäude in Höltinghausen ist alt und dürftig, besonders der Warteraum, ein winziges Zimmerchen, ist völlig unzureichend. Vor Jahren war deshalb auch ein Umbau geplant, der aber wegen des Kriegsausbruches vorläufig hat aufgeschoben werden müssen. Am Bahnhof dehnen sich die umfangreichen Gebäulichkeiten der Brinkmann'schen Brennerei aus, die mit ihren praktischen Anlagen ein großzügig geleitetes Unternehmen verrät. Neben der Brennerei steht das herrschaftlich eingerichtete Wohnhaus des Besitzers. —

Die Schule in Höltinghausen ist neben der Emsteker und der Bührener die älteste in der Gemeinde; sie wird 1696 zum ersten Male erwähnt, wird also wohl auch um diese Zeit eingerichtet worden sein. Im Jahre 1682 hatte der Pastor Lübbermann an die Behörde berichtet: „Außer in dem Dorfe Emstek befindet sich noch eine Schule in Bühren. Wenn die Obrigkeit es wünscht, werde ich auch in dem entlegenen Orte Höltinghausen eine Schule anordnen." Bald darauf muß die Schule entstanden sein.

Den Lehrerdienst an der Höltinghauser Schule übernahm kurz nach der Gründung der obenerwähnte ehemalige Großenknetener Küster Grobmeyer. In seiner Familie ist der Dienst dann 1½ Jahrhundert bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ununterbrochen erblich gewesen, eine Erscheinung, die wohl kaum ihresgleichen hat.

Höltinghausen besitzt seit kurzem einen der geschmackvollsten Schulneubauten des ganzen Münsterlandes. Manchem freilich mag das mit wuchtigem Turme ausgestattete Gebäude für eine Dorfschule reichlich üppig erscheinen.

Vom Orte aus führen nach den verschiedenen Richtungen Chausseeverbindungen; die jüngste ist die nach Cloppenburg. Der Boden, der vor Jahren noch auf weite Strecken unkultiviert dalag, ist jetzt fast ganz umgebrochen und in Bearbeitung genommen. Während die Eschländereien hoch und trocken liegen, sind die Neukulturen vielfach fruchtbarer. Im Orte selbst und in der Nähe sind ansehnliche Wiesen und Weiden vorhanden.

In Höltinghausen soll früher eine adlige Burg vorhanden gewesen sein; man will vor einigen Jahren die Fundamente bloßgelegt haben. Drei Bauern, die sämtlich auf den alten Burggrün-

den wohnten, werden als Abkömmlinge des letzten Junkers bezeichnet: Claus, Albers und Otten. In Wirklichkeit wird es sich, wie in mancher alten Ortschaft, um Teilung eines Haupthofes handeln, wodurch die genannten drei Bauernstellen entstanden sind.

Höltinghausen ist früher öfters von Kriegsscharen geplündert worden. Einmal, als der Ort schon völlig ausgeraubt war, drang noch eine nachrückende Schar in Metten Haus und verlangte, daß man ihnen zu essen und zu trinken gebe. Die Bauern beteuerten, daß es ihnen an allem und jedem fehle. Die Soldaten erklärten, sie wären müde vom Marsche und wollten deshalb ein Stündchen schlafen, wäre aber bei ihrem Erwachen nichts herbeigeschafft, so würden sie das ganze Dorf in Brand stecken. Danach legten sie sich der Reihe nach auf dem Stroh nieder, das der Bauer Metten ihrem Verlangen gemäß auf der Diele ausgebreitet hatte. Die Bauern berieten nun, was zu tun sei, und beschlossen schließlich in ihrer Verzweiflung, eine Leiter über die Schlafenden zu legen, diese mit ihren Körpern zu belasten und so die Plagegeister zu erdrosseln. Das wurde rasch ausgeführt. Dann holte man einen Wagen herbei, um die Leichen fortzuschaffen und zu verscharren, ehe Nachforschungen nach den Verschollenen angestellt werden könnten. Unterwegs erwachte einer der Soldaten, der nur betäubt gewesen war, zum Leben, ließ sich vom Wagen gleiten und bat ein erwachsenes Mädchen, das dem Wagen mit einem Spaten folgte, um an der Beerdigung mitzuhelfen, um Schonung. „Ei was!" rief dieses, „Eier in de Pannen, dann komet dor kine Küken ut!" und schlug mit ihrem Gerät den Soldaten vollends tot. — Eine Untersuchung brachte später die Bauern auf die Folter, förderte aber nichts zutage, weil alle beharrlich leugneten. Aber ihr Leben lang haben sie unter den Nachwirkungen der Folter durch Reißen in den Gliedern bei Aenderung des Wetters zu leiden gehabt.

Bekannt ist auch die Geschichte von Lohmanns Talke aus Höltinghausen. Diese geruhsame Person ging eines Sommermorgens in der Frühe in das Emsteker Feld, um Plaggen zu stechen, als eben die Sonne aufgegangen war. Sie denkt: es ist noch früh am Tage, erst kann ich noch ein Schläfchen machen, und legt sich hin. Als sie aufwacht, steht die Sonne im Westen so hoch

über dem Horizont, wie sie am Morgen, als Talke eingeschlafen war, im Osten gestanden hatte. Talke glaubt, daß die Sonne noch nicht höher gestiegen sei, weil sie erst einige Minuten geschlafen habe, und glaubt, es könne wohl noch ein Stündchen leiden. Als sie das zweite Mal aufwacht, erhebt sich die Sonne gerade wieder im Osten über dem Horizont. Talke froh, daß der Sonnenball erst so wenig gestiegen und der Tag noch lang sei, schläft ruhig zum dritten Male ein, und so hat sie drei Tage und drei Nächte geschlafen und sich schließlich an die Arbeit gemacht in dem Glauben, nur einige Minuten geruht zu haben. —

Etwa zwanzig Minuten westlich vom Bahnhof Höltinghausen am Sandwege nach Kellerhöhe liegen die Königsgräber, etwa 21 an der Zahl. Das wenig bekannte Gräberfeld gehörte nach Ansicht sachkundiger Persönlichkeiten zu den schönsten und eindrucksvollsten Hügelgräberfeldern des Oldenburger Landes. Leider ist ein Teil, und zwar gerade die mit den ansehnlichsten Hügeln besetzte Fläche, in Kultur genommen, wodurch eine Anzahl Hügel eingeebnet ist, so daß das „wundervolle Bild Jahrtausende langen Friedens und tiefster abgeschlossener Ruhe“ dahin ist. Der noch vorhandene spärliche Rest des Gräberfeldes ist jetzt unter Denkmalschutz gestellt und wird somit der Nachwelt erhalten bleiben. Verschiedene dort ausgegrabene Urnen befinden sich im Cloppenburger Heimatmuseum.

Wandert man vom Bahnhof Höltinghausen in nördliche Richtung, so erreicht man in ca. 1/4 Stunde die Staatsstraße Cloppenburg—Ahlhorn. Diese führt von Höltinghausen bis Ahlhorn fast ununterbrochen durch Waldungen und gewährt einen wunderhübschen Spazierweg. Reiches Tierleben kann sich in diesen ausgedehnten Wäldern entwickeln, da in dieser einsamen, menschenleeren Gegend nur selten Störung und Beunruhigung zu befürchten sind. In jüngster Zeit freilich ist die Straße stark belebt von Autos und Motorrädern, die sich nicht selten dazu verführen lassen, auf dieser geraden, freien Strecke eine allzu rasche Fahrt einzuschlagen, so daß die eigene Sicherheit dadurch gefährdet wird, wie das vor einigen Jahren der Prinz Heinrich von Preußen zu seinem Schaden erfahren mußte. Sein Auto raste gegen einen Baum, überschlug sich und hätte den Insassen beinahe den Tod gebracht.

Etwa in der Mitte zwischen Höltinghausen und Ahlhorn liegt an der äußersten Nordgrenze der Gemeinde das alte adelige **Gut Lethe**, benannt nach dem Flußlaufe, der es durchfließt. Der Name Lethe = Lede, Leda, bedeutet soviel wie Wasserzug, Wasserleitung.

Das Gut wird zur Bauerschaft Halen gerechnet, liegt aber fast eine Stunde davon entfernt. Es gehört auch nur teilweise zur Gemeinde Emstek, der nördliche Teil, rechts der Lethe, wird zur Gemeinde Großenkneten und zum Amt Wildeshausen gezählt.

Der Ursprung des Gutes geht zurück auf eine Schutzanlage, die Otto von Dorgeloh gleich nach Eroberung der Cloppenburg als erster Drost von Cloppenburg zur Sicherung der neuen Erwerbung an der Grenze gegen Nordosten erbaute. Nach dieser Seite hin lag das neuerworbene Gebiet schutzlos da, zudem bedurfte die Heerstraße von Bremen nach Holland auf dieser verhältnismäßig langen öden Strecke eines festen Wachtpunktes.

Anfangs wurde wohl nur eine befestigte, burgartige Anlage geschaffen, die mit Stauwerk und Mühle versehen war. Deshalb wird der Platz zunächst längere Zeit hindurch „tor Lether Möhlen" genannt. Später haben die Dorgelohs hier ein umfangreiches Gut geschaffen, das zwar nur Ackerboden geringerer Güte, aber fruchtbare Wiesen umfaßte. Bald auch wurde das Gut von einem Zweige der Dorgelohschen Familie bewohnt. Die Dorgelohs stammen ursprünglich aus der Grafschaft Diepholz, und zwar aus dem Orte Doringelo. Otto von Dorgeloh war anfangs Drost zu Vörden. Als solcher half er bei der Eroberung der Cloppenburg, wurde hier als Drost eingesetzt, vertauschte aber 1415 das Drostenamt zu Cloppenburg mit dem von Vechta. Sein Sohn Johann wurde sein Nachfolger in Cloppenburg und zugleich Besitzer von Lethe. Ihm folgte sein Sohn Herbord, der seinen Wohnsitz 1471 nach Lethe verlegte. In dem Kriege des Fürstbischofs Heinrich von Münster gegen den unruhigen Grafen Gerhard von Oldenburg (1471—1474) hatte Lethe als Grenzpaß eine große Bedeutung. Die münsterschen Truppen zogen fast alle über Lethe und wurden hier vielfach verpflegt, weswegen eine ständige Zufuhr von Nahrungsmitteln aus allen Richtungen erfolgte. — Zu Anfang des 16. Jahrh. war Herbords Sohn Wulfert im Besitze des Gutes; ihm folgte sein Sohn Jasper, der 1553 in der Schlacht

bei Sievershausen fiel. Sein Sohn Jürgen wurde am 4. Juli 1588 auf der Emsteker Kirmeß im Streite von Christoph Helverich und dessen Diener erschlagen. Bald darauf starb die Familie von Dorgeloh aus, und das Gut hat von dieser Zeit an sehr oft die Besitzer gewechselt, die entweder durch Erbschaft oder durch Heirat in den Besitz gelangten. Von 1650—1653 war ein von Böselager Gutsherr, darauf Otto Friedrich von Schlepegrell, dann Conrad Plato von Rhaden.

Um 1682 wird ein Alard von Hörde als Besitzer genannt. Dieser hatte einen Streit mit der Kirchenbehörde wegen der Besetzung der Emsteker Küsterei. Der damalige Küster Heinrich Boele war abgesetzt worden, weil er dem Trunke ergeben war und seiner Haushälterin öfters Kirchenwein zu trinken gegeben hatte. Auch seinen Vater hatte 40 Jahre vorher die Strafe der Absetzung getroffen, und zwar wegen Totschlags, wegen eines Streites mit dem Vogt und wegen körperlicher Mißhandlung der Frau des Vogtes. Die kirchliche Behörde hatte nun einen gewissen Jodokus Feuerborn als Küster eingesetzt, und zwar ohne Zuziehung des Besitzers von Lethe und der Pfarreingesessenen, deren Zustimmung früher stets eingeholt worden war.

Der Besitzer von Lethe forderte jetzt die Entfernung des Feuerborn, weil seine Einsetzung nicht rechtmäßig erfolgt sei und weil er sich „besser zum Wirt als zum Küster eigne und mit seinem Kantus besser auf der Bierbank als im Chore passe." Zugleich verlangte er, daß man ihm und dem Kirchspiel die Präsentation eines besseren Küsters überlasse, was auch nicht mehr als recht und billig sei, da seine Vorfahren die Kirche und Pastorat „mit ein ansehnliches an Gelder und jährlichen Zehenden begebet hätten". Da die Aussagen der Zeugen (eines Göttke aus Halen, 90 Jahre alt, eines Gerd Hüsing aus Bühren, 70 Jahre alt, eines Hermann Meyer aus Repke, 68 Jahre alt und eines Johann Claus aus Höltinghausen, 70 Jahre alt) zu gunsten des Alard von Hörde ausfielen, mußte die Kirchenbehörde das Recht des Gutsherrn von Lethe anerkennen. Es wurde aber erreicht, daß genannter Feuerborn nachträglich von dem Adligen auf Lethe und den Kirchspielseingesessenen präsentiert wurde.

Um 1715 ist Herr auf Lethe ein Simon Segur de Monbrun de Luer, gewöhnlich kurz de Luer genannt, vorher Oberst in han-

noverschen Diensten. Dieser hatte 1727 einen Streit mit dem Emsteker Pastor Dechant Johann Joseph Meyer wegen des adeligen Kirchenstuhles auf dem Chore der Emsteker Kirche. Der Vorgänger von Meyer hatte von diesem Stuhle aus die Vesper zu singen gepflegt. Der Dechant Steding suchte nun daraus ein Recht für die Kirche herzuleiten und übergab bei der Einführung den Stuhl dem Pastor Meyer. Dagegen erhob Oberst de Luer Einspruch. Die Verhandlungen führten schließlich zu einem Vergleich, wonach de Luer zuließ, daß ein Teil seines Stuhles nach dem Altar hin entfernt und an dessen Stelle bis zum alten Sakramentshäuschen eine Chorbank errichtet wurde, worin der Pastor die Vesper singen konnte. Der Pastor versprach dagegen für sich und seine Nachfolger, fortan keine Ansprüche auf den Kirchenstuhl des Gutes Lethe zu erheben. Zugleich versprach der Besitzer von Lethe, den Eingang zu seinem Stuhle nach der anderen Seite, dem Vesenbührenschen Frauenstuhle oder der Kirche hin, zu verlegen.

Später ist das Gut im Besitze der Familie von der Decken, die 1756 ein neues Wohnhaus von acht Gefach erbauten. 1808 wurde das Gut mit Ausnahme des Wohnhauses an J. H. Landwehr aus Cappeln auf 25 Jahre verpachtet. Aber bereits 1815 wurde der Konkurs über das Gut verhängt. Die amtliche Abschätzung bewertete es mit 49 602 Talern. Verkauft wurde es zu 36 200 Taler, und zwar an den Sohn des bisherigen Besitzers, den Oldenburger Hauptmann F. W. O. von der Decken. Den zum Gute gehörigen Bethener Zehnten kauften Uhrmacher Meyer und Genossen in Cloppenburg für 9430 Taler.

Der Hauptmann von der Decken erneuerte den Pachtkontrakt mit Landwehr, überließ aber 1827 den Besitz des Gutes an Herzog Peter von Oldenburg für die Kaufsumme von 29 500 Rtl. Die herzogliche Hofverwaltung wandte sich an den in landwirtschaftlichen Angelegenheiten sachkundigen Pastor Dyckhoff in Cappeln mit der Frage, wie das Gut zinstragend zu bewirtschaften sei, und der Bitte, einen zweckmäßigen Benutzungsplan zu entwerfen und vorzulegen. Nachdem der Pastor sich die nötigen Unterlagen verschafft und selbst das Gut besichtigt hatte, stellte er den gewünschten Plan auf. Man müsse die Heuerhäuser, die „wie ein Koppel Jagdhunde um die Burg herumlägen“, nach passenden Stellen

verlegen, wo „die Heuerleute mit Vorteil wirtschaften und das Gut verbessern könnten.“ Altes Ackerland müsse ihnen hinreichend zugeteilt werden. Die beiden Mühlen (die Gutsmühle und die Feldmühle) seien einzeln zu verpachten, in guten Stand zu setzen und außer den Mehlgängen mit anderen Werken, z. B. Sägeanlagen usw., zu versehen. Besonders empfehle sich eine Papiermühle, die in der ganzen Gegend fehle. Durch Instandsetzung der Stauwerke könne ein Teil des Wassers zum Berieseln der Wiesen verwandt und so mehr Gras gewonnen werden. Auch die Holzkultur könne nutzbringender gestaltet werden. Endlich solle man das Postkontor und die Posthalterei in Ahlhorn mit Lethe verbinden bzw. von Lethe aus besorgen. Pastor Dyckhof kam zu dem Schlußergebnis, daß, wenn mit etwa 5000 Rtr. diese planmäßigen Verbesserungen durchgeführt seien, das Gut in mittelmäßigen Jahren 40 000 Rtr. verzinsen werde.

Die Vorschläge wurden aber nicht angenommen, sondern das Gut 1832 dem Kammerherrn von Lützow für einen ganz mäßigen Preis überlassen. Dieser ließ einen Teil der Gebäude, darunter auch die alte Hauskapelle, abbrechen und dafür eine große Brennerei aufbauen, wobei die Materialien der abgebrochenen Gebäude Verwendung fanden.

Aber auch diese Einrichtung konnte das Gut nicht wieder emporbringen, zumal da Verwaltung und Ordnung nicht so gehandhabt wurden, wie es in einem solchen Betriebe erforderlich gewesen wäre. Darum verkaufte Herr von Lützow das Gut im Jahre 1852 an den Kaufmann A. Pöppelmann zu Dinklage für 35 000 Taler.

Pöppelmann machte zunächst den reichlich vorhandenen Holzbestand zu Gelde, seine Erben erhielten 1877 als Abfindung der Gerechtsame im Baumwege aus der Staatskasse 1500 Mk., verkauften 1879 die Feldmühle nebst einer Fläche aus der Halener Mark für 10 168 Mk., und endlich 1888 die Abfindung aus der Ahlhorner Mark für 14 700 Mk.

Inzwischen hatten sich die Söhne des A. Pöppelmann das Gut in der Form geteilt, daß Joseph Pöppelmann den nördlich von der Chaussee gelegenen Teil des Gutes übernahm und darauf ein neues Wohnhaus errichtete, während Theodor Pöppelmann

den südlich belegenen Teil mit den alten Gebäuden behielt. Ersterer verkaufte 1888 seinen Anteil an die Herren Battermann und Gräper für 36 500 Mk., letzterer im selben Jahre den südlichen Teil an den Bankinhaber Fortmann in Oldenburg für 60 000 Mark.

Der Kaufmann A. Pöppelmann hatte 1854 eine neue Kapelle auf dem Gute eingerichtet und einen Geistlichen gewonnen, der seine Kinder unterrichten und für die Gutsleute und die Anbauer hinter dem Baumwege am Katzenkopf Gottesdienst abhalten sollte. Zur Einrichtung hatte Pöppelmann unter anderem von seinem Verwandten, dem Pastor Risselmann in Löningen, den alten Altar aus der Löninger Kirche sich erwirkt, der ursprünglich aus der Vechtaer Klosterkirche stammte, seit Jahren aber keine Verwendung mehr fand. Als nun Pastor Risselmann den Löninger Kirchenvorstand darum anging, den Altar der Kapelle auf Lethe zu stiften, stieß er auf heftigen Widerspruch, dem sich die ganze Gemeinde anschloß, da niemand den Altar fortgeben wollte, der bei dem Turmeinsturz am 11. Januar 1827 wie durch ein Wunder vor gänzlicher Vernichtung bewahrt geblieben war.

Pastor Risselmann, der gern sein Versprechen einlösen wollte, erlaubte darauf seinem Verwandten, den Altar bei Nacht und Nebel fortzuholen; wäre er erst fort, würde kein Hahn noch Huhn danach krähen. Aber der Pastor kannte seine Löninger schlecht! Kaum war die nächtliche Entführung ruchbar geworden, da erhob sich ein Sturm der Entrüstung, und die Erregung legte sich nicht eher, als bis der Altar von Lethe zurückgebracht und wieder an seinen alten Platz gestellt war. —

Während der nördliche Teil noch im Besitze der Familie Gräper ist, von der auch der Battermannsche Anteil übernommen wurde, ist der südliche Teil vor mehreren Jahren an die Gebrüder Brinkmann übergegangen, und zwar besitzt der Brennereibesitzer Paul Brinkmann in Höltinghausen einen großen Teil der Ackerländereien und hat darauf eine Anzahl hübscher Wirtschaftsgebäude im altniedersächsischen Stile errichtet bezw. die vorhandenen Heuerhäuser usw. in diesem Sinne umgebaut.

Das Herrenhaus mit einem Teile des Grundbesitzes übernahm der Fabrikant Edmund Brinkmann aus Holland. Doch ist

das von Edmund Brinkmann bewohnte Gutshaus nicht mehr die alte Lether Burgwohnung, sondern die Familie Fortmann hatte bereits das alte Gebäude abgebrochen und nordwestlich davon auf dem rechten Letheufer eine neue herrschaftliche Wohnung errichtet, so daß die alten Gutshöfe jetzt beide im Bereiche der Gemeinde Großenkneten und im Amte Wildeshausen liegen. Die neue Gutswohnung, von Brinkmann noch vergrößert, im Innern umgebaut und aufs prächtigste ausgestattet, bildet einen vornehmen und ruhigen Landsitz. Der zwar nicht sehr umfangreiche, aber hübsch angelegte und sorgfältig gepflegte Park zieht sich vom Hause bis zu den Ufern der Lethe hin. Zu beiden Seiten der Wohnung und nach der Chausseeseite hin liegen die Nebengebäude: Verwalterwohnung, Bedientenhäuser, verschiedene Stallungen und Scheunen, die größtenteils erst von dem jetzigen Besitzer errichtet und der ländlichen Eigenart nach Möglichkeit angepaßt sind. So sind unter anderem die Grundmauern der Gebäude zum Teil aus kräftigen Findlingen aufgebaut. Die ganze Anlage macht einen durchaus herrschaftlichen Eindruck, der besonders zur Geltung kommt, wenn man die Cloppenburg-Ahlhorner Chaussee entlang wandert und so einen Ueberblick über das gesamte Besitztum gewinnt.

Der alte Burgplatz, der von einem verhältnismäßig breiten, noch gut erhaltenen Burggraben umflossen wird, gleicht durchaus einer Insel. Von dem alten Burggemäuer sind noch erhebliche Ueberreste vorhanden, die allmählich von Gesträuch und Rankenwerk überwuchert werden, so daß die Insel ein romantisches Plätzchen bildet. Auch die alte Wassermühle ist noch in Gebrauch, doch ist sie von ihrem ehemaligen Standorte mehr nach der Chausseeseite hin verlegt.

Der Besitzer der Nordhälfte des Gutes, Herr Gräper, hat ebenfalls vor mehreren Jahren ein neues Gutshaus errichtet. Lag die alte, von Joseph Pöppelmann erbaute Wohnung, ein einfaches Bauernhaus, dem ehemaligen Gutshause schräg gegenüber an der anderen Seite der Chaussee zwischen der Straße und dem Wege nach der Feldmühle und Beverbruch, so ist die neue Wohnung erheblich weiter nach der Station Ahlhorn hin verlegt. In der Nähe seines Hauses hat der Besitzer umfangreiche Neukulturen vorgenommen, ferner ein Sandsteinwerk angelegt, das mit der Station Ahlhorn

durch ein Anschlußgeleise verbunden ist. Auch eine Anzahl Heuerhäuser und Arbeiterwohnungen ist neu errichtet worden, so daß die ganze Gegend ein völlig verändertes Aussehen erhalten hat. Eine Fabrik chemischer Produkte, die in der Inflationszeit von mehreren Herren auf den Gründen des Gutes „Neulethe" angelegt wurde, hat nach kurzer Zeit ihre Tätigkeit wieder eingestellt. Die Gebäulichkeiten von Neulethe, Wohnhaus und ausgedehnte Stallungen, sind aus dem in den Hartsteinwerken des Gutes hergestellten Material aufgebaut und machen in ihrer frischen, weißschimmernden Farbe einen freundlichen, anheimelnden Eindruck.

Die mehrfach angewandte Bezeichnung „Neulethe" dient seit einiger Zeit zur Unterscheidung von der südlichen Gutshälfte, worauf die alte Burgwohnung lag. Um den Namen hat es nämlich vor Jahren einen heftigen Streit zwischen den beiden Besitzern abgesetzt. Der Inhaber der Südhälfte wollte als Nachfolger der alten Burgherren den Namen „Gut Lethe" ausschließlich für sich in Anspruch nehmen und strengte deshalb einen Prozeß gegen den Besitzer der anderen Hälfte an. Das Gericht entschied in seinem Sinne, und der Gegner sah sich gezwungen, einen Unterscheidungsnamen zu wählen und bezeichnete sein Besitztum nunmehr als „Neulethe". Die Bezeichnung ist insofern zutreffend, als der Kern des jetzigen Gutes aus Neukulturen besteht.

Verlassen wir bei dem Gutshofe Neulethe die Ahlhorn-Cloppenburger Chaussee, die hier eine Biegung nach Süden macht, und schlagen den Weg nach Beverbruch ein, so erreichen wir in etwa zwanzig Minuten wieder die Soesteniederung, und zwar bei der einsam und idyllisch gelegenen F e l d m ü h l e.

Was zum Bau dieser zweiten Wassermühle, unfern der alten Lether Gutsmühle, die Veranlassung gegeben hat, ist nicht ersichtlich. Die Mühle hat stets zum Gute Lethe gehört und war von dort aus errichtet worden. Die Bezeichnung „Feldmühle" erhielt sich zur Unterscheidung von der Gutsmühle. Groß wird der Kundenkreis der Feldmühle nie gewesen sein; dazu ist die Gegend ringsum zu dünn bevölkert. Aber landschaftlich bildet die kleine Mühle mit ihrem gleichfalls nur winzigen Staubecken ein angenehmes Fleck Erde, wo man gern eine Weile rastet und die Lieblichkeit der einsamen Gottesnatur auf sich wirken läßt. Seit einigen

Jahren ruht der Mahlbetrieb, nachdem die Anlage von der Fischereiverwaltung angekauft ist.

Verfolgen wir unsern Weg weiter, der nunmehr das Letheufer begleitet, so erreichen wir in etwa einer halben Stunde eine ältere Siedlung, die sich nördlich vom Baumweg zwischen dem Gehölz und dem Lethetal hinzieht. Die amtliche Bezeichnung der kleinen Kolonie lautet „Hinterm Baumweg“, der Volksmund aber nennt sie „Upn Kattenkopp“. Ein leichtes Los wird den Siedlern dort zunächst nicht beschieden gewesen sein. Es bedurfte harter Arbeit, um dem sandigen, wenig fruchtbaren Boden die zum Leben notwendigen Erträgnisse abzuringen. Dazu die tiefe Abgeschiedenheit von aller Welt! Mehr als eine Stunde lagen die nächsten Schulen (Beverbruch oder Höltinghausen) entfernt, die Pfarrkirche gar annähernd 2½ Stunden. Und doch sind die tapferen Bewohner ihren kirchlichen Pflichten stets treu nachgekommen, selbst zur Winterszeit. Zu einer kleinen Gruppe zusammengeschlossen, verfolgte man — bei allzu großer Dunkelheit unter dem Scheine einer vorangetragenen Laterne — den weiten Weg durch Wald, Moor und Heide gen Emstek, wo man rechtzeitig anlangte und eher seine Plätze einnahm, als die in der Nähe wohnenden Emsteker Bürger. Vereinzelt wurde wohl auch die etwas näher gelegene Kirche in Garrel aufgesucht, im allgemeinen aber hielt man sich an die Pfarrkirche in Emstek. Eine große Erleichterung bedeutete es für die Ansiedler, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zeitweise auf Gut Lethe Gottesdienst stattfand. Später mußten die weiten Kirchwege wieder überwunden werden. Erst in allerjüngster Zeit ist durch die Errichtung näher gelegener Gotteshäuser (in Kellerhöhe, Beverbruch usw.) und den Bau einer Schule beim Baumweg einige Abhilfe geschaffen, wenn auch Kirch- und Schulwege noch immer lang genug genannt werden müssen.

Uebrigens sind in jüngster Zeit einige Besitzungen von der Verwaltung der unfern gelegenen Ahlhorner Fischteiche aufgekauft worden. Es ist nicht unmöglich, daß auch die übrigen Kolonate im Laufe der Jahre zu dem sich immer mehr ausdehnenden Fischereigelände geschlagen werden, so daß die kleine Siedlung demnächst ganz verschwunden sein wird.

Westlich vom Baumweg ist in den letzten Jahrzehnten eine neue, größere Kolonie entstanden: Hoheging. Für die Bewohner dieser Siedlung ist die erwähnte Schule am Baumweg hauptsächlich errichtet. Kirchlich ist sie mit der benachbarten, auf Krapendorfer Boden angelegten Kolonie Kellerhöhe verbunden.

Die Ansiedler haben auf dem leichten und trockenen Sandboden einen schweren Stand; es wird noch geraume Zeit dauern, ehe sie sich genügend durchgerungen haben. Dazu haben die Anbauer nicht selten unter Schädigungen, die das aus dem Baumweg herüberwechselnde Wild verursacht, zu leiden. Als vor mehreren Jahren ein Teil des an die Kolonie grenzenden herrschaftlichen Holzes abbrannte, tauchte der Verdacht auf, das Feuer sei von den Siedlern vorsätzlich angelegt worden, um sich gegen die Verheerungen des Wildes besser schützen zu können; doch hat sich ein Beweis für die Anschuldigung nicht erbringen lassen.

Inmitten der zuletzt genannten Ortschaften: Gut Lethe, Hinterm Baumweg, Hoheging, liegt das herrschaftliche Gehölz Baumweg. Der Forstbezirk zerfällt in zwei Hauptteile, das Feldmühlenholz und den eigentlichen Baumweg. Der erstere Teil, der fast ausschließlich aus Nadelholz besteht, ist erst vor etwa vierzig Jahren aufgeforstet worden. Das Holz ist in gutem Wachstum begriffen. Es liegt rechts der Lethenniederung, also auf Großenknetener Boden.

Für uns kommt also nur der zweite Teil, der eigentliche Baumweg, in betracht, der ganz auf Emsteker Boden liegt und in jüngerer Zeit durch Erwerbung aus der Markenteilung und Ankauf von Privatgrundstücken auf eine Ausdehnung von ca. 1140 Hektar gebracht worden ist. Die neuerworbenen Teile sind von vornherein mit Nadelhölzern bepflanzt worden, und auch die alten Eichen- und Buchenbestände, die auf dem dortigen Boden nicht genügend gedeihen wollten, sind im Laufe der Zeit größtenteils durch Nadelholzkulturen ersetzt worden.

Erhalten geblieben ist in seinem ursprünglichen Zustande eigentlich nur der sog. „Urwald", ein durch den ungewöhnlichen Wuchs der Bäume äußerst sehenswerter alter Waldbestand, in dem Eichen, Buchen, Hainbuchen, Birken, Erlen, Zitterpappeln usw. gruppenweise oder einzeln gemischt durcheinanderstehen. Die-

ser Teil des Forstes lockt fast ausschließlich die Wanderer an, obwohl auch die übrigen Gebiete des ausgedehnten Waldbezirkes manche Punkte aufweisen, die eines Besuches wert sind.

Der „Urwald" aber bildet mit Recht den Hauptanziehungspunkt, denn die merkwürdigen Formen und Figuren einzelner Bäume, besonders der Eichen und Hainbuchen, sind so eigenartig und einzigartig, daß der Ruf des Baumweges dadurch in weite Ferne, man möchte beinahe sagen, durch ganz Deutschland gedrungen ist. Verschiedene Bäume zeigen täuschend ähnlich die Form eines Korkziehers, andere sind einen halben Meter über dem Boden eine ganze Strecke wagerecht und dann wieder senkrecht in die Höhe gewachsen, wieder andere zeigen in einem oder zwei Meter Abstand vom Boden eine vollausgebildete Krone, und ein Ast ist höher gewachsen und bildet gewissermaßen einen zweiten Baum, so daß die Pflanze sozusagen aus zwei Stockwerken besteht. Hier halten sich eine Eiche und eine Buche eng umschlungen, dort ragen borkenlose Zinken in die Höhe, schrundig und schrammig, knöchern und nackt, bröcklich und zerrissen. Wars eine Eiche? Wars eine Buche? Man kann es nicht mehr mit Bestimmtheit sagen.

Dazu ist alles übersponnen mit Schlinggewächs und Ranken. Adlerfarn, Windhalme, Stechpalme, Faulbeere und Gaisblatt, alles dieses bildet ein wirres Durcheinander, und am Boden wuchern Bickbeere und Waldklee und unzählige andere Pflanzenarten. Moos bekleidet die alten Stämme, und Efeu rankt sich von Baum zu Baum. Eulen hocken in düstern Astlöchern, und leise rieselt das braune Baummehl an den schuppigen Stämmen herunter. Ueberall liegen gestürzte Aeste und ganze Stämme, die wie Schlangen aus dürrem Laube und Pflanzengewirr hervorlugen. Dazu das rege Tierleben, das sich zu allen Jahreszeiten hier abspielt! Bald kreuzt ein flüchtiger Hase oder ein aufgescheuchtes Kaninchen unsern Weg. Hat man Glück, so taucht auch ein schmuckes Reh aus dem Dickicht auf. Von allen Seiten ertönt das Hämmern des Spechtes, der kaum ein lohnenderes Jagdgebiet finden wird, als diesen alten Wald! Allerorten schmettern Buchfinken ihre Weisen, und der Laubvogel schwirrt seine Triller im Fluge. Dazwischen klatschende Flügelschläge und die dumpfe Stimme der Holztaube, das hämische Lachen des Hähers und aus



Schule in Höltinghausen

Aus J. Ostendorf: Emstek im Weltkrieg

der Ferne der beharrliche Ruf des Kuckucks. Fürwahr, eine Wanderung durch den Baumweg ist von besonderem Reize. Wer den merkwürdigen Wald einmal aufgesucht und die eigenartige Stimmung, die der Gespensterwald hervorzurufen vermag, in sich verspürt hat, den wird es immer wieder hinziehen zu dem alten Walde mit den verschrobenen Baumfiguren.

Doch, wie sind die sonderbaren Formen entstanden? Das Volk sagt, vor vielen hundert Jahren, als die jetzt vorhandenen Schnörkel noch kerzengrade Heisterchen waren, kaum der Eichel und der Buchecker entsprossen, da waren Schäfer in der Gegend, die ihre Herden ohne Rücksicht auf die zarten Pflänzlinge hier weiden ließen. Und so wurden die jungen Bäumchen beknabbert und wieder beknabbert, daß sie nur das nackte Leben behielten. Doch mit letzter Kraft reckten, bogen und schlängelten sie sich empor und nahmen so jene Gestaltung an, die unser Erstaunen hervorruft.

Auch die Forstverwaltung ist der Ansicht, daß die Beschädigungen der jungen Pflänzlinge durch Wild und Vieh die Hauptschuld an dem Mißwachs tragen, daneben aber auch Baumfrevel durch Abhieb von Aesten und ganzen Kronen und ferner die ungeregelte Entnahme von Streu und Plaggen. Gerade durch letzteres Vorgehen sei der an sich nicht unfruchtbare Boden — er besteht aus anlehmigem und lehmigem Sandboden — sehr zurückgegangen und habe nicht mehr die nötige Kraft für den regelrechten Pflanzenwuchs hervorgebracht.

Das Alter des Waldes schätzt die Forstverwaltung auf 200 bis 300 Jahre, hält es jedoch nicht für ausgeschlossen, daß ein noch höheres Alter anzusetzen sei. Auffällig ist, daß der größte Teil der Eichen aus Traubeneichen besteht, die sich sonst im Oldenburgischen nur selten finden.

Wie an dem Walde so manches eigenartig ist, so ist es auch der Name. Wer denkt bei dem Namen wohl an einen ausgedehnten Wald? Eher schwebt uns im Geiste das Bild einer schattigen Allee vor Augen. Möglicherweise hat der Wald auch von der uralten Heeresstraße von Cloppenburg nach Delmenhorst und Bremen, die durch den südlichen Teil des Gehölzes führt und so tatsächlich einen „Weg durch Bäume" darstellte, den Namen erhalten.

Daß der einsam gelegene Wald in alten Zeiten Räubern und Wegelagerern Schlupfwinkel bot, ist erklärlich. Mehrere Fälle von

Räubereien sind aus dieser Gegend überliefert worden. So berichtet Klinghamer: Im Jahre 1576 haben im Baumwege „hart by der Kloppenborg" 17 Räuber 11 Kaufleute überfallen und ihnen 8000 Rtlr. abgenommen. — 1591 Dienstag nach Laurentius wurde ein Transport von zwölf mit Butter und Käse beladenen Wagen beim Baumwege unfern Lethe ausgeplündert.

Bekannt ist auch die Geschichte der Gebrüder Stubbemeyer aus Löningen. Im Jahre 1582 wurden zwei Brüder, aus dem Kirchspiel Löningen gebürtig, und de Stubbemeigers genannt, vor Cloppenburg, der eine nahe am Baumwege, der andere nahe bei Lethe, im Felde an zwei Säulen verbrannt (gesmoket). Sie hatten während eines Gewitters das Haus ihrer Schwester und noch andere Häuser angezündet. Auch hatten sie im Hause ihrer Schwester, aus Wut darüber, daß sie den Hof erhalten hatte, den Pferden glühende Zangen in den Hals gestoßen. Ferner hatten sie durch Räubereien und Diebstahl manche Schuld auf sich geladen. Sie waren im ganzen zu vier Brüdern. Zwei von ihnen entkamen zunächst, die beiden anderen erlitten die oben erwähnte Strafe. Von den beiden Entflohenen wurde der eine später gefangen und 1583, Mittwoch nach Misericordia Domini, zu Cloppenburg enthauptet. Der Kopf wurde zur Warnung auf einem Staken öffentlich ausgestellt. „Wenngleich der eine von den beiden verbrannten Stubbemeigers alt genug war, so wußte er doch noch nicht das „Vater unser" zu beten, sondern ein Albert thor Hake von Lastrup, welcher mit ihm im Gefängnis saß, hat es ihn dort gelehrt." —

Zum Schlusse unserer Wanderung durch die weite Emsteker Gemarkung wollen wir noch den bekannten staatlichen Ahlhorner Fischteichen einen Besuch abstatten, obwohl sie nur zum kleinen Teile auf Emsteker Boden, weitaus die Mehrzahl von ihnen in der Sager Heide, also auf Großenknetener Gebiet liegen. Die gebräuchliche Bezeichnung „Ahlhorner" Fischteiche rührt daher, daß sie dieser Station am nächsten liegen; von hier aus sind sie in einem etwa 1½stündigen Marsche zu erreichen.

Der Gedanke, von Staats wegen Fischteiche anzulegen, wurde dadurch wachgerufen, daß sich verschiedene Oedländereien im staatlichen Besitze befanden, die nach ihrer Beschaffenheit (Tümpel, Pulvermoore usw.) weder zur Aufforstung, noch zur Anlage von

Kolonaten, noch zu Grünlandkulturen geeignet waren oder doch nur unter allzu hohen Kosten dazu hätten umgeschaffen werden können. Man wollte also versuchen, die Hunderte von Hektare anscheinend völlig wertlosen Grund und Bodens irgendwie nutzbar zu machen und zugleich Privatleuten ein Vorbild schaffen für die Einrichtung und Leitung größerer Fischereianlagen.

Der erste Versuch, den Landesökonomierat Heumann um 1900 in der Nähe von Lohe und Campe zwischen Altenoythe und Barßel unternahm, mißlang. Es zeigte sich im Herbst bei der Abfischung, daß sämtliche ausgesetzte Fische (Karpfen und Schleie) eingegangen waren. Es fehlte eben noch an der nötigen Erfahrung in der Herrichtung der Teichanlagen und der Pflege der Fischbrut. Als noch eine zweite Besetzung nicht den gewünschten Erfolg zeitigte, obwohl man bessere Vorbedingungen geschaffen zu haben glaubte, gab man jene Versuchsteiche auf und richtete im Lethefnie hinterm Baumwege drei neue her, die ein weit besseres Ergebnis brachten. Seitdem sind die Anlagen hier von Jahr zu Jahr vergrößert worden, man hat Erfahrungen gesammelt, wie die Teiche am besten anzulegen und die Fische zu pflegen sind. Besonders seitdem die Leitung in den Händen des Fischereiinspektors Keimer liegt, hat das Unternehmen, trotz des Rückschlages im Weltkriege, einen bedeutenden Aufschwung genommen und gute wirtschaftliche Erfolge erzielt. Die Ahlhorner Fischereianlagen gehören heute wohl zu den bedeutendsten dieser Art in ganz Deutschland und werden alljährlich in steigendem Maße von Fachleuten aus aller Welt aufgesucht und bewundert.

Abgesehen von den drei noch in Betrieb befindlichen ehemaligen Versuchsteichen auf dem linken Letheufer, liegen die meisten weiteren Anlagen rechts der Flußniederung in der Sager Gemarkung. In dem hügeligen Gelände dort, den sog. Knökelsbergen, sind nach und nach 70 bis 80 Teiche entstanden mit einer Wasserfläche von ca. 180 Hektar. Die Teiche zerfallen in Brutteiche, Vorstreckteiche, Abwachsteiche, Ueberwinterungsteiche usw.

Das Wasser für die einzelnen Teiche wird bei der Feldmühle, die zu dem Zwecke von der Fischereiverwaltung angekauft worden ist, durch eine Stauanlage der Lethe entnommen. Ein Zuleiter mit sehr schwachem Gefälle speist zunächst die früheren Teiche links

der Lethe, wird dann mittels eines sog. Dükers unter der Lethe hergeleitet und führt den übrigen Teichen das nötige Wasser zu.

Jeder Teich kann für sich entwässert und bis auf die Grabensohle trocken gelegt werden. Dies geschieht vor allem im Herbst, wenn die Abfischereien vorgenommen, die Nutzfische verkauft und die zur Zucht bestimmten in die Ueberwinterungsteiche gebracht sind. Die trocken gelegten Teiche werden wie Ackerland bearbeitet, umgepflügt, gedüngt und durchschnittlich jedes zweite Jahr mit einer Feldfrucht, meistens mit Hafer, bestellt. Diese Bearbeitung ist notwendig, um die Futterreste zu beseitigen und die schädlichen Säuren durch Lüftung zu entfernen, weil sonst sehr leicht Krankheiten entstehen. Auch soll die Gare des Bodens zur Vermehrung der Fischnahrung herbeigeführt werden.

Ueberhaupt ist die Düngung der Teiche ein wichtiges Mittel, die Naturnahrung der Fische auf das drei- bis vierfache zu erhöhen. Um den nötigen Dünger vorrätig zu halten, ist mit der Fischereianlage eine Schweinezucht und -Mastanstalt verbunden, deren Düngererträgnisse den Fischteichen zugute kommen. Außerdem werden für den Hektar 10 Zentner Thomasmehl, 12 Zentner Kainit und nach Bedarf in Zwischenräumen von 8 bis 14 Tagen je 50 Pfund Chilisalpeter verwendet. Dadurch soll der Boden und das Wasser an Nährsalzen bereichert und die Pflanzen- und Tiernahrung der Fische vermehrt werden.

Es werden in der Hauptsache Karpfen, daneben Schleie, Goldorfen und Forellen gezüchtet. An einem schönen Nachmittage im Mai oder Juni, wenn Aussicht auf beständiges Wetter besteht, werden die Laichfische in die Brutteiche ausgesetzt. Bleibt die Witterung günstig, so laichen die Fische schon binnen 24 Stunden. Nach dem Ablaichen werden die Mutterfische wieder in gute, nahrhafte Teiche gebracht, damit sie in anderen Jahren wieder zur Zucht verwendet werden können. Nach etwa 8 Tagen, je nach der Witterung, schlüpfen die jungen Fische aus und werden dann mit einem Kätscher herausgefangen und auf die Brutstreckteiche verteilt. Dort bleiben sie bis zum nächsten Frühjahr und werden dann in die Abwachsteiche gesetzt, die im Herbste abgefischt werden sollen. Nachdem dies geschehen, bleiben diese Teiche, wie erwähnt, ein Jahr trocken liegen und werden gleichzeitig beackert, während die übrigen mit Fischen besetzt werden.

Die Abwachsteiche dienen zur Züchtung von Speisefischen. Da die natürliche Nahrung der Teiche nur ca. 100 bis 150 Pfund für 1 Hektar beträgt, die Teiche aber, um sie vorteilhafter auszunutzen, mit der fünf- bis zehnfachen Zahl Fische besetzt werden, müssen diese nebenher gefüttert werden . Von Mai bis September werden fast täglich 35 bis 40 Zentner Lupinen, Gerste, Axa, Fischmehl, Fischabfälle als Mischfutter verabreicht. Die Zubereitung des Futters geschieht durch Quetsch- und Mischmaschinen, die durch einen Motor angetrieben werden. Wie alle künstlich gemästeten Tiere, nimmt auch der Fisch durch das Kunstfutter an Widerstandsfähigkeit ab. Deshalb werden die Besatzfische fast ausschließlich mit Naturnahrung großgezogen; Kunstfutter erhalten in der Hauptsache nur die zum Verkauf bestimmten Fische.

Die Abfischung geschieht Ende Oktober oder Anfang November und wird innerhalb drei Tagen erledigt. Nachdem die Fische in besonderen Verkaufsbehältern für die Verschickung vorbereitet sind, werden sie in eigens für diesen Zweck hergerichteten Wagen lebend versandt, hauptsächlich nach Hamburg.

Zur Bewirtschaftung der Anlagen stehen dem Fischereiinspektor ein Teichwärter mit drei bis vier Gehilfen zur Verfügung, denen vor allem die tägliche Fütterung obliegt. Zwei Gespanne besorgen die Bearbeitung der Fischteiche, schaffen die Futtermittel herbei, befördern die verkauften Fische zur Bahn u. dgl. mehr. —

So ist denn eine Anlage geschaffen, die bei verhältnismäßig geringen Betriebsmitteln einen hohen jährlichen Ertrag abwirft. Das an sich wertlose Gelände hat auf diese Weise die denkbar beste Verwendung gefunden, und den Nachbargebieten erwächst noch nebenbei der Vorteil, daß die großzügige Bewässerung in weitem Umkreise den Boden mit Feuchtigkeit durchtränkt, so daß dessen Brauchbarkeit als Weide- und Ackerland bereits merklich erhöht ist.

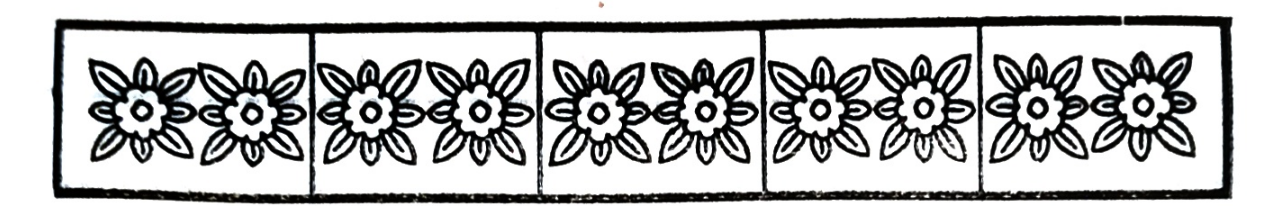
Was aber den Naturfreund noch besonders für die Fischteiche begeistern muß, ist die durch sie bewirkte Verschönerung eines weiten Gebietes. Wo früher ausgedehnte Flächen öden Wehsandes sich dehnten, abwechselnd mit magerem Heideboden und vereinzelten krüppeligen Föhren, da breitet sich jetzt eine liebliche Seenplatte aus, durchsetzt mit üppig wachsenden Kieferpflänzlingen. Man könnte sich mitten in den Seenreichtum des baltischen Land-

rückens versetzt glauben. Wie dort, so reihen sich hier die Gewässer blau und glänzend aneinander. Und wie ruhig, wie einsam, wie abgeschlossen ist die Landschaft! Wundersam stille Inseln werden gebildet, malerisch gelegen, berankt mit Schlingpflanzen verschiedener Art. Wie lieblich ist z. B. das Bild der kleinen Insel inmitten des prächtigen „Helenensees"! Wie es sich für einen See gehört, haben dort die einzelnen Teiche, wenigstens die ansehnlicheren, ihren eigenen Namen.

Ruhig, beinahe reglos sind die Fluten. Fische spielen an der Oberfläche, schnellen empor und schnappen nach Nahrung, um ihre Mahlzeiten reichhaltiger zu gestalten und neben Wasserfloh, Muschelkrebs und Zuckmücke sich eine fette Fliege wohl schmecken zu lassen. Himmelblaue Heidefalter umgaukeln uns, Bienen summen von Blüte zu Blüte, und harmlose Vöglein huschen durch Baum und Gesträuch.

Doch auch hier ist nicht alles reiner Gottesfriede. Weit hinten senkt sich ein Fischreiher herab, stelzt in die Binsen am Uferrand und äugt durchdringend in die Flut, den langen Schnabel wie einen Spieß bereit haltend. Wehe dem harmlosen Fischlein, das sich ihm ahnungslos nähert! Hat man doch in dem Magen eines erlegten Räubers bis zu vierzig etwa 5 cm lange Karpfensetzlinge gefunden. Nicht selten auch treiben auf dem Wasser größere, ein bis zweipfündige Fische umher, durchstochen von dem spitzen Schnabel des gefährlichsten aller Fischfeinde. Doch da ihm jetzt der gesetzliche Schutz entzogen ist, wird seinem räuberischen Treiben wohl bald Einhalt getan werden. — —

Es wird so oft geklagt, daß der Mensch, wenn er zu seinem Nutzen die Natur verändert und bezwingt, gemeiniglich ihre Schönheit vernichtet. Bei den Ahlhorner Fischteichen ist wenigstens einmal das Gegenteil zu verzeichnen. Hier ist hohe Nutzbarmachung mit erheblicher Verschönerung des Landschaftsbildes aufs trefflichste vereinigt. Wer die Gegend früher gekannt hat und sie heute wiedersieht, der wird kaum glauben, daß er auf demselben Fleck Erde steht. Früher die trostloseste Einöde, heute einer der schönsten Punkte unserer Heimat.



Garrel.

„Vier Kolonisten aus Altenoythe haben sich in der Niederung der Aue niedergelassen und Garrel gegründet. Die Grenze zwischen Bösel und Garrel verlief ehemals über das Wasserrad der Aumühle bei Bösel." So die Sage. Tatsächlich bestanden später Beziehungen zwischen Garrel und Altenoythe, indem der Junker Kobrink auf Gut Altenoythe den Zehnten in Garrel bezog. Anfangs soll er nur Anrecht auf jeden sechsten Baum gehabt, später aber den Zehnten gewonnen haben, wie man sagte, mit Hilfe des Besitzers von Lethe. Jedenfalls aber ist Garrel viel früher gegründet worden, als die Kobrinks in Altenoythe ansässig waren. Deshalb können keine Beziehungen zwischen den Rechten der Kobrinks und der Besiedelung Garrels bestanden haben.

Wann sich in Wirklichkeit die ersten Ansiedler in die von Moor und Heide umgrenzte Oase hineingewagt haben, darüber lassen sich keine näheren Angaben machen. Sehr früh wird dies kaum geschehen sein; denn der anmoorige Boden ist feucht, die wenigen höher gelegenen Stellen sind sandig und unfruchtbar, unsere Vorfahren aber liebten trockene, durchlässige Gründe, die genügender Fruchtbarkeit nicht entbehrten. Solange also noch vorteilhaftere Siedlungsmöglichkeiten sich boten, wird man diese Einöde gemieden haben. Doch reicht die Siedlung wahrscheinlich noch in die altheidnische Zeit hinein.

In der Geschichte freilich tritt der Ort erst 1408 auf, also erheblich später, als die meisten anderen Ortschaften unserer Gegend. Die älteste Schreibweise ist Gardele, Gardeloh, ein Name, der soviel bedeutet wie „eingehegter Wald", also etwa einem „Hagen" gleichkommt. Ob hier in altersgrauer Zeit das Jagdgehege eines einheimischen Großen gelegen hat, wer weiß es? Die Tecklenburger Grafen wohnten geraume Zeit auf der Burg zu Altenoythe. Haben sie vielleicht in der Garreler Gegend ausgedehnten Grundbesitz besessen, auf dem sie Waldbau hegten und

der Jagd pflegten? Die Beziehungen Garrels zu Altenoythe wären damit gegeben und die Zehnthörigkeit zum Gute Altenoythe eine naheliegende Folgeerscheinung.

Bis auf den heutigen Tag hat sich die Ueberlieferung von einem ehemaligen Waldreichtum in der Umgebung des Dorfes Garrel erhalten. An der Tatsache eines reichen Holzbestandes in früherer Zeit ist jedenfalls nicht zu zweifeln; schon der Name deutet dies an. Uns will diese Tatsache heute etwas verwunderlich erscheinen. Gibt es doch jetzt kaum eine Gegend im Münsterlande, die mehr des Waldes entbehrt, als gerade jene Gegend. Ja, es wird behauptet, daß dort überhaupt kein Holz gedeiht, und als Ursache der ungewöhnlich hohe Grundwasserstand des Bodens angegeben. Aber waren nicht alle unsere Moore ehemals mit Wald bedeckt! Der Baumwuchs senkt, wenn er in genügender Stärke auftritt, den Grundwasserspiegel, so daß dem Wachstum keine Hindernisse mehr bereitet werden.

Da aber der Wald später ausgerottet wurde, um das Gelände für die Nutzung freizumachen, ist der Holzreichtum nach und nach verschwunden, die Kriege, namentlich der Dreißigjährige Krieg, haben dann die Baumbestände völlig vernichtet. Die Beseitigung der Wälder ist in alten Zeiten vielfach durch Feuer bewirkt worden, wie es in Amerika, Rußland usw. noch heute üblich ist. Westlich von Garrel befindet sich ein kleines Moor. Alles Holz, das daraus hervorgegraben wird, ist angebrannt. Auch Mengen von Holzkohlen kommen beim Torfgraben ans Tageslicht. Nach der Sage soll der hl. Ludgerus den Wald bei einem Südweststurm haben niederbrennen lassen, um die wilden Tiere zu vertreiben.

Die Austrocknung der Oberfläche des Bodens infolge der Entwaldung ist an manchen Stellen so weit vorgeschritten, daß vielfach Wehsande entstanden sind. Nördlich von Garrel liegt der sog. Kammersand; es ist ein alter Wehsand. Was versteht man nun darunter, und wie kommt er zustande? Unter Wehsand versteht man eine Fläche recht trockenen Sandes. Wenn der Sandherd auch anfangs nur klein ist, so weht der Sand bei einigermaßen starkem Winde doch über die benachbarte Heide. Lagert er sich etwas dichter, so erstickt er das Heidekraut und neue Sandflächen entstehen. So kann sich ein Wehsand in 10 bis 20 Jahren unglaub-

lich vergrößern. Der Kammersand war vor 100 Jahren nicht über einen halben Scheffelsaat groß, dabei ganz flach. Später hatte er eine Größe von annähernd 300 Scheffelsaat mit haushohen Sandhügeln, die der Wind zusammengeweht hatte. Wir haben da dieselbe Erscheinung, wie bei der Dünenbildung am Meeresstrande und in den Sandwüsten.

Die Wanderung über einen ausgedehnten Wehsand hat manche Unannehmlichkeiten. Bei stärkerem Winde entsteht ein wahres Sandgestöber, ähnlich einem Schneesturm, nach kurzer Zeit sind Augen, Ohren und Mund mit Sand gefüllt. Die Füße werden in dem glühenden Sande so heiß, daß man eilt hinauszukommen. Auch wirft der Sand die Sonnenstrahlen sehr stark zurück, so daß die Augen davon schmerzen, ganz wie bei einer Wanderung über den Schneefirn oder durch heiße Sandwüsten.

Nicht leicht ist es, eine Sandwehe, die größere Ausdehnung angenommen hat, wieder einzudämmen. Man streut Gras- und Heidesoden hinein, die festwachsen und sich allmählich ausbreiten. Wenn Aufforstung möglich ist, ist dies das beste Abhilfsmittel. Aber in dem losen Sande gedeihen Anpflanzungen nicht leicht. Dazu kam früher, daß die Schafe das Wachstum der Pflänzlinge verhinderten. Es blieb dann nichts übrig, als die Fläche einzufriedigen und jedes Weiden innerhalb der Einfriedigung aufs strengste zu verbieten. Auch der Kammersand ist nur durch das Eingreifen der Behörde, die nicht selten mit harten Strafen die Beobachtung ihrer Anordnungen erzwingen mußte, eingedämmt worden, so daß er jetzt schon seit Jahrzehnten seinen Charakter als eigentlicher Wehsand verloren hat.

* * *

Die Nachkommen der ersten Ansiedler, die alten Vollerben, wohnten bis in die jüngste Zeit hinein, wie in einem geschlossenen Stadtwesen, längst der Dorfstraße nahe beieinander, fast möchte man sagen, aufeinander. Die Lage der alten Vollerbenhöfe zeigt den Platz und den Umfang des ehemaligen kleinen Dorfes an.

Die Abgeschlossenheit des Ortes und die weite Entfernung von anderen menschlichen Niederlassungen haben bewirkt, daß sich die Sitten, Einrichtungen und vor allem die wirtschaftlichen Verhältnisse der alten Zeit hier länger erhalten haben, als in anderen Gegenden; bis in die jüngere Zeit hinein lebten und wirtschafteten

die Garreler, wie unsere Altvordern es getan hatten. Ackerbau wurde wenig betrieben, nur das notwendige Brotgetreide auf dem Esch angebaut, in den Wiesengründen an der Aue die erforderlichen Heuvorräte für den Winter gewonnen, im übrigen aber nur Viehzucht betrieben, und zwar in der Form der uneingeschränkten freien Weide auf den gemeinsamen, ungeteilten Markengründen. Gegenüber der weit ausgedehnten Gemeinheit verschwand der Privatbesitz. Der einzelne Bauer besaß nur wenig Ackerflächen, Gartenländereien und Wiesengrund, alles andere gehörte zur gemeinsamen Mark.

Dabei war diese gegen die Nachbarorte fast nirgendwo genau abgegrenzt. Die Bewohner von Bösel, Varrelbusch, Resthausen, Bethen usw. weideten bis in die Nähe Garrels, und der Garreler Schäfer ließ seine Herden bis Bethen und Bösel streifen. In alter Zeit, als die Bevölkerung spärlich und Weide in Ueberfluß vorhanden war, hatte man seine Ansprüche nicht ängstlich gewahrt, daraus hatte sich ein Gewohnheitsrecht herausgebildet, so daß es immer schwieriger wurde, genaue Grenzlinien zu ziehen. Dieser Zustand mußte naturgemäß in späterer Zeit, als die Bevölkerung dichter und damit der Grund und Boden knapper und wertvoller wurde, zu vielen Streitigkeiten Anlaß geben. Zahlreiche Beispiele von Zank und Reibereien, die nicht selten zu ernsten Zusammenstößen führten, sind überliefert worden und leben noch jetzt in der Erinnerung der Nachkommen. Auf die Spitze aber mußte der Streit getrieben werden, als endlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Markenteilungen durchgeführt werden sollten. Es war ein überaus hartes Stück Arbeit, die gegensätzlichen Ansprüche auszugleichen, eine Arbeit, die den beteiligten Beamten ungewöhnliche Scherereien brachte und auch die Gemüter der Dorfbewohner jahrzehntelang in Spannung hielt. Wie vor allem die Garreler unter Führung ihres Gemeindevorstehers sich bemühten, ihre Rechte zu wahren, ist in Band V, S. 101 ff. näher besprochen worden.

Aber nicht nur mit den Bewohnern der Nachbardörfer war mancher Strauß auszufechten, auch innerhalb der Dorfschaft bot der Gemeinbesitz Anlaß genug zu Streit und Hader. Damit die Zahl der Teilnehmer an der gemeinsamen Mark nicht zu groß werde, bestand hier, wie überall, die Bestimmung, daß nach dem Tode des Vaters nur ein Sohn als anteilberechtigt an die Stelle

des Vaters treten konnte. Für die abgehenden Söhne war damit eine schwierige Lage geschaffen. Einigen mochte es gelingen, in eine andere Stelle hineinzuheiraten, andere blieben vielleicht unverheiratet auf dem Hofe wohnen und halfen ihrem Bruder bei der Arbeit, wieder andere verließen den Geburtsort, um anderswo Arbeit und Unterhalt zu suchen, aber es gab auch sehr viele, die in der Heimat zu bleiben und sich hier selbständig zu machen trachteten. Wie unangenehm die Verhältnisse werden können, wenn jemand heiraten will und „kin Hüsung" erlangen kann, wissen wir ja aus manchen ergreifenden Schilderungen; auch die Gegenwart mit ihrer Siedlungsnot führt uns manche unliebsame Beispiele vor Augen. Aber in Garrel, wo es fast keinen Privatbesitz gab und somit auch kaum Grund und Boden käuflich war, hat dieser Zustand durch Jahrhunderte bestanden.

Zuweilen mochte es einem Wohnungsuchenden glücken, die Erlaubnis zur Ansiedlung auf dem gemeinsamen Weidegrund zu erhalten. Nicht selten auch, besonders in unruhigen Zeiten, wo die bestehende Ordnung erschüttert war, ist versucht worden, ohne Zustimmung der Berechtigten sich auf Markengründen anzusiedeln. Manchmal mag es gelungen sein, unbehelligt durchzuschlüpfen, es ist aber auch mehr als einmal vorgekommen, daß der Bau gewaltsam verhindert, oder, wenn er schon errichtet war, bei Nacht und Nebel dem Erdboden gleichgemacht wurde.

Auch Teilungen der Bauernstellen unter zwei oder mehrere Erben als ein Aushilfsmittel, die jüngeren Söhne unterzubringen, sind in Garrel wegen der dort bestehenden Verhältnisse naturgemäß viel öfters vorgekommen, als in anderen Gegenden. Zählte man z. B. im Jahre 1771 noch 17 Vollerben, so 1874 nur noch neun: Meier, Behrens, Abeln, Tebben, Osterloh, Rickwärtz, Tapken, Elsen und Otten. Wenn solche Teilungen auch rechtlich nicht zu verhindern waren, so wurden sie von den übrigen Markgenossen doch ungern gesehen. Denn wenn die Erben auch zusammen keinen größeren Anteil an der Mark gewannen, als der Vater bisher besessen hatte, sie vielmehr in Zukunft nur als ½ oder ⅓ Erben in der Mark berechtigt waren, so lag doch die Gefahr nahe, man kann sogar sagen, es kam von selbst dahin, daß die zwei oder drei Familien größere Ansprüche an die Markennutzung stellten, als es bisher die eine Familie getan hatte.

Dies gilt zunächst von der Viehhaltung. Wenn auch die Erben nicht mehr Vieh in die Mark treiben sollten, als der Hof es bisher getan hatte, so ist es ganz selbstverständlich, daß im Laufe der Jahre diese Bestimmung übertreten und nach und nach größere Herden beschafft und geweidet wurden. Alle Aufsicht und Ueberwachung, selbst wenn diese streng durchgeführt worden wäre, reichte da nicht aus. Höchstens hätte die Regierung durch ihre Beamten diese Aufsicht ordnungsgemäß handhaben können; diese aber kümmerte sich nicht darum. Die Ortsbehörden aber waren dazu schwerlich imstande, auch nicht immer gewillt. Es waren so viele verwandtschaftliche und nachbarliche Rücksichten zu nehmen, daß die festgesetzten Bestimmungen nie ordnungsgemäß durchgeführt worden sind.

Dazu kamen noch die weiteren Nutzungsarten der Mark als da waren: Streuentnahme, Heidemähen, Plaggenschlagen, Schollenstechen, Torfgraben usw. Auch durch solche Verrichtungen wurde der Wert des Gemeinbesitzes nicht wenig beeinträchtigt. Je mehr Ansiedler dazukamen, desto stärker schrumpfte der Besitz der wirklich Markenberechtigten dahin. Also nicht der unmittelbare Verlust an Grund und Boden trieb zu Abwehrmaßnahmen gegen Neuansiedelungen, diese spielte vielmehr eine nebensächliche Rolle, wohl aber die unausbleiblichen Folgeerscheinungen der ständig sich mehrenden Neugründungen.

Den Hinderungsmaßregeln war aber nur selten ein voller Erfolg beschieden, und das nicht zum wenigsten auch aus dem Grunde, weil die Behörden in den Reibereien zwischen Alteingesessenen und Neubauern fast immer auf die Seite der letzteren traten. Die Regierung suchte aus Gründen der Volkswirtschaft die Niederlassung von Neusiedlern zu fördern und ergriff schon deswegen deren Partei. Sowohl in münsterscher als auch in oldenburgischer Zeit arbeiteten die weltlichen Behörden ununterbrochen dahin, durch stärkere Besiedelung die Markengründe besser auszunutzen und der Kultur zu erschließen. Deshalb schützte sie die Anbauer und regte die Markengenossen an, durch Verkauf von Markengrund Gemeindesteuern, Schatzleistungen, Einquartierungslasten und dgl. zu bestreiten.

Wenn nun die Alteingesessenen zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß sie entgegen den Bestrebungen des in Cloppenburg an-

sässigen Markmeisters und der sonstigen Behörden in ihrem Streite gegen die Eindringlinge den kürzeren ziehen müßten, dann ließen sie sich nicht selten, nachdem den Gerichten und Advokaten genug Kosten zugeflossen waren, auf eine Uebereinkunft ein. Willoh führt in seiner Geschichte der Pfarrei Garrel den Wortlaut eines solchen Vergleichs aus dem Jahre 1746 an, der als Beispiel hier mitgeteilt werden mag:

„Es erschienen die Vollerben, erbeingesessenen Kötter zu Garrel: Heinrich Meier, Johann Thoben, Heinrich Abeln, Hermann Berens, Dietrich Riquarts, Johann Tebben, Bernhard Osterloh, Gerd Högemann, Johann Schöning, Meinert Wendeln, Heinrich Tapken, Dirk Elsen, Johann Otten, Johann Deeken, Heinrich Meiners, Thobe Drees; sodann Bernd Schulte und Heinrich Elsen als Halbkötter; ferner Johann Penning, Gerd Dellwisch, Lambert Meyer, Bernd Tangemann, Johann Voß, Bernd Schöning als Brinksitzer; Wittib Timmermann, Heinrich Kemper, Johann Elsen, Dirk Nienaber, Wittib Dirk Wendeln, Catharina Osterloh, Wittib Abel Gerd Riquarts, Wittib Heinrich Tebben, Wittib Johann Stratmann, Heinrich Dellwisch, Hermann Göttken, Johann Abeln, Johann Tabken, Abel Rolfes, Bernd Dellwisch, Abel Fangmann genannt Högemann, Wittib Riquarts-Otten genannt Neuhaus und Gerd Meier als Anbäuerlinge und machten folgenden Vertrag: Da die Anbäuerlinge mit der Zeit ihre Häuser in der Mark angelegt und daraus Prozesse und Kosten entstanden sind, so wollen sich alle jetzt gütlich vergleichen dahin: 1. Die beiden Halbkötter Schulte und Elsen leisten in Gemeinheitssachen und Kosten jeder die Hälfte eines Vollbauern. — 2. Die sechs Brinksitzer werden zu ⅓ Erben angesetzt, die 18 Anbäuerlinge je zu ⅙ Erben und tragen danach ⅓ oder ⅙ Theil der Dorfslasten. — 3. Die Anbäuerlinge dürfen an Kühen in die Weide treiben den sechsten Theil gegen den vollen Kötter, dagegen jeder nur 60 Schafe halten und je drei nur einen Schafkoven besitzen, also 180 Schafe für einen Koven. — 4. Es sollen die 18 Anbäuerlinge dem Pastor zu Krapendorf den 6. Theil gegen einen Erbkötter geben (betrug in letzter Zeit 6 Grote). — 5. Es sollen dieselben den für jetzo haltenden Geistlichen, wenn die Reihe an ihn kommt, halten und das Quartier geben. — Es müßten die 18 Anbäuerlinge behufs Benutzung der Weide in der Rent-

meisterei zu Cloppenburg im Mai zum Maischatz 7 Schillinge geben. — 7. Es müßten die auf den Häusern bestandenen Canons, die von uralten Zeiten her bestehen, auf alle übergehen.

Sic actum Garrell in des Frohn Riquarts Hause.

Schippmann, Notarius."

Es konnte nicht ausbleiben, daß die unter 3 getroffene Bestimmung bald wieder zu neuen Streitigkeiten und Prozessen führte; die „Anbäuerlinge" hielten sich natürlich nicht an die festgesetzte Zahl, sondern trieben so viel Vieh in die Mark, wie ihnen gut schien oder ihre wirtschaftliche Lage es ihnen gestattete. Auch hörten weitere Siedelungen keineswegs auf, wie spätere „Vergleiche" ähnlicher Art dartun. So sind denn im Laufe der Zeit rings um das ursprüngliche Dorf alle die neuen Teile entstanden, die noch jetzt ihre eigenen Namen führen, wie Dannenkamp, Kreienborg, Zuckergrund, Kaiforth, Hinter dem Moore, Hinter dem Esch, Hinter der Marsch usw. Immer größer wurde die Zahl der Teilnehmer an der Mark, immer zahlreicher die Viehherden, die auf Markengründen weideten.

Solange reicher Holzbestand vorhanden gewesen war, hatten zahlreiche Rinderherden das nötige Futter gefunden, in dem Maße aber, wie der Wald dahin schwand, verödete die Gegend. Der Grasreichtum hörte auf, endlose Heideflächen dehnten sich aus und boten schließlich nur mehr den Schafen genügend Nahrung. So kennt die spätere Zeit (etwa seit dem Dreißigjährigen Kriege) Garrel nur mehr als eine ausgesprochene Schafgegend, die einen weiten Umkreis mit dem erforderlichen Hammelfleisch versorgte. Aus den Gemeinden, in denen keine Schafzucht mehr betrieben wurde, kamen die Händler alljährlich nach Garrel, um den nötigen Bedarf an Schlachttieren einzukaufen.

Die fast ausschließliche Beschäftigung mit Viehzucht, die an erster Stelle auf Weidewirtschaft sich stützte, brachte für einen großen Teil der Bewohner eine Art Nomadenleben mit sich, das auf Sitte und Sittlichkeit keinen guten Einfluß ausübte. Der halbe Müßiggang war mancher Laster Anfang. Regelrechte Arbeit, wie der Ackerbau sie erfordert, kannte man nicht. „Erst in später Vormittagsstunde begann das Tagewerk. Um zehn Uhr, nach eingenommenen Morgenimbiß, trat man vors Haus, sah sich nach dem Wetter um und traf dann Anstalten, die Schafe aus ihren Ställen

zu lassen. Spät am Abende fand die Rückkehr aus dem Felde statt. Im Freien hatten die Schäfer ein müßiges Leben geführt, nach der Zuhausekunft wurde dies müßige Leben bei nächtlichen Gelagen fortgesetzt. Jung und alt versammelte sich in bestimmten Häusern, die Branntweinflasche machte die Runde, und unter Unziemlichkeiten und Roheiten wurde die Nacht verbracht. Schlimm sollen nach Versicherungen alter Leute die Excesse zu Fastnacht gewesen sein." So schildert ein genauer Kenner, der selbst jahrelang in Garrel gewohnt hat, die früheren Verhältnisse. Die Schäfer haben nirgendwo in gutem Rufe gestanden; ihre Beschäftigung und Lebensweise führte eben leicht zu Abschweifungen von der geordneten Lebensbahn. Besonders schlimm mußte sich dies in Garrel auswirken, wo die Schäfer eine so außerordentlich bedeutende Rolle spielten. Am verhängnisvollsten war das Fehlen der regelrechten, die ganze Menschenkraft erfassenden Tätigkeit und die Gewöhnung an unregelmäßige Lebensführung. Ein geordnetes Leben im Familienkreise, Pünktlichkeit, regelrechte angestrengte Tätigkeit war den Männern unbekannt, die den ganzen Tag auf der Heide herumlungerten und dort Stunde um Stunde verschliefen oder verdösten. Deshalb verspürten sie des Abends kein Verlangen nach erquickender Ruhe, wie der Mensch, der den ganzen Tag in fleißiger Arbeit ununterbrochen tätig gewesen ist. Und daß von einer Jugend, die in solchen Verhältnissen aufgewachsen war, nichts Anderes erwartet werden konnte, als daß sie in die Spuren der Väter trat, liegt auf der Hand.

Das Fehlen eines geordneten Arbeitssinnes und die Notwendigkeit, mit der Viehzucht Viehhandel zu verbinden, weil darin die einzige Einnahmequelle bestand, hat in den Bewohnern Garrels jenen Handelsgeist großgezogen, der in den Nachkommen bis zum heutigen Tage weiterlebt. Auf allen Märkten weit und breit sind Leute aus Garrel zu finden. Besonders nach Oldenburg findet ein reger Verkehr statt. Mag auch der heutige Garreler noch gerade kein Freund des Frühaufstehens sein, findet in Oldenburg Wochenmarkt statt, dann rollt, während noch tiefe Nacht die Erde bedeckt, Gefährt um Gefährt, vollgepfropft mit Menschen, der sechs Stunden entfernten Hauptstandt zu. Daß gerade viele Vorteile aus dieser Gewohnheit entspringen, wird niemand behaupten wollen.

Im übrigen haben die veränderten Verhältnisse der jüngeren Zeit, vor allem die Aufhebung des Gemeinbesitzes, die alten Mißstände mehr und mehr schwinden lassen. Das Tertiagesetz hat der ehemaligen Markengenossenschaft den Todesstoß versetzt. Das freie Weiden der Schafherden hörte nach und nach auf, und damit schwand die ausschließliche Vorherrschaft der Schafwirtschaft allmählich dahin. Weite Strecken aus der Mark wurden veräußert, so noch in den 60er Jahren in unmittelbarer Nähe des Dorfes, um die Kosten des Kirchenneubaues zu bestreiten. Der Ackerbau nahm immer größere Ausdehnung an, wurde bald zur Hauptbeschäftigung und kam zur fast ausschließlichen Herrschaft, als im Jahre 1890 die Markenteilung vollständig durchgeführt wurde. Größere Schafherden sind seit längerem eine Seltenheit geworden.

Damit haben sich auch Sitte und Lebensgewohnheiten der Garreler immer mehr denen der Nachbarorte angepaßt, wenn auch kleine Abweichungen noch heute bemerkbar sind. Der ererbte Handelsgeist z. B. wird wohl noch nicht so bald verschwinden.

Auch der Aberglaube, ein unzertrennliches Merkmal des Schäfertums, war bis vor kurzem in Garrel noch ziemlich stark verbreitet. Brachen Krankheiten unter der Viehherde aus, so nahm man nur zu gern seine Zuflucht zu allerlei Zaubermitteln, besonders zu kräftigen Segenssprüchen, die nach Ansicht der Leute um so wirksamer waren, wenn sie von einem Geistlichen ausgesprochen wurden. Freilich nicht jeder Geistliche verfügte über magische Kräfte und Kenntnisse, sondern nur der, der die „schwarze Kunst" besonders erlernt hatte. In Garrel geriet der Vikar Willoh, wie er selbst zu erzählen pflegte, in den Ruf, ein Schwarzkünstler von besonderer Fähigkeit zu sein. Ein benachbarter Pfarrer, der in ähnlichen Sachen viel aufgesucht wurde, hatte, um sich selbst die Leute vom Halse zu halten, scherzweise auf ihn verwiesen. Damit war sein Ruhm begründet. Vikar Willoh, davon wenig erbaut, suchte die Besucher abzuweisen und aufzuklären, aber alles Reden gegen den Aberglauben hatte nur den Erfolg, daß die Leute um so fester an seine Kunst glaubten. Einst war das Kind eines benachbarten Kaufmanns in Weinkrämpfe verfallen. Der Vikar wurde zu einem Besuche eingeladen, ohne jedoch mit dem Zwecke bekannt gemacht zu werden. Nichtsahnend betrat er das Haus und näherte sich zufällig der Wiege. In demselben Augenblicke war das Kind, wohl über den ungewohnten Anblick



Garrel, Inneres eines Bauernhauses

Phot.: Engels-Cloppenburg

betroffen, ruhig und verhielt sich auch in der Folge still. Seitdem war seine Fähigkeit bei allen eine ausgemachte Tatsache, auch bei denen, die bisher noch gezweifelt hatten. Der Vikar hatte in der Folgezeit noch viel mehr Zulauf und mußte sich, da alles Reden fruchtlos war, so gut es ging, damit abzufinden suchen. Selbst nachdem er Garrel verlassen und nach Vechta übergesiedelt war, wurde er noch gelegentlich von Leuten aus der Garreler Gegend in den genannten Angelegenheiten aufgesucht. —

Der freiheitliche Sinn der Garreler Bevölkerung hängt wohl auch zum Teil damit zusammen, daß jede Art Hörigkeit dort von altersher fast ganz unbekannt gewesen ist; selbst das Heuerlingswesen hat nie Verbreitung gefunden. Von den Bauernstellen waren nur zwei unfrei, der Meierhof und die Berens Stelle.

Ersterer war dem Junker Kobrink auf Altenoythe eigenhörig und hatte die üblichen Verpflichtungen zu leisten. Der Wehrfester mußte Auffahrt und Sterbegeld zahlen, durfte kein Nutzholz fällen, hatte zu Martini 3 Malter 3 Scheffel Roggen und zu Johanni 53⅓ Pfund Butter zu liefern, Hand- und Spanndienste zu leisten, zwei Tage Torf zu graben, den Zehnten einfahren zu helfen, jährlich zwei kurze und zwei lange Fuhren zu verrichten, die gutsherrlichen Jäger zu verpflegen, von Mai bis Jacobi einen Jagdhund zu füttern und dgl. mehr. — Der Hof Berens war ein sogenanntes Pfefferlehn, dem Gräflichen Hause Oldenburg von uralten Zeiten eigenhörig. Nur ein Sohn konnte belehnt werden, nicht eine Tochter. An Abgaben waren bloß zur Auffahrt zwei Pfund Pfeffer zu entrichten, weitere Leistungen bestanden nicht. Der Vorgänger des Berens hieß Hillemann; dieser war 1479 in den Besitz gelangt.

Der Garreler Zehnten war mit dem Aussterben der Familie Kobrink an Daren gefallen. Im Jahre 1742 erhob von Elmendorf auf Füchtel infolge einer Erbstreitigkeit mit von Frydag auf Daren Ansprüche auf den Garreler Zehnten, und als am 8. August 1743 von Frydag den Zehnten einziehen wollte, erschienen auch die Söhne des Freiherrn von Elmendorf, von denen der eine Domherr zu Lübeck und der andere Leutnant im von Nagelschen Regimente war, in Garrel, um den Zehnten zu beanspruchen. Die Bauern aber ergriffen Partei für von Frydag, zogen die Sturmglocke, und die Söhne des Herrn von Elmendorf mußten unver-

richteter Sache abziehen. Nach längeren Verhandlungen ist schließlich von Frydag in dem Besitze bestätigt worden. — Die Ablösung des Zehnten erfolgte 1812 unter der französischen Herrschaft. Die Eingesessenen Garrels mußten 21 000 Rtr. Gold an von Frydag und 1000 Rtr. an die französische Behörde für den auf von Frydag ausgeübten Druck bezahlen. — —

Wenn es um die sittlichen Zustände in Garrel früher nicht sonderlich gut bestellt war, so mag, außer den angeführten Gründen, auch der Umstand mit daran schuld gewesen sein, daß die kirchlichen Verhältnisse dort sehr im argen lagen. Wohl besaß der Ort seit den frühesten christlichen Zeiten ein Gotteshaus, aber es war kein ständiger Geistlicher daran angestellt, sondern es wurde nur einige Male im Jahre, anscheinend einmal im Monate, darin Gottesdienst durch den Krapendorfer Pastor abgehalten. Garrel stand also auf derselben Stufe mit Sevelten, Elsten, Bühren usw., die als sog. Außenstationen betrachtet wurden mit einmaligem Gottesdienst im Monate, wie es heute bei vielen Diasporagemeinden und Missionsstationen noch der Fall ist. Diese Kapellenbezirke waren zu klein und zu wenig wohlhabend, um einen eigenen Seelsorger zu unterhalten, vielleicht auch fehlte es an Geistlichen, um alle diese Stellen ständig zu besetzen. Für Garrel kam nun noch als besonderer Mißstand die weite Entfernung (reichlich 2½ St.) von der Pfarrkirche hinzu. Die Seelsorge, die dort ausgeübt werden konnte, mußte sich naturgemäß in sehr engen Grenzen halten und reichte nicht aus, die Garreler immer auf dem rechten Wege zu halten, zumal die wirtschaftlichen Verhältnisse des Ortes ihnen, wie wir sahen, manche sittliche Gefahren bereiteten.

Für seine Bemühungen mußten die Garreler dem Krapendorfer Pastor jährlich vier Fuder Heu verabfolgen, eine Verpflichtung, der die Bewohner nach dem Zeugnisse der Pastöre immer mit rühmenswerter Pünktlichkeit nachgekommen sind. Neben der Schafzucht war die Heugewinnung eine der wichtigsten Einnahmequellen der Eingesessenen. Dabei ist das Garreler Heu von jeher hoch bewertet worden. Der Preis war durchschnittlich um 2 Mk. höher als sonstiges Heugewächs.

Hatte der monatliche Gottesdienst im Mittelalter wahrscheinlich (genaue Nachrichten darüber fehlen) in Messe und Predigt

bestanden, so blieb in der lutherischen Zeit (1556—1614) nur die Predigt übrig. Außerdem kam der protestantische Prediger am Gründonnerstage jeden Jahres zur Spendung des Abendmahles nach Garrel, wofür ihm noch im besonderen ein Schilling verabreicht wurde. Die weite Entfernung von der Pfarrkirche machte diese Einrichtung notwendig, um allen denen, die den weiten Weg nach Krapendorf nicht machen konnten, den Empfang des Abendmahles zu ermöglichen.

Zum Zwecke der Abendmahlspendung ließen die Garreler einen eigenen Kelch anfertigen, der am Fuße die Inschrift trägt: Hic colix anno domini 1597 communi sumptu virorum in Garll factus (Dieser Kelch ist im Jahre des Herrn 1597 auf gemeinsame Kosten der Bewohner Garrels angefertigt.) Man hat aus dem Umstande, daß ein Kelch beschafft wurde, schließen wollen, in dem abgelegenen Orte Garrel sei in der protestantischen Zeit der Katholizismus erhalten geblieben. Dem ist aber nicht so. Muß es schon an sich für ausgeschlossen gelten, daß unter den damaligen Zeitverhältnissen ein einziger Ort den alten Glauben bewahrt hätte, wo die ganze Umgegend lutherisch geworden war, so verriet schon die eigenartige Form des Kelches, daß es sich nicht um einen Meßkelch, sondern um einen Abendmahlskelch handelte. Erst nach der Wiedereinführung des Katholizismus hat Pastor Covers im Jahre 1655 den Kelch zu einem Meßkelch umformen lassen.

Mit der Rückkehr zum Katholizismus wurde auch in Garrel der katholische Gottesdienst wieder eingeführt, aber da keine sichere Kunde mehr vorhanden war, in welcher Form der Gottesdienst vor der lutherischen Zeit stattgefunden hatte, blieb es auch nach Wiederherstellung des Katholizismus zunächst bei der durch den Protestantismus eingeführten allmonatlichen Predigt. Ueberhaupt wird es in der Folgezeit vorerst um die Abhaltung des Gottesdienstes nicht besonders gut bestellt gewesen sein. Zunächst brausten die Stürme des Dreißigjährigen Krieges durch die Lande. Die Krapendorfer Pastöre mußten wiederholt flüchten. Zudem mußten sie bei der allgemeinen Verwilderung und Verarmung und dem Mangel an Geistlichen auch noch die Pfarren Molbergen und Markhausen, die ihre Seelsorger verloren und keine neuen erhalten hatten, auch nicht unterhalten konnten, so gut es ging mitversorgen. Daß sie sich da um Garrel nicht viel kümmern

konnten, liegt auf der Hand. In dieser Zeit vor allem wird in Garrel die große Sittenverwilderung eingerissen sein, die später so oft beklagt wird und so schwer auszurotten war.

Als im Jahre 1651 der Kardinalbischof Franz Wilhelm persönlich in Cloppenburg verweilte, wandte er auch Garrel seine Aufmerksamkeit zu. Es wurde bestimmt, daß außer der zwölfmaligen Predigt viermal im Jahre in der Garreler Kapelle das Meßopfer gefeiert werden solle, um den Leuten, die nicht die Pfarrkirche aufsuchen konnten, Gelegenheit zu geben, wenigstens einige Male im Jahre eine Messe zu hören und die Sakramente zu empfangen. Die Feier der Messe fand jedesmal in der Woche vor den vier Hochzeiten statt an einem vom Pastor bestimmten Wochentage. Die zur Darbringung des Meßopfers erforderlichen Gegenstände mußten von Cloppenburg mitgebracht werden, außer dem Kelche, der, wie erwähnt, umgearbeitet wurde, um als Meßkelch benutzt werden zu können. Für den vermehrten Gottesdienst mußten die Garreler noch einen besonderen Pröven entrichten, außer den vier Fuder Heu, die als Entgelt für die zwölf Predigten galten. Es ist bezeichnend für die Gesinnungsart der Garreler, daß sie, wie der Pastor bemerkt, mit dem Pröven sorgsam zurückhielten, bis der Pfarrer seinen Verpflichtungen nachgekommen war; dann freilich, aber keinen Augenblick früher, lieferten sie ihn pünktlich ab.

Ueber den Beichtpröven, der heute nur noch vereinzelt besteht, früher aber überall gegeben wurde, berichtet der Pastor: „Beim Beichten geben sie jeder zwei Eier, nicht mehr und nicht weniger." Der Pastor muß also wohl einen großen Eierkorb neben dem Beichtstuhle aufgestellt haben.

Außer dem genannten Gottesdienste fand später (wenigstens seit 1669) auch noch eine besondere Feier zu Ehren des Kirchenpatrons, des hl. Johannes des Täufers, statt, wo der Pfarerr erschien und ohne Zweifel auch Gottesdienst abhielt. Die Garreler mußten an diesem Tage den Pastor und den Küster zu Tisch laden, wozu sie sonst nicht verpflichtet waren. Sie konnten sich aber von der Verpflichtung freikaufen, wenn sie den Pastor nach Uebereinkunft entschädigten und dem Küster zwei Pfund Butter gaben. —

Ueber die alte Kapelle wird wenig gesagt. Es war ein ärmliches Fachwerkgebäude, an dem man zwei Bauperioden unterscheiden konnte. Der ältere Teil, sieben Fachwerke umfassend, bildete die alte Kapelle, wie sie bis zum Jahre 1697 bestanden hatte. In diesem Jahre war sie vergrößert worden, so daß sie später, nachdem noch 1710 ein Portal angebaut war, im ganzen eine Länge von 50 Fuß und eine Breite von 22 Fuß aufwies. Sie war zum Preise von 1000 Rtl. bei der Brandkasse versichert. Zum Vergrößerungsbau hatten anscheinend Gottfried Düvell, hochfürstlich münsterscher Richter zu Friesoythe, Adolf Boldewin, Herr von Steding zu Stedingsmühlen und Mesenburg, und H. Bothe, Richter zu Cloppenburg, beigetragen, da deren Wappen mit entsprechenden Inschriften in den Fenstern angebracht waren.

Im Dreißigjährigen Kriege scheint die Kapelle nicht besonders gelitten zu haben, während sonst fast überall die Kapellen, soweit sie aus Fachwerk bestanden, zerstört worden sind. Ueberhaupt erfahren wir über Plünderungen und Zerstörungen in Garrel durch die Kriegswirren wenig. Wahrscheinlich hat die Abgeschiedenheit dem Orte zum Vorteile gereicht.

Die einzige kleine Glocke, die sich in der Kapelle vorfand und die in die neue Kirche mit hinübergenommen worden ist, stammt aus dem Jahre 1652. Sie war von dem Lotheringer Glockengießer Baulard gegossen, der unter anderen auch für die Barßeler Kirche eine Glocke geliefert hat. An sonstigen Ausstattungsgegenständen werden 1669 genannt: ein Altarbild des hl. Johannes des Täufers und einige Statuen, und zwar „eine gute der Mutter Gottes und drei häßliche von drei anderen Heiligen."

Nach Fertigstellung der neuen Kirche wurde die alte Kapelle verkauft und, nachdem Portal und Chorapsis entfernt worden waren, zu einem Wohnhause eingerichtet. Als das alte Gebäude vor mehreren Jahren durch einen Neubau ersetzt wurde, fand man an der Stelle, wo ehedem das Kapellenportal gestanden hatte, wenig tief vergraben ein menschliches Skelett. Die Garreler haben sich viel den Kopf darüber zerbrochen, wann und wie es dorthin gelangt sein könnte. Eine befriedigende Lösung ist nicht gefunden worden. —

Der für Garrel so notwendige ständige Gottesdienst an allen Sonn- und Festtagen wurde endlich im Jahre 1674 durch Christoph

Bernhard von Galen angeordnet. Es wurde in Krapendorf ein zweiter Kaplan angestellt mit der Verpflichtung, den sonn- und festtäglichen Gottesdienst in Garrel wahrzunehmen. Dafür wurden ihm, außer freier Wohnung beim Pastoren, 40 Rtl. Gehalt aus Kirchenmitteln, Memorien und anderen Vermächtnissen, bewilligt. Ebensoviel erhielt der Pastor für Wohnung und Beköstigung der Kaplans. An Sonn- und Festtagen mußten die Garreler für Unterkunft und Beköstigung sorgen, welcher Verpflichtung sie in der Form nachkamen, daß sie den Geistlichen abwechselnd beherbergten und beköstigten; auch die „Anbauerlingen" wurden, wie wir sehen, dazu herangezogen.

Seit dieser Zeit ist von dem Krapendorfer Kaplan, zeitweilig auch von Franziskanerpatres aus Vechta oder anderen Geistlichen, des Sonn- und Feiertags Gottesdienst in Garrel abgehalten worden, mit Ausnahme der vier Hochzeiten und des Festes Mariä Geburt. An diesen Tagen sollten alle Mitglieder in der Pfarrkirche erscheinen, eine Bestimmung, die früher für fast alle Kapellenbezirke galt; es sollte dadurch das Gefühl der Zusammengehörigkeit wachgehalten werden. In Garrel wurde später die Abhaltung des Gottesdienstes an den vier Hochzeiten gestattet, nur am Mariä Geburtstage hatte er zu unterbleiben.

Bis zur Auspfarrung 1872 blieb nebenbei noch der zwölfmalige Gottesdienst durch den Krapendorfer Pastoren bestehen, weil der Prövenbezug damit verbunden war.

Von den Krapendorfer Kaplänen, die den Gottesdienst in Garrel wahrgenommen haben, sind noch bekannt ein Bernhard Meyer, gebürtig aus Cloppenburg, ferner Karl Bothe, der später Pfarrer in Salzbergen wurde, und Kaspar Anton Bothe, hernach Kaplan in Kneheim und Pastor in Barßel.

Unter den Franziskanern, die zu Zeiten nach Garrel kamen, nennt die Ueberlieferung vor allem einen P a t e r B e r n d. Er hatte sich für die Nachtzeit einen Schlafraum in der Kapelle unter dem Altare hergerichtet, angeblich weil er kein Geräusch, wie Hähnekrähen und dgl., ertragen konnte. In Wirklichkeit wird ihm das Wohnen in den zum Teil recht dürftigen Häusern mit äußerst mangelhaften Ausstattungen nicht gefallen haben. Und in der Tat muß der jeden Sonntag wechselnde Aufenthalt in den verschiedenen Wohnungen, die damals teilweise kaum mehr als bessere

Erdhütten sein mochten, kaum erträglich gewesen sein. In demselben Raum, der zugleich als Küche, Wohn-, Eß- und Schlafzimmer, möglicherweise auch noch den Haustieren als Aufenthaltsort diente, in irgend einem „Durk", vielleicht im selben Bette mit einem erwachsenen Sohn des Hauses schlafen zu müssen, war nicht jedermanns Sache. Man kann deshalb die Maßnahme des Paters verstehen.

Die geschilderten Verhältnisse und die ständige Bevölkerungszunahme machten die Errichtung einer eigenen Seelsorgestelle für Garrel und den dauernden Aufenthalt des Geistlichen daselbst dringend wünschenswert. Im Jahre 1793 wurde endlich dieser notwendige Schritt getan. Der erste Geistliche, der seinen ständigen Wohnsitz in Garrel nahm, war Kaplan Abel Brinkmann aus Ermke bei Molbergen. Da keine Dienstwohnung vorhanden war, mußte er in einem Privathause Unterkunft suchen; er hat nacheinander bei Rickwärts, Penning und Tapken gewohnt. Als er im März 1810 von einer schweren Krankheit befallen wurde, begab er sich nach Stedingsmühlen, das damals Eigentum des Amtsrentmeisters Mulert aus Cloppenburg war, und starb dort am 30. Mai 1810.

Von März bis Juli genannten Jahres fand in Garrel kein Gottesdienst statt. Die Bewohner suchten in dieser Zeit hauptsächlich die Kapelle in Bösel auf, wo seit 1801 ständiger Gottesdienst abgehalten wurde.

Unterdessen suchten die Garreler einen neuen Geistlichen für ihre Kapelle zu gewinnen. Einen solchen fanden sie in der Person des ehemaligen Franziskanerpaters Robert Kleinemeyer, der 1807 mit päpstlicher Genehmigung aus dem Orden ausgeschieden war und darauf drei Jahre lang die Seelsorgestelle an der Kapelle in Elbergen, Gemeinde Emsbühren, verwaltet hatte. In dem Vertrage, den die Bevollmächtigten der Bauerschaft Garrel, Lübbert Tebben und Tobias Drees, am 1. Juli 1810 mit ihm abschlossen, wurden ihm jährlich 170 Rtr., zahlbar Ostern und Michaeli je die Hälfte, und freie Wohnung in einem zu errichtenden Hause versprochen. Dagegen verpflichtete sich Kleinemeyer, an allen Sonn- und Festtagen Hochamt und Predigt, sowie Nachmittagsgottesdienst, am Himmelfahrtstage die Prozession, in der

Fronleichnamsoktav den Abendsegen und an den Freitagen der Fastenzeit die Fastenandacht zu halten.

Unter welchen Bedingungen die Vorgänger den Gottesdienst in Garrel verrichtet hatten, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich werden mit Kaplan Brinkmann und den Franziskanern in Vechta ähnliche Verträge abgeschlossen worden sein. Jedenfalls steht fest, daß die Dorfbewohner für die Kosten des sonn- und festtäglichen Gottesdienstes stets allein oder fast allein aufgekommen sind. Von den 40 bzw. 80 Rtr., die 1674 für die Seelsorgetätigkeit in Garrel ausgesetzt waren, ist später nie mehr die Rede. Es scheint, daß sie Garrel kaum jemals zugute gekommen sind.

Den Vertrag mit Kleinemeyer genehmigte der Herzog Peter von Oldenburg am 10. September 1810 unter der Bedingung, daß die Kaplaneiwohnung innerhalb eines Jahres erbaut werde. Die kirchliche Behörde trug mehr Bedenken, dem nicht sonderlich beleumundeten ehemaligen Klostergeistlichen die Bestätigung zu erteilen. „Wir können", schrieb man von Münster an den Generaldechanten Haßkamp in Vechta, „aus erheblichen Ursachen uns nicht entschließen, dem Exfranziskaner Kleinemeyer die Seelsorge und zumal in einer entfernten Gegend, wo er isoliert leben muß, anzuvertrauen."

Inzwischen brach die französische Zeit herein und brachte alle Verhandlungen ins Stocken. Die Garreler zögerten in den wirren Zeiten mit dem Bau der Wohnung, zumal die oldenburgische Regierung aufgelöst, der Herzog nach Rußland geflohen war. Kleinemeyer übte indessen die Seelsorge in Garrel weiter aus.

Anfangs hatte er beim Pastor in Krapendorf gewohnt und sich nur für die Sonn- und Feiertage nach Garrel begeben. Da dies lästig war, der Bau des Hauses aber immer weiter hinausgezögert wurde, richtete er sich auf dem Boden der Garreler Schule eine Notwohnung ein, dann baute er sich ein Häuslein an der Stelle, wo sich später der Kartoffelkeller der Pastorat befand.

Beide Wohnungen waren äußerst einfach, ja dürftig eingerichtet, besonders die auf dem Schulboden. Als der damalige Krapendorfer Pastor den Kleinemeyer einstens aufforderte, sich der Schule besonders anzunehmen, damit die Kinder in Religionssachen nicht völlig unwissend aufwüchsen, antwortete dieser, er müsse sich der Schule mehr annehmen, als ihm lieb sei. Er wohne

nämlich auf dem Boden über dem Schulzimmer und könne jedes Wort verstehen, das unten gesprochen würde, könne daher die Schule ganz vorzüglich „überwachen". — Auch die zweite Wohnung in der Ecke des Pastoratsgartens bestand nur aus ein paar Zimmerchen. „Man kann es dem Häuschen auf den ersten Blick ansehen, daß es ein Expater gebaut hat: Die Zimmer sind wahre Klosterzellen", heißt es in einem Berichte.

Als nach dem Sturze Napoleons geordnete Zustände wiederkehrten, machte die oldenburgische Regierung Kleinemeyers Verbleiben in Garrel abhängig von der kirchlichen Bestätigung. Da die Eingesessenen Garrels tatkräftig für ihn eintraten, auch der Pastor von Krapendorf sich für ihn verwandte, wurde er im Sommer 1815 nach Münster geladen und erhielt endlich die nachgesuchte Bestätigung.

Daraufhin baute die Ortschaft ein größeres Haus, die spätere Pfarrwohnung, die Kleinemeyer im Herbst 1818 beziehen konnte.

Bald darauf zeigte es sich, wie richtig die kirchliche Behörde den Kleinemeyer beurteilt hatte, als sie Bedenken trug, ihn zu bestätigen. Kaum hatte er die feste Anstellung erreicht, als er wieder in seine alten Fehler zurückfiel. Seine Lebensführung wurde schließlich derart, daß sich seine Entfernung nicht mehr umgehen ließ. Auf einen Bericht des Dechanten Beckering in Lastrup von Mai 1828 sprach die geistliche Behörde unter dem 16. September desselben Jahres seine Absetzung aus. Der Kaplan Pohlmann und der Hilfsgeistliche Timme, beide in Krapendorf, wurden einstweilen mit der Wahrnehmung des Gottesdienstes in Garrel beauftragt. Im Dezember 1828 wurde Kleinemeyer aufgefordert, die Kaplaneiwohnung zu räumen. Durch verschiedene Eingaben bei der geistlichen und weltlichen Behörde hatte er gegen seine Entfernung Einspruch erhoben, auch machte er allerlei Entschädigungsansprüche geltend für Anlage des Gartens usw. und forderte von der Bauerschaft Garrel im ganzen 1530 Rtr. 48 Grote zurück. Da der Amtmann in Cloppenburg für ihn eintrat, verschleppte sich die Regelung bis zum Frühjahr 1829. Erst im April 1829 verließ Kleinemeyer Garrel, begab sich nach Nellinghof bei Neuenkirchen und wohnte dort zwei Jahre lang im Hause des Gastwirts Angelbeck. Im Jahre 1831 verlegte er seinen Wohnsitz in die Gemeinde Wardenburg bei Oldenburg, wo er in Oberlethe bzw. Westerholt

sich aufhielt. Hier starb er bereits im folgenden Jahre. Die Eintragung in das Wardenburger Sterberegister lautet (nach Willoh): „Am 15. Februar 1832 ist gestorben und am 20. d. M. auf hiesigem Kirchhof beerdigt Kleinemeyer, Robert, ein kath. Geistlicher, früherhin Mönch im Franziskaner-Kloster zu Vechta, darauf Vice-curatus in Garrel, geboren in Rittberg, Reg.-Bez. Minden, Provinz Westfalen, Königr. Preußen, wohnte nach seiner Entlassung im hiesigen Kirchspiele zu Westerholt." — Bis zu seinem Tode hatte Kleinemeyer als früherer Ordensgeistlicher eine Pension von jährlich 150 Rtr. genossen. —

Nach Kleinemeyers Abgange ist die Seelsorgestelle in Garrel stets von der kirchlichen Behörde ordnungsgemäß besetzt worden. Der erste Nachfolger Gerhard Timme aus Stalförden hat von Mai 1829 bis Mai 1865, wo er starb, 36 Jahre lang, in Garrel gewirkt und durch seine Tatkraft und sein frommes Beispiel der Sittenverwilderung, die während Kleinemeyers Wirksamkeit sich noch zum schlimmeren gewandt hatte, kräftig gesteuert. Außer freier Wohnung und den Erträgnissen aus Garten und Ländereien hatte er 180 Rtr. Gehalt. Da inzwischen die Kolonie Beverbruch entstanden war, erwirkte Kaplan Timme die Genehmigung zur Anlage eines Friedhofes. In der Nähe der alten Kapelle wurde ein größeres Grundstück erworben, das zugleich als Bauplatz für eine neue Kirche in Aussicht genommen ward. Am 29. Januar 1855 wurde der Begräbnisplatz durch Pastor Niemöller aus Cloppenburg eingeweiht.

Als Kaplan Timme im Mai 1865 starb, wollte ihm die dankbare Gemeinde einen Ehrenplatz mitten auf dem neuen Friedhofe einräumen. Aber auf dem Sterbebette hatte der Kaplan dem Küster das Versprechen abgenommen, dafür zu sorgen, daß er auf der äußersten Ecke des Kirchhofes bestattet werde. Er wollte nicht, wie er sagte, daß seine Gebeine beim bevorstehenden Bau der neuen Kirche wieder ausgegraben und nach einer anderen Stelle verlegt werden müßten. Der Küster setzte den Auftrag des Kaplans trotz des Widerstandes der Dorfgenossen durch, und so befindet sich Timmes Grab bis zum heutigen Tage an jener abgelegenen Stelle des Friedhofes.

Kaplan Timme hatte die ganze Zeit seiner Wirksamkeit in Garrel den Wunsch gehegt, den Kirchenneubau in Angriff zu neh-

men, hatte aber aus verschiedenen Gründen sein Vorhaben nicht durchsetzen können. Die meisten Hindernisse waren ihm von dem Pastor Niemöller in Krapendorf bereitet worden, der allen Veränderungen in Garrel, die letzten Endes auf eine Abtrennung dieser Ortschaft von Krapendorf hinzielten, abhold war. Die alten Pastöre zeigten sich früher fast stets als Gegner von Neuerungen, zumal wenn irgend eine Verringerung ihres Machtbereiches und vielleicht auch ihrer Einkünfte damit verbunden war, und haben so manche dringend notwendige Einrichtung jahrzehntelang zu hintertreiben gewußt. Glücklicherweise scheint augenblicklich in dieser Hinsicht ein etwas frischerer Wind zu wehen. In Garrel aber war die Abtrennung von der Mutterpfarre und der Bau einer geräumigen Pfarrkirche so dringend notwendig, wie kaum irgendwo. Die Entfernung von Garrel bis Cloppenburg betrug 13 Kilometer. Es wird geklagt, daß die Leute oft zur Winterszeit den Schnee beiseite schaufeln müßten, um die Leichen nach Cloppenburg bringen zu können. Um 11 Uhr kämen sie dann mit der Leiche dort an, todmüde und nicht selten betrunken kämen sie des Abends nach Hause. Das Gotteshaus in Garrel aber sei viel zu klein, als daß alle dem Gottesdienst andächtig beiwohnen könnten, zumal nur eine Messe dort gelesen werde. Die meisten müßten im Regen und Unwetter draußen stehen. Daß der weite Kirchweg sogar mit Lebensgefahr verbunden war, bestätigt die Erzählung vom eisernen Kreuz am Garreler Wege, wovon Bd. V S. 59 näher die Rede gewesen ist.

Trotzdem konnte erst Timmes Nachfolger J o s e p h N e t e l e r (gest. als Pastor in Lutten) den Neubau durchsetzen. Vielleicht hat der Umstand, daß Garrel im Jahre 1867 zu einer selbständigen politischen Gemeinde erhoben worden war, die Ausführung des langgehegten Planes beschleunigt. Am 23. Sept. 1869 fand die Grundsteinlegung statt, im Herbst 1871 war der Bau fertiggestellt, und am 23. November desselben Jahres konnte das neue Gotteshaus dem Gebrauche übergeben werden. Die feierliche Einweihung durch den Bischof wurde freilich wegen der Kulturkampfswirren erst 14 Jahre später, im Jahre 1885, vollzogen. Die Kosten des Neubaues waren durch freiwillige Beiträge der Eingesessenen und den Erlös aus verkauften Markengründen bestritten worden.

Die neue Kirche, ein einfacher gotischer Backsteinbau ohne besondere Sehenswürdigkeiten, unterscheidet sich in seiner Lage von

den übrigen älteren Gotteshäusern insofern, als der Turm im Osten, das Chor im Westen steht, während sonst in früheren Zeiten strenge darauf gesehen wurde, daß der Eingang im Westen, der Altar im Osten sich befand. Die Abweichung von der bestehenden Regel war für Garrel wünschenswert, um von der Straße aus das Gotteshaus unmittelbar betreten zu können. In neuerer Zeit ist man übrigens aus ähnlichen Gründen von der alten Gewohnheit in mehreren Orten abgewichen (z. B. in Goldenstedt).

Die Erhebung Garrels zu einer selbständigen Pfarre konnte auch Neteler zunächst nicht durchsetzen, das einzige, was erreicht wurde, war, daß der Kapellenbezirk 1867 endlich zu einer eigenen Kapellengemeinde mit dem Rechte einer juristischen Person umgewandelt wurde.

Erst nach längeren Verhandlungen, die sich durch die Jahre 1871 und 1872 hinzogen, wurde die Auspfarrung durchgesetzt, und am 1. Juli 1872 fand die Abtrennung wirklich statt. Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen hatte bereits im 17. Jahrh. den Gedanken verfolgt, Garrel und Bösel zu einer Pfarrgemeinde zu vereinigen; in der französischen Zeit (1810—1813) waren ähnliche Verhandlungen gepflogen worden, aber die Eingesessenen beider Ortschaften hatten sich stets dagegen gesträubt. Vor allem konnte nie eine Einigung darüber erzielt werden, wo die gemeinsame Pfarrkirche errichtet werden solle. Deshalb hat man den Plan, dessen Durchführung auch keineswegs vorteilhaft gewesen wäre, schließlich aufgegeben und an beiden Orten Pfarrkirchen erbaut.

Nachdem zunächst Neteler bis zum 26. August 1873 und nach ihm Vikar Krogmann bis zum 24. Sept. 1874 die neue Pfarre verwaltet hatten, wurde als erster Pastor Arnold Brinkmann im Jahre 1885 eingeführt. —

In jüngerer Zeit hat die Gemeinde durch starken Zuzug weiterer Ansiedler, besonders durch die Anlage der Kolonie Nikolausdorf, sehr an Einwohnerzahl zugenommen. An der Vergrößerung der Gemeinde, vor allem an der Einrichtung von Nikolausdorf, hat der Nachfolger Brinkmanns, Pastor Bernhard Kock, regen Anteil genommen. Diesem tatkräftigen und kenntnisreichen Manne verdankt die Gemeinde Garrel überhaupt außerordentlich viel; die neuere Entwicklung der Gemeinde ist mit seinem Namen aufs engste verknüpft.

Wegen der räumlichen Ausdehnung der Gemeinde wurde bereits im Januar 1871, also noch vor der Auspfarrung, eine eigene Kooperatur in Garrel errichtet, die mit geringen Unterbrechungen bis zum heutigen Tage stets besetzt gewesen ist. Da keine besonderen Stiftungen dafür vorhanden sind, muß die Kirchengemeinde das Einkommen des Hilfsgeistlichen ganz aufbringen.

Unter den vielen jungen Geistlichen, die sich hier, meistens in raschem Wechsel, die ersten Sporen verdient haben, hat Karl Willoh verhältnismäßig lange, nämlich von März 1873 bis 1. Okt. 1878, die Stelle innegehabt. Nachdem er 1878 Seelsorger an den Strafanstalten in Vechta geworden war, hat er sich, soweit es seine Amtstätigkeit zuließ, mit der Erforschung der Heimatgeschichte befaßt. Sein fünfbändiges Werk über die „Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg" ist neben Nieberdings „Geschichte des Niederstifts Münster" das Hauptwerk unserer Heimatliteratur. —

Eine Schule muß in Garrel schon vor 1723 bestanden haben, in welchem Jahre die Schullehrerstelle als unbesetzt bezeichnet wird. 1771 ist Schulmeister ein Johann Luthmann aus Stalförden. Als Overberg 1784 Garrel besuchte, besaß der Ort bereits ein eigenes Schulgebäude. Er berichtet über Garrel: „Das Schulgebäude hat einige Verbesserung nötig. Der Lehrer Luthmann ist vom Generalvikariate vor 32 Jahren angesetzt, 55 Jahre alt, wohnt ungefähr eine halbe Stunde von der Schule. Fleiß und Aufführung werden nicht gerühmt. Er soll sich zuweilen betrinken. Weil er ½ Stunde von der Schule wohnt, so soll er darin auch oft sehr spät kommen."

Nachdem sein Sohn bis 1803 die Schule verwaltet hatte, bemühte sich um die erledigte Stelle ein alter Soldat aus Cloppenburg, der in seinem Gesuche ausführte, er habe Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht zu Cöln zehn Jahre als Dragoner gedient, auch den siebenjährigen Feldzug wider die Franzosen mitgemacht und sich dadurch einen Schaden zugezogen, der ihn zu ferneren Militärdiensten untauglich mache. Dies veranlasse ihn, seine Meldung einzureichen.

Der Kriegsinvalide wurde freilich nicht berücksichtigt, sondern statt seiner ein Schneidermeister aus Molbergen namens Friedrich Diekmann angesetzt, der bis zum Jahre 1837 die Schule verwal-

tete. Sein Sohn und Nachfolger Karl Diekmann (1837—1868) hatte bereits seine Ausbildung auf der Normalschule erhalten. Dessen Nachfolger, Heinrich Gudemann aus Lastrup, wurde in Krankheitsfällen bei Menschen und Vieh gern zur Hilfe herangezogen, ein Umstand, der seiner Lehrtätigkeit nicht gerade zum Vorteile gereichte. — Im Jahre 1856 wurde die Schule zweiklassig; jetzt enthält sie bereits fünf Abteilungen, obwohl nur der Ort Garrel zu dem Schulbezirk gehört, während die entfernteren Ortschaften (Beverbruch, Nikolausdorf, Tweel) ihre eigenen Schulen haben.

Die rasche Zunahme der Bevölkerungszahl wurde in den letzten Jahrzehnten durch die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse noch besonders stark gefördert. Die Eröffnung der Bahnlinie Cloppenburg-Friesoythe zu Anfang dieses Jahrhunderts, der Bau von Chausseeverbindungen nach Varrelbusch-Cloppenburg, Oldenburg, Beverbruch usw. haben den Ort aus seiner früheren Einsamkeit herausgerissen. Weitere Chausseestrecken sollen demnächst ausgebaut werden, so nach Bösel, ferner nach Sage-Großenkneten als Fortsetzung der Teilstrecke Garrel-Beverbruch, sodann über „Amerika" geraden Weges nach Cloppenburg usw.; auch die Pflasterung des „Beverbrucher Dammes", ausgehend von der Staatschaussee Cloppenburg-Ahlhorn, ist in Aussicht genommen.

Der Ort Garrel ist, entsprechend seiner Entstehung, wenig einheitlich gebaut; er besteht aus einer Anzahl mehr oder weniger eng zusammenhängender Häusergruppen, so daß sich ein stark zerrissenes Bild ergibt. Das Fehlen größerer Holzbestände in und bei dem Orte bewirkt ein etwas eintöniges, ödes Aussehen der ganzen Gegend. Besonders bei den Bauernhöfen entbehrt man des schmückenden Baumwuchses, der andere Gegenden so abwechselungsreich und stimmungsvoll macht.

* * *

Unter den zur Gemeinde Garrel gehörigen Ortschaften ist B e v e r b r u c h die älteste. Sie ist im Jahre 1837 entstanden. Bei der Markenteilung wurden für den Staat ca. 8000 Scheffelsaat an der Lethe entlang als Tertia ausgeschieden. Man nannte das Gebiet ursprünglich Letherfeld; weil es aber, zumal längs

der Lethe, etwas moorig ist und der Boden beim Betreten zitterte oder „bewerte“, wie der Volksmund sagt, so entstand der Name Beverbruch. Das Gelände wässert zur Hunte ab, gehört also zum Flußgebiet der Weser, während Garrel im Flußgebiete der Ems liegt; die Heide zwischen Garrel und Beverbruch bildet die Wasserscheide.

Das dem Staate zugefallene Gelände, das etwa acht Kilometer lang und durchschnittlich ein Kilometer breit war, wurde von der Regierung in Abteilungen zu je 200 Scheffelsaat an unternehmungslustige Kolonisten vergeben, die für die ersten zehn Jahre von jeder Abgabe frei waren, dann aber 400 bis 500 Mk. Entschädigung zahlen oder die Summe mit 4 Prozent jährlich verzinsen mußten.

Weil die meisten Ansiedler mittellos waren, wurde ihnen gestattet, zunächst eine Erdhütte als Wohnstätte zu errichten, doch mußten sie sich innerhalb vier Jahren ein Wohnhaus bauen, sonst fiel ihre Besitzung an den Staat zurück. Jedoch ist nur ein Fall bekannt, daß der Placken wegen Nichterfüllung dieser Bedingung wieder eingezogen wurde, und das geschah noch auf Anzeige und Betreiben eines „Freundes“ hin, der die Besitzung für sich gewinnen wollte und auch wirklich später bekam; freilich viel Glück soll er nicht damit gehabt haben.

Die genannten Wohnhütten waren äußerst einfach gehalten. Die Seitenwände wurden aus Erdsoden, die man aufeinander legte, bis zu einer Höhe von 4 bis 5 Fuß aufgezogen. Darauf setzte man einige Sparren, schlug etliche Latten darüber und deckte sie mit Heide oder auch wohl mit Plaggen zu. Den Fußboden bildete die bloße Erde. Meistens wurde noch ein kleines Fenster angebracht, und zum Abzug des Rauches diente ein handgroßes Loch im Dache. Besondere „Zimmer“ gab es nicht, die Menschen hausten mit dem geringen Viehbestande (etlichen Hühnern, ein paar Schweinchen, vielleicht sogar einer Kuh oder einer Ziege) in einem und demselben Raume. Die Türöffnung lag gewöhnlich nach Süden oder Osten und war so niedrig, daß die Leute nur in gebückter Haltung hindurchgelangen konnten.

Ebenso einfach war die Innenausstattung. Auf der einen Seite der Feuerstätte stand das Bett, auf der anderen Seite die Ziege oder die Kuh. In der vorderen Ecke hausten die Schweine

und über der Tür hockten auf dem „Wiemen" die Hühner. Dazu kamen ein kleiner Schrank, ein paar wackelige Stühle, ein gebrechlicher Tisch, einige hölzerne Löffel und sonstige Kleinigkeiten. So konnte man Hütten antreffen, deren gesamtes lebende und tote Inventar nicht über 20 bis 30 Mk. Wert besaß.

Der Bau einer solchen Wohnstätte war bald erledigt; zwei kräftige Arbeiter konnten ihn in zwei Tagen bequem bewerkstelligen, ja, es soll vorgekommen sein, daß morgens noch nichts vorhanden war, daß abends aber bereits der Rauch aus der fertigen Hütte zog, also Errungenschaften, die der gerühmten amerikanischen Fixigkeit mindestens nicht nachstehen.

Wie war es aber möglich, daß Menschen in solchen Wohnstätten leben und gedeihen konnten? Weil die Leute tagsüber meist im Freien weilten und einer gesunden Beschäftigung nachgingen, waren die Folgen im allgemeinen nicht so nachteilig, wie man auf den ersten Blick annehmen sollte. Dazu kam die Gewöhnung. Es wird sogar erzählt, daß die Leute den Aufenthalt in der gemütlich warmen Erdhöhle nicht hätten aufgeben wollen, nachdem sie bereits eine ordentliche Wohnung errichtet hatten.

Jedenfalls aber ist es zu begrüßen, daß die Regierung später den Ansiedlern das Wohnen in Erdhütten untersagt und bei der Anlage der jüngeren Kolonien den Ansiedlern die Mittel zu einem regelrechten Hausbau von vornherein zur Verfügung gestellt hat.

Ueberhaupt ist den Kolonisten in den neueren Siedlungen der Anfang erheblich leichter gemacht worden. Die ersten Bewohner Beverbruchs haben ungeheuer schwere Zeiten durchmachen müssen. Wenn der Boden auch nicht unfruchtbar war, so erforderte doch die mit fußhohem Heidekraut bewachsene Scholle sehr viele Arbeit und eine große Menge Dünger, ehe sie genügende Erträge brachte. An Düngemitteln aber fehlte es den Anbauern, noch mehr aber an Geld und Kredit, um sich das nötige Vieh und die erforderlichen Gerätschaften zu kaufen. Ueberhaupt war die ganze Wirtschaftsart damals noch zu wenig gut entwickelt, um derartige Neukulturen mit Erfolg bearbeiten zu können. Allein schon das Fehlen des so wertvollen Kunstdüngers bedeutete ein schweres Hemmnis. Heute ist die Kolonisation ein Kinderspiel gegen die damalige Zeit.

Ja, die ältesten Bewohner Beverbruchs haben schwere Zeiten durchgemacht. Es kam vor, daß der Vater das Brot drei Stunden weit mit der Schiebkarre herholen mußte und die Kinder ihm von Hunger getrieben stundenweit entgegenliefen, um einen Brocken zu erhaschen, oder daß man Kartoffelschalen und die grünen Hülsen der großen Bohnen kochte und aß, weil man nichts anderes hatte. Ein alter Ansiedler, der bei seinem Tode den Kindern außer der wohlgeordneten Besitzung noch 10 000 Mk. baren Geldes hinterlassen konnte, pflegte zu erzählen, daß er in den ersten zwölf Jahren seines Aufenthaltes mit seiner Familie an Fleischnahrung nur zwei Schafschinken, die bei besonderen Gelegenheiten verzehrt worden seien, genossen habe. Freilich ist der Mann von vieler Arbeit vor der Zeit alt, seine Frau krumm und steif geworden.

Jetzt haben sich die Beverbrucher durchgerungen. Stattliche Bauernhäuser stehen zu beiden Seiten des „Beverbrucher Dammes", der Grund und Boden ist ringsum in Benutzung genommen. Getreidefelder dehnen sich nach allen Seiten hin, an der Lethe liegen fruchtbare Rieselwiesen, die bei geringer Arbeit reiche Erträge liefern. Besonders der Kartoffelbau hat von jeher eine Rolle gespielt; die Beverbrucher erzielten einen erheblich höheren Preis, als andere Kartoffelbauer. Beverbruch ist jetzt der wohlhabendste Teil der Gemeinde Garrel. Die Schafzucht, die den Grund zur späteren Wohlhabenheit gelegt hat, ist fast ganz aufgegeben, statt dessen beleben Pferde, Rinder und Schweine die Hofanlagen.

In den letzten Jahren hat Beverbruch eine kleine Kapelle erbaut, worin an Sonn- und Festtagen von einem auswärtigen Geistlichen (meistens vom Caritasheim in Ahlhorn aus) Gottesdienst gehalten wird. Der Gedanke, dort eine Kapelle zu bauen, ist schon alt. Die weite Entfernung von der Pfarrkirche machte den Wunsch, ein eigenes Gotteshaus zu besitzen, verständlich. Der Vikar Holthaus in Cloppenburg legte im Jahre 1884 durch ein Vermächtnis den Grund zu einem Kapellenfonds. Leider ist das gestiftete Kapital samt den von den Eingesessenen zusammengebrachten Geldern durch die Inflationswirren verloren gegangen.

Die Kapelle, ein hübsches kleines Bauwerk, macht einen anheimelnden Eindruck. Ob aber die Beverbrucher klug gehandelt

haben, neben Nikolausdorf ein eigenes Gotteshaus zu errichten, ist eine andere Frage. Wenn sie vollen Gottesdienst mit einem ständigen Geistlichen einrichten wollen — und das wird doch wohl das Ziel sein; sonst hätte der Kapellenbau wenig Zweck —, bedarf es noch vieler Geldmittel, und eine jährliche hohe Umlage ist unvermeidlich. Wahrscheinlich wäre es vorteilhafter gewesen, wenn Beverbruch und Nikolausdorf gemeinsame Sache gemacht und eine wirklich leistungsfähige Kirchengemeinde gebildet hätten; so aber behindern sich die verschiedenen Kapellenbezirke in dortiger Gegend einander in ihrer Entwicklung.

Freilich ist es bei der zerstreuten Lage der Siedlungen nicht leicht, einen geeigneten Mittelpunkt zu finden. Ist doch Beverbruch allein schon über 1½ Stunden weit in die Länge gezogen. Verschiedene Wege führen von der Ortschaft zum Kirchdorfe Garrel; zwei von ihnen sind chaussiert, der nördliche, der durch Nikolausdorf führt, und einer in der Mitte, der bei der neuen Beverbrucher Kapelle ausmündet, der „Damm" selbst, der die Ortschaft der Länge nach durchschneidet, soll demnächst gepflastert werden.

Bei dieser zerstreuten Lage ist es eine mißliche Sache, sich nach dem Wege zur Ortschaft oder nach der Entfernung derselben zu erkundigen; es kommt ganz darauf an, zu welchem Punkte man gelangen will. Das mußte ein Wanderer erfahren, der, von Ahlhorn kommend, nach der Entfernung Beverbruchs fragte. Die erste Person, an die er sich wandte, antwortete: „Eine Stunde." Als er sich nach einer halbstündigen Wanderung abermals erkundigte, wurde ihm gesagt: 1¼ Stunde. Nach weiterer Wanderung von einigen Kilometern gab eine dritte Person die Auskunft: 1½ Stunde. Als er nun der Sache auf den Grund ging, wurde ihm auseinandergesetzt, daß alle drei Personen richtige Angaben gemacht hätten; es käme eben darauf an, welchen Punkt der Ortschaft man aufsuchen wolle.

Die Schule in Beverbruch ist gleich mit der Gründung der Kolonie eingerichtet worden. Die Bildung der Schulacht erfolgte 1840. Fünf Jahre später wurde ein eigenes Schulhaus erbaut, nachdem in den ersten Jahren in den Wohnungen der Kolonisten Bothe und Wempe Schule gehalten worden war. 1875 wurde ein neues geräumiges Schulhaus nebst Lehrerwohnung errichtet.

Vor einigen Jahren ist auch dieses Gebäude wieder durch einen Neubau ersetzt worden, der zwei Unterrichtsräume enthält, da die Klasse wegen der großen Schülerzahl geteilt werden mußte.

Erster Lehrer war der spätere Wirt Meyer in Beverbruch. Er erwarb ein Kolonat im äußersten Norden der Bauerschaft an dem vielbefahrenen Wege von Garrel nach Oldenburg, richtete eine Wirtschaft ein, betrieb ausgedehnte Landwirtschaft und Bienenzucht und gelangte als einer der ersten zu erheblichem Wohlstande. Der Sohn setzte das vom Vater begonnene Werk erfolgreich fort, und bald war die Meyersche Wirtschaft eine der bekanntesten und besuchtesten Gaststätten in weitem Umkreise. Der Wirt Meyer galt als Vater der Kolonisten, den man in allen Nöten — und deren gab es bei den ersten Kolonisten nicht wenige — um Rat und Hilfe anging. Viele verdanken es nur ihm, daß sie über die erste schwierige Zeit hinweggekommen sind.

Die äußerste Nordostecke, wo Meyer wohnt, liegt von Cloppenburg ca. vier Stunden entfernt. Und doch mußten vor Errichtung der Pfarre Garrel (1872) auch diese Ansiedler fünf- bis sechsmal im Jahre nach Cloppenburg zur Kirche wandern, weil an den Hauptfesttagen in der Kapelle zu Garrel kein Gottesdienst stattfinden durfte. Auch fand früher zeitweise wohl nur einmaliger Gottesdienst in Garrel statt, entweder Frühmesse oder Hochamt, so daß alle die, die diesem Gottesdienst nicht beiwohnen konnten, die Pfarrkirche in Krapendorf besuchen mußten. Jedenfalls ging in Cloppenburg die Redensart: „Meyer von Beverbruch ist eher in der Kirche, als Meyer vom Berge", worin nicht ohne weiteres ausgedrückt liegt, daß letzterer nicht rechtzeitig in der Kirche zu erscheinen pflegte. Es soll damit nur die Erfahrungstatsache ausgesprochen werden, daß die, die einen weiten Kirchweg haben, früher im Gotteshause anwesend zu sein pflegen, als die Nachbarn der Kirche (wozu in diesem Falle Meyer vom Berge gehörte). Jedenfalls aber war es keine Kleinigkeit, öfters einen vierstündigen (und mit dem Rückweg achtstündigen) Marsch machen zu müssen, um seinen kirchlichen Pflichten zu genügen.

In der Nähe Beverbruchs liegt östlich davor, freilich schon auf dem Großenknetener Gebiet, das einsame Sager Meer. Eigentlich sind es zwei, ein größeres und ein kleineres Gewässer, beide sehr tief mit hellem klarem Wasser. Hier soll vor Zeiten

ein ansehnlicher Ort gelegen haben, reich durch blühende Schaf- und Bienenzucht. Die Bewohner wurden deshalb üppig und ruchlos. Sie gehorchten keiner Obrigkeit und keinem Gesetze, verachteten Gott und beharrten in ihrem Trotze, bis der Allmächtige sie mit Mann und Maus in die Tiefe versinken ließ. — Andere meinen, es habe dort ehedem ein Edelhof gestanden. Wo jetzt das größere Gewässer ist, habe das Herrenhaus gelegen, wo das kleine, das Viehhaus. Die Grundstücke ringsum, die früher bebaut gewesen sein müssen, weil sie noch in Ackerstücken liegen, hätten alle zum Gutshofe gehört.

In das größere Gewässer führen Wagenspuren und Hufabdrücke hinein. Die Leute sagen, Napoleon sei hindurchgefahren, als er 1812 aus Rußland floh. Es friert in der Mitte niemals zu und gilt für unergründlich. Wenn man um Mitternacht an dem Meere vorbeikommt, kann man oftmals gespenstigen Hahnenruf und Hundegebell aus der Tiefe vernehmen. Nach einem Sturme findet man oft Balken und Sparren ans Ufer getrieben.

Das Meer ist reich an Fischen, doch werden diese von den Umwohnern nicht gegessen; sie sollen verzaubert sein. Ein Mann aus Sage, der es doch einmal gewagt hatte, dort zu fischen, zog einen ungewöhnlich großen Hecht heraus. Der Fisch hatte nur ein Auge, das aber war so groß wie das Auge eines Kalbes. Der Mann nahm den Fisch auf den Rücken und machte sich auf den Heimweg. Unterwegs aber wurde der Hecht immer größer und schwerer, bückte sich endlich gar über die Schulter des Mannes und blickte ihm mit seinem großen Auge ins Gesicht. Schleunigst warf der Mann ihn fort und lief eiligst nach Hause. — Ein anderer Mann, der an die Erzählugen vom Sager Meer nicht glaubte, begab sich einmal Sonntags während des Gottesdienstes dorthin, um zu fischen. Auch er fing einen großen Hecht, warf ihn über die Schulter und wollte ihn nach Hause tragen. Da hörte er den Fisch sagen:

„Wat wulltu mit mi maken,
Wulltu mi braden oder kaken?“

Sogleich warf der Mann ihn wieder ins Wasser, eilte nach Hause und ist später nie wieder während des Gottesdienstes zum Fischen gegangen.

Einst wollte ein Schäfer im Winter seine Schafe über das gefrorene Meer treiben. In der Mitte aber brach die Herde ein, nur ein Schaf, das dem eiligst entfliehenden Schäfer nachsetzte, ward gerettet. Der Schäfer trieb es in den Kofen, hing seinen Haiken (Schäfermantel) an die Tür, verließ in Verzweiflung die Heimat und wanderte nach Amerika aus. Als am andern Morgen der Eigentümer nach seiner Herde Ausschau hielt, fand er nur das eine Schaf, die andern aber grasen noch jetzt tief unten auf dem Grunde des Meeres; man hört noch ihr Blöken und das Klingeln ihrer Glöckchen.

Auch menschliche Wesen wohnen in der Tiefe des Meeres. Als einst ein Schäfer aus Sage in der Nähe seine Herde weidete, sah er, als ein starker Wind das Gewässer aufwühlte, wie alte bärtige Krieger einen heftigen Kampf ausfochten. — Auch Meerjungfrauen sind öfters gesehen worden, wie sie am Ufer lagerten oder spielten. — —

Eine zweite größere Siedlung, die in ihren Anfängen noch älter ist als Beverbruch, liegt im Süden der Gemeinde, nämlich Tweel. Die ersten Anbauer kauften gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Grund und Boden von den Vollerben in Garrel und den Erben Trinen und Renschen in Varrelbusch. Die weiteren Teile sind im vorigen Jahrhundert angebaut worden. — Der Name Tweel bedeutet soviel wie ein gabelförmig sich teilendes Grundstück. Tweel besitzt seit mehreren Jahren eine eigene Schule, die von reichlich 60 Kindern besucht wird.

Der südwestliche Teil von Tweel in der Nähe des Fladdermoores führt den Scherznamen Amerika. Der „alte Garreler Weg", d. h. der direkte Verbindungsweg von Garrel nach Cloppenburg, führt durch diese Ansiedlung, und so reist man von Garrel über Amerika nach Cloppenburg.

Das Mittelstück der Gemeinde ist am spätesten besiedelt worden. Hier dehnten sich noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgedehnte Heideflächen. Soweit das Auge reichte, sah man Schafherden weiden, bald größere, bald kleinere. Weit war der Rundblick, den die umfangreiche Heidefläche gewährte; Wälder und Wohnungen, in Wirklichkeit stundenweit entfernt, erweckten den Eindruck, als lägen sie höchstens eine halbe Stunde abseits. Wie friedlich und wie still war es hier!

Die Seele konnte sich dort sammeln zu Ruhe und Andacht, losgelöst von dem geräuschvollen Treiben der Welt.

Am 1. Mai 1895 übergab das Ministerium den Grund und Boden, der größtenteils zur staatlichen Tertia gehörte, der Forstverwaltung zur Aufforstung. Pastor Kock aber, damals Pfarrer in Garrel, regte an, auf dem Gelände eine Kolonie anzulegen. Da sich verschiedene Liebhaber meldeten, wurde beim Ministerium beantragt, die Ueberweisung an die Forstverwaltung zurückzunehmen und das Gelände dem Landeskulturfonds zu übergeben. Die Genehmigung erfolgte unter dem 2. April 1900. Zu der staatlichen Tertia in einer Größe von 1522½ Hektar wurden noch der sog. Elsenplacken hinter der staatlichen Weide von rund 16 Hektar und das Dreieck am Oldenburger Wege, ca. 45 Hektar, hinzugekauft, so daß die Gesamtgröße jetzt 1583 Hektar beträgt. Die Längenausdehnung von der Tweeler bis zur Petersdorfer Grenze erstreckt sich ungefähr 7½ Kilometer weit bei einer Breite von 4½ Kilometern. Im Jahre 1924 wurde noch das umfangreiche Moorgut „Rote Erde“ in der nordöstlichen Ecke, der sog. „Drei-Aemter-Ecke“ (weil hier Cloppenburg, Friesoythe und Wildeshausen zusammenstoßen), hinzugekauft.

Auf diesem weiten Gebiete haben sich seitdem annähernd 100 Kolonisten angesiedelt. Unter dem 5. August 1902 wurde der Neugründung die Bezeichnung „Nikolausdorf“ beigelegt, obwohl namhafte Stimmen dafür eintraten, sie nach dem Pfarrer Kock zu benennen. Eine solche Ehrung des Pastors wäre wegen seiner Verdienste um Garrel im allgemeinen und um diese Kolonie im besonderen wohl gerechtfertigt gewesen.

Die Kinder der ersten Ansiedler besuchten zunächst die Schule in Beverbruch. Doch da diese ziemlich weit entfernt lag, auch bald die Zahl der Kinder nicht mehr zu fassen vermochte, wurde bereits Ostern 1904 eine eigene Schule in der Wohnung des Anbauers Langfermann, jetzt Engelmann, eröffnet und zugleich der Bau des Schulhauses, das zwei Schulzimmer und Lehrerwohnung enthält, in Angriff genommen. Herbst 1904 wurde der stattliche Neubau, der auf dem von vornherein dafür ausgeschiedenen sog. Schulkolonate errichtet worden war, von dem Lehrer kl. Trimpe, dem ersten Lehrer von Nikolausdorf, mit 38 Kindern bezogen.

Ostern 1910 wurde die zweite Klasse eingerichtet. Jetzt wird die Schule von etwa 110 Kindern besucht.

Bald nach Errichtung der Schule tauchte auch der Plan eines Kapellenbaues auf. Die weite Entfernung von Garrel, fast noch mehr aber die Zustände in der Garreler Kirche, die bei der starken Bevölkerungszunahme für die Zahl der Besucher viel zu klein war, so daß stets zwei Reihen Beter sich in einem Stuhle drängten, ließen den Wunsch nach einem eigenen Gotteshaus entstehen. Bereits 1912 wurde ein Kapellenbauverein ins Leben gerufen.

Der Ausbruch des Krieges ließ zunächst die Vorbereitungen ins Stocken geraten, aber sofort nach Kriegsende wurden diese, kräftig unterstützt von Pfarrer Piening in Garrel, wieder in die Hand genommen.

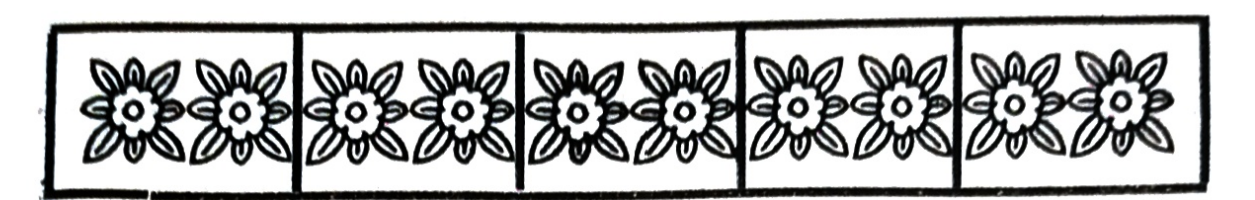
Es erhob sich die Frage, ob das Gotteshaus gemeinsam mit Beverbruch oder für Nikolausdorf allein, veilleicht mit Einschluß eines kleinen Teiles von Beverbruch, der an Nikolausdorf grenzt, zu errichten sei. Da ein für alle Bewohner beider Ortschaften einigermaßen günstig gelegener Punkt kaum zu finden war, verzichtete man auf eine gemeinsame Anlage und beschloß, in der Nähe der Nikolausdorfer Schule die Kapelle zu errichten und es den Beverbruchern zu überlassen, selbst für ihre kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen. So entstand im Jahre 1920 die Kapellengemeinde Nikolausdorf, wozu außer dieser Kolonie einige Anwohner von Beverbruch zählen. Am 24. August 1921 fand die feierliche Einweihung des neuen Gotteshauses statt, wozu im Frühjahr 1920 der Grundstein gelegt war. Zur Bestreitung der Unkosten trug neben den reichlichen Opfern, die von den Bewohnern selbst getragen wurden, eine allgemeine Kirchenkollekte am 8. August 1920 bei, die im ganzen 60 000 Mk. einbrachte.

Die Kapelle ist nicht, wie anfangs geplant war, unmittelbar an der Garrel-Oldenburger Straße, wovon die Kolonie fast genau in der Mitte durchschnitten wird, errichtet worden, sondern liegt etwas abseits, weil der Baugrund in nächster Nähe der Chaussee nicht sehr günstig war. Das einfach gehaltene Bauwerk ist geräumig und den örtlichen Bedürfnissen aufs beste angepaßt. Die junge Kolonie kann mit Befriedigung auf dieses Werk hinblicken.

Solange bei der Kapelle noch keine eigene Kaplaneiwohnung gebaut war, wohnte der Geistliche beim Pastor in Garrel und

kam nur an Sonn- und Festtagen zur Abhaltung des Gottesdienstes nach Nikolausdorf. Seit Fertigstellung der Wohnung aber hat er dort seinen ständigen Wohnsitz.

Am zweiten Pfingsttage 1926 beging die Kolonie unter großen Feierlichkeiten den fünfundzwanzigjährigen Erinnerungstag ihres Entstehens. Beim Festgottesdienst konnten bereits zwei Söhne von Kolonisten als Priester mitwirken, ein Zeichen von dem raschen Aufblühen der Kolonie. Die Regierung hat aus früheren Mißerfolgen gelernt und macht den Siedlern das Leben leichter als in den früheren Kolonien. Die Beverbrucher sind nicht so rasch und leicht zum Ziele gekommen, als die Ansiedler in Nikolausdorf.



Molbergen.

Den nordwestlichen Teil des Amtes Cloppenburg nimmt die Gemeinde Molbergen ein. Der Name begegnet uns zum ersten Male im Jahre 1080, wo von einer ecclesia Maleburgensis die Rede ist. 1320 heißt der Ort Moltberghe. Was der Name bedeutet, ist nicht klargestellt. Man hat ihn wohl mit „mal" = Gerichtsverhandlung in Verbindung zu bringen versucht. Molbergen wäre also eine Anhöhe, wo sich eine Gerichtsstätte befunden hätte. Ob in urältesten Zeiten hier eine „Malstätte" gelegen hat, wissen wir nicht; aus geschichtlicher Zeit ist darüber nichts bekannt.

Die Molberger Gegend hat in alten Zeiten mit Krapendorf, wovon sie durch die Soesteniederung getrennt ist, ohne Zweifel in nahen Beziehungen gestanden. Von Krapendorf aus ist auch die Gründung der Pfarre Molbergen erfolgt. Noch heute reichen die Grenzen des Kirchspiels Krapendorf bis unmittelbar an Molbergen heran, eine Erscheinung, die bei manchen Mutter- und Tochterpfarren wahrzunehmen ist. (Vgl. die Lage Cappelns zu Emstek, Vestrups zu Bakum usw.)

Da die jetzige Pfarre Markhausen ursprünglich zu der neuerrichteten Pfarre Molbergen gehörte und nach gewöhnlicher Annahme geraume Zeit hindurch damit verbunden geblieben ist, hätte die Pfarrkirche weiter nördlich, zum mindesten in Dwergte, errichtet werden sollen, statt in der äußersten Südostecke, in Molbergen, aber die oben erwähnte Gepflogenheit ließ sie in möglichster Nähe der Mutterpfarre entstehen.

Wann die Abpfarrung erfolgt ist, steht nicht genau fest, doch wird sie bereits in den ersten christlichen Jahrhunderten stattgefunden haben, da ja schon 1080 eine Kirche in Molbergen vorhanden ist. Die öfteren Ueberschwemmungen des Soestetales, wodurch die Verbindung mit der Mutterkirche erschwert wurde, werden die Pfarrgründung beschleunigt haben.

Ob die alte Kirche, die 1899 wegen Baufälligkeit abgebrochen werden mußte, in ihren Grundzügen noch das älteste Gotteshaus des Kirchspiels darstellte, oder ob vielleicht vorher eine Holzkirche vorhanden gewesen ist, wissen wir nicht. Die alte Kirche, die wenigstens aus dem 12. Jahrhundert, möglicherweise schon aus dem 11. Jahrhundert stammte, war aus unregelmäßig bearbeiteten Findlingen aufgeführt und anscheinend nachträglich überwölbt worden, bei welcher Gelegenheit mächtige Strebepfeiler angebracht worden waren. Der Turm war erst im 18. Jahrhundert erbaut worden und ist beim Kirchenneubau zunächst nicht mit erneuert worden.

An Sehenswürdigkeiten besaß die alte Kirche einen bemerkenswerten Klappaltar in spätgotischen Formen, aus Sandstein gearbeitet und reich ausgestattet mit guten figürlichen Darstellungen. Das Mittelbildnis zeigte die Kreuzigung Christi, darunter, sowie links und rechts davon fanden sich in vierzehn Feldern Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente. Bei dem Hochaltar der neuen Pfarrkirche sind die wertvollsten Stücke mit verwandt worden. Der Altar gehört zu den schönsten der ganzen Gegend.

Außer dem Flügelaltar besitzt die alte Kirche noch eine merkwürdige, aus Holz geschnitzte Muttergottesstatue mit dem Christusbildnisse, die so gearbeitet ist, daß die beiden Körper gewissermaßen zusammengewachsen sind. Rührend ist der schmerzvolle Gesichtsausdruck der hl. Jungfrau. —

Die Gemeinde Molbergen hat trotz ihrer räumlichen Ausdehnung von 81,58 Quadratkilometern nie eine dichte Bevölkerungszahl aufzuweisen gehabt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren drei Fünftel der Bodenfläche noch unkultiviert, die Einwohnerzahl betrug kaum 1800, also nur 22 auf den Quadratkilometer. Der ganze Norden der Gemeinde wies ausgedehnte Heideflächen auf, die, mit Sandwehen durchsetzt, nur als kümmerliche Schafweide in Betracht kamen. Menschliche Siedlungen hat es hier nie gegeben. Die Landesregierung war aus allen Kräften bemüht, die Sandwehen, wodurch das Gelände noch mehr entwertet wurde, einzudämmen. Den Bauern von Dwergte wurden im 18. Jahrhundert 300 Scheffelsaat aus der Mark überwiesen,

um die verheerenden Sandwehen zu bekämpfen. Da aber die Bauern keine Neigung zeigten, dem Uebelstande entgegenzuarbeiten, weil sie eine Schmälerung der Schaftriften befürchteten, legte der Staat selbst Forsten an, die, später abgerundet durch die Erwerbungen aus der staatlichen Tertia, jetzt die ausgedehnten staatlichen Holzungen auf dem „Dwergter Sande", dem „Langenberg" usw. bilden.

Während der Norden der Gemeinde unbewohnte Heideflächen enthielt, breitete sich im Südwesten ein geräumiges Kesselmoor, die Dose mit dem Dosenmeer, aus. Auch dieses ausgedehnte Gebiet schied für die menschliche Siedlung aus. Wohl bot das Moor für die Umwohner eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle, für Besiedlungszwecke ist es bis zum heutigen Tage nicht benutzt worden.

So blieb nur ein verhältnismäßig kleines Stück für menschliche Wohnplätze übrig, und daher rührt die niedrige Bevölkerungsziffer, die das Molberger Gebiet zu allen Zeiten aufgewiesen hat. Die Siedlungen reihen sich halbkreisförmig in einem nordöstlichen Bogen um das Dosenmoor: Ermke liegt im Süden, daran schließt sich Molbergen, ferner Dwergte, sodann Grönheim und schließlich im Westen Peheim. —

Wie es in alten Zeiten um den Wohlstand dieser Gegend bestellt gewesen ist, darüber fehlen nähere Angaben, doch scheint er nicht allzu dürftig gewesen zu sein; schon die Pfarrgründung zu dem frühen Zeitpunkte trotz der geringen Bevölkerungsdichte setzt eine gewisse Wohlhabenheit voraus. Die hochgelegenen, trockenen Gelände waren ehemals, als ausreichende Bewaldung noch eine zu starke Austrocknung des Bodens verhinderte, erheblich fruchtbarer, als die feuchten Niederungen, die jetzt vielfach den besseren Boden aufzuweisen haben. Von Ermke jedenfalls wissen wir, daß es noch bis zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein blühendes Dorf war, das auf seinem hochgelegenen Esch viel Roggen zog, der über Ellerbrock und die Saterems nach Holland verfrachtet wurde. Ermke hat auch heute noch den besten Boden in der ganzen Gemeinde.

Im allgemeinen können wir annehmen, daß erst die kriegerischen Verwickelungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, die

gerade diese Gegenden überaus hart trafen, den früheren Wohlstand völlig vernichtet haben. An erster Stelle haben einerseits die Entwaldung und andererseits die Entvölkerung den Niedergang verschuldet. Die Ausrottung der Waldbestände, eine regelmäßige Folgeerscheinung der Kriege, die im Dreißigjährigen Kriege den Höhepunkt erreichte, mußte für Bodenverhältnisse, wie sie in der Gemeinde Molbergen bestehen, besonders verheerend wirken. Dazu kam die Entvölkerung während der unaufhörlichen Kriegsgreuel. Traf doch der oldenburgische Vogt Hüttemann, als er im Jahre 1642 im Auftrage des Grafen Molbergen aufsuchte, um alte Rechte der oldenburgischen Grafen an Zehnten u. dgl. geltend zu machen, im Dorfe Molbergen nur ganze vier Personen an. Wenn wir nun auch annehmen dürfen, daß sehr viele Bewohner nur geflohen waren und nach Eintritt ruhigerer Zeiten wieder zurückgekehrt sind, so waren doch sehr viele umgekommen, verlaufen und verschollen, so daß sicher nicht zu viel behauptet wird, wenn man schließt, daß in jenen traurigen Zeiten die ehemalige Bevölkerung auf einen Bruchteil der früheren Zahl zurückgeschraubt worden ist. Damals ist der Wohlstand dieser Gegend auf Jahrhunderte vernichtet worden, so daß die Verhältnisse bis in die jüngste Zeit hinein in keinem Teile unserer engeren Heimat kümmerlicher gewesen sind, als gerade in der Molberger-Markhauser Gegend.

Daß unter solchen Umständen jahrelang der Gottesdienst in der Molberger Pfarrkirche vollständig aufgehört hatte, weil die Eingesessenen nicht imstande waren, die Kultuskosten und den Unterhalt des Geistlichen zu bestreiten, braucht uns nicht zu wundern. Später wurde die Seelsorge durch Geistliche der Nachbargemeinden mit wahrgenommen. Außer dem Berichte des bereits erwähnten Vogtes Hüttemann, worin es heißt: „Der Pastor ist verstorben, die Untertanen und Einwohner sind verlaufen, und ist im ganzen Dorfe kein Mensch mehr als der Küster und etwa drei alte Weiber vorhanden gewesen", erwähnt auch der oldenburgische Superintendent Nikolaus Wismar in einem Schreiben an den Grafen Anton Günther aus dem Jahre 1645, „daß die Kirche in Molbergen in fünf Jahren keinen eigenen Pastoren mehr gehabt, sondern der Pastor in Krapendorf ziehe die Einkünfte an sich und lasse die Gemeinde durch einen Kaplan bedienen". Aus anderen

Quellen wissen wir, daß wenigstens von 1640 bis 1653 Molbergen auf diese Weise mit Krapendorf verbunden gewesen ist.

Wie nachteilig derartige Verhältnisse in jeder Beziehung wirken mußten, läßt sich denken. Zunächst sind in damaliger Zeit manche Einkünfte der Pfarre und der Kirche verloren gegangen. Die Verschleuderung des Kirchengutes hatte freilich schon vor dem Dreißigjährigen Kriege zur Zeit der lutherischen Bewegung eingesetzt. Damals soll einer der protestantischen Prediger (es sind zwei protestantische Pastöre in Molbergen bekannt, Dietrich Gökmann, um 1598, und Dietrich Holtmann, der 1613 erwähnt wird) den Thülsfelder Zehnten, den bis dahin die Molberger Kirche gezogen hatte, an sich gerissen und seiner Tochter als Heiratsgut übermittelt haben. Die Tochter soll später verarmt sein, weswegen der Zehnte an einen Bürger in Friesoythe verkauft wurde.

An abgetrennten Pfarrgütern werden besonders erwähnt zwei Wiesen, die Kallwehe und der Immentun, die an den Hof Wienken in Stalförden gekommen waren, und zwei weitere Wiesen, die Stubbewische und das Deepland, deren sich der Adlige auf Stedingsmühlen bemächtigt hatte. Ferner soll der Peheimer Zehnten, den später die Domkirche in Osnabrück bezog, vorher zu den Einkünften des Pfarrers gehört haben. Auch je ein Hof in Ermke und Grönheim waren der Pfarre entzogen. Spätere Versuche, die entfremdeten Gebiete wieder für die Pfarre zurück zu gewinnen, verliefen ergebnislos. In Grönheim z. B. ließ sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, welcher von den zwei Meierhöfen, Hermann oder Ennen, der Pfarre gehört hatte.

Durch die vielen Verluste waren die Erträgnisse der Pfarre so dürftig geworden, daß kein Geistlicher mehr ordnungsgemäß davon leben konnte. Und da die dünnbevölkerte Gemeinde — sechs Jahre nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges (1654) betrug die Einwohnerzahl noch keine 200 — in ihrer gänzlichen Verarmung nichts beisteuern konnte, können wir es verstehen, wenn kein Geistlicher das Pfarramt Molbergen übernehmen wollte, oder, wenn sich jemand zum Versuche bereit gefunden hatte, die Stelle nach kurzer Zeit notgedrungen wieder verließ, weil sie ihn nicht zu ernähren vermochte. So sollen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hintereinander neun Pastöre die Pfarre im

Stich gelassen haben. Pastor Pottgießer, der von 1659 bis 1695 Pfarrer in Molbergen war, erwähnt im Jahre 1669, „daß von 50 Jahren biß anhero neun Pastores auß Mangel der Lebensmittel die Pfarre zu Molbergen haben verlassen, wie die Aeltesten alhie noch wohl wissend und bekannt ist. Die Ursache ist, weil alle Rockenfrucht, auch vier Wiesen, zur Wehdump gehörig, davon gekommen sind.“ Pottgießer führt die neun Pfarrer mit Namen an. Von sich selbst sagt er einige Jahre vor seinem Tode, er bediene jetzt ins 30. Jahr die Pfarre, „Gott zum Ehren und der Armuth um Gottes willen“. Auch der Generalvikar Lucenius nennt im Jahre 1644 Molbergen eine „plebe et redditibus“ (an Einwohnerzahl und Einkünften) arme Gemeinde. Das Pfarrhaus wird 1659 als äußerst schlecht bezeichnet.

Schlimm war auch, daß im allgemeinen nur solche Geistliche sich bereit fanden, nach Molbergen zu gehen, die so wenig gut beleumundet waren, daß sie sonst nirgends ein Unterkommen finden konnten. In jenen Zeiten, voll religiöser und kriegerischer Wirren, war die Sittenverwilderung bekanntlich so groß und so allgemein, daß auch viele Geistliche davon angesteckt wurden.

Der erste katholische Pastor, der nach Beseitigung des letzten evangelischen Predigers Holtmann nach Molbergen geschickt wurde, ein Johann Eilers, hielt es von 1621 bis 1624 aus und wurde dann Pastor in Werlte. Er wird ein gelehrter Mann genannt, der viele gute Eigenschaften hatte, aber ein durchaus unsittliches Leben führte. — Auch sein Nachfolger, Heinrich Ruge (1624—1627) war in sittlicher Hinsicht übel beleumundet.

Noch berüchtigter war ein gewisser Bernhard Lake, der von 1627 bis 1630 die Pfarre verwaltete. Er lebte nicht nur in sittlicher Hinsicht nicht einwandfrei, sondern betete auch kein Brevier, besaß nicht einmal das erforderliche Buch und trank mit den Bauern um die Wette. Ja, er überließ sogar zu Zeiten seinem Vater, David Lake, einem protestantischen Prediger, die Seelsorgegeschäfte.

Wegen seiner Vergehen wurde er von dem Generalvikar Nikolartius 1630 samt seinem Vater in Haft genommen. Der Drost Friedrich von Wendt in Cloppenburg und sein Amtsrentmeister Otto Vollbier erhielten den Befehl, den Vater wieder

freizulassen, nachdem er „eine Züchtigung von drei Tagen bei Wasser und Brot ausgestanden", den Sohn aber bis auf weitere Verordnung in Haft zu behalten.

Für den verhafteten Pastor Lake verwandte sich das Domkapitel, da die Gefangensetzung ohne des Domkapitels Zustimmung erfolgt sei, was nach dem zwischen Bischof und Domkapitel getroffenen Uebereinkommen unzulässig war. Auch die Pfarreingesessenen von Molbergen traten für ihn ein. „Sie könnten sich nicht erinnern," so schrieben sie, „aus was für Ursachen er inhaftiert worden, sintemalen er sich in seinem ihm anbefohlenen Amte mit Verrichtung des Gottesdienstes und sonsten nunmehr an die drei Jahre getreulich und fleißig verhalten und seinen Schäflein vorgestanden. Pastor Lake habe in dieser Zeit auch viel zuwege gebracht, die Kirche um 16 Rtr. und mehr verbessert, so daß sie gehofft hätten, niemand würde über ihn zu klagen haben. Sie wollten ihn als getreuen und fleißigen Seelsorger gern behalten und bäten, daß Bernhard Lake nicht allein auf freien Fuß gesetzt werde, sondern ihnen auch in Zukunft statt eines fremden Pastoren verbleiben möchte."

Auch Lake selbst erhob gegen seine Verhaftung entschieden Einspruch. „Sein guter Name und Respekt würden dadurch großen Schaden erleiden, und er habe doch von keiner Klage über sich gehört. Es nahe der Winter, er habe noch etliche Ländereien zu besamen, was in seiner Abwesenheit nicht geschehen könne. Somit erleide er auch an seinem Hab und Gut Schaden, wenn die Haft fortdauere."

Gegen Ende November wurde er aus der Haft, die er in der Wohnung des Richters Hermann Pille zu Cloppenburg verbüßt hatte, entlassen, durfte aber nicht nach Molbergen zurückkehren, sondern wurde mit der Verwaltung der Pfarren Lutten und Oythe beauftragt. Der Mangel an einigermaßen brauchbaren Geistlichen zwang die Behörde dazu, auch derart anrüchige Persönlichkeiten wie Lake im Dienst zu behalten. Doch da er unverbesserlich war, wurde er am 1. Dezember 1644 auch von dieser Stelle wieder entfernt und von neuem gefangen gesetzt. „Der Bischof verfügte gegen den trunkfälligen, wütenden Pastor von Oythe und Lutten, dessen Entfernung die Amtsleute beantragt

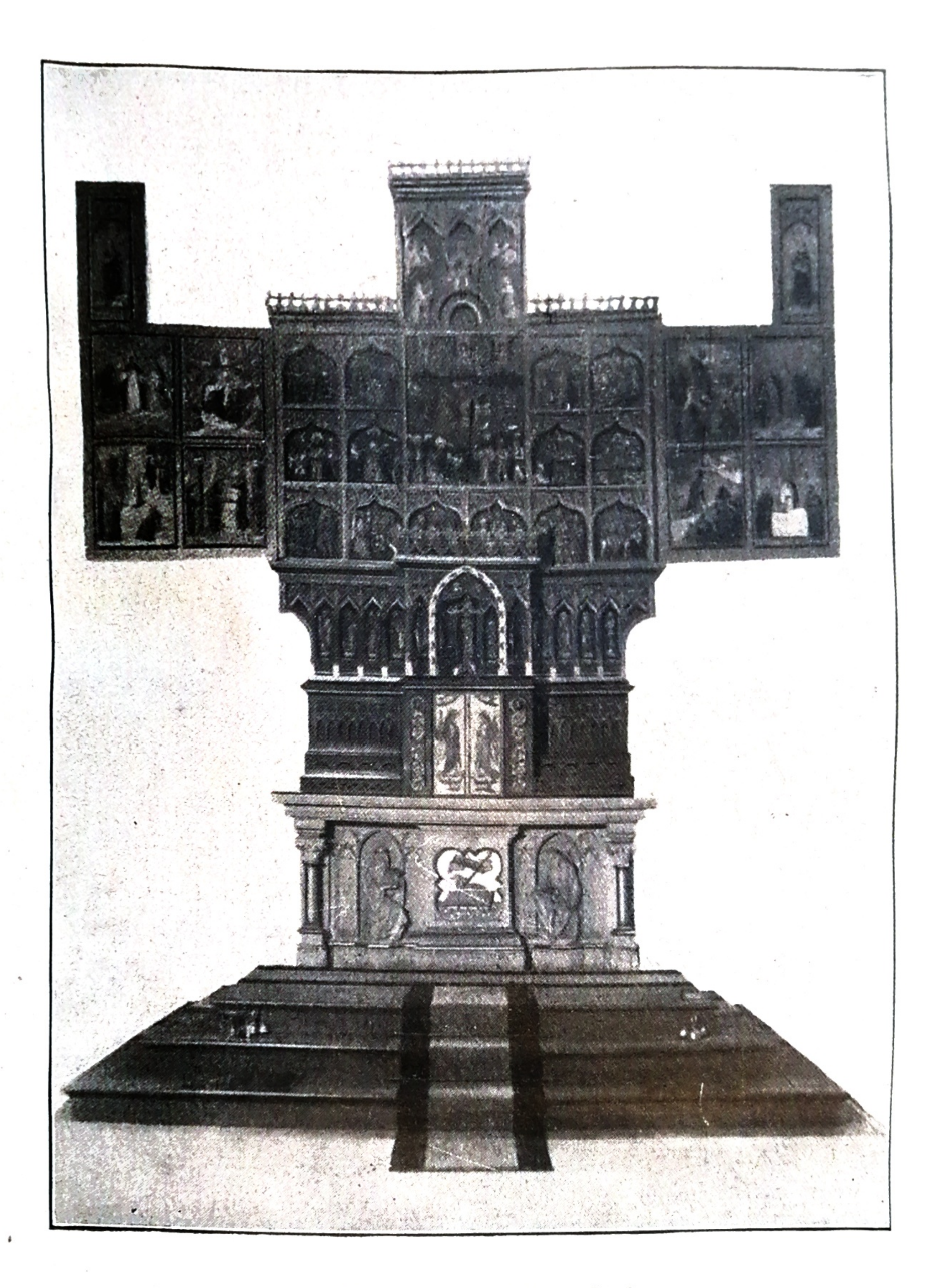
hatten, die Gefangensetzung," wird über ihn berichtet. Der Generalvikar Lucenius nennt ihn einen Mann, der keinerlei priesterliche Frömmigkeit, Sittlichkeit und Unbescholtenheit besäße, wohl aber sich durch die entgegengesetzten Laster und Unsitten auszeichne. — Lake wurde später aus dem Bistum verwiesen.

Ueber Lakes Nachfolger in Molbergen, wozu unter anderen ein Gerhard Brinkmann, vorher Kaplan in Lingen und Vechta, gehörte, wird nichts Näheres berichtet.

Nachdem dann, wie oben erwähnt, Molbergen dreizehn Jahre lang (1640—1653) von Krapendorf aus mitverwaltet worden war, wurde die Pfarre endlich 1653 wieder besetzt durch den Pastor Christoph Sack, vorher Pfarrer in Wallenhorst bei Osnabrück. Der neue Pfarrer hatte jedoch Markhausen mit zu versorgen, so daß den einen Sonntag Gottesdienst in Molbergen, den andern in Markhausen stattfand. Daß die Verwaltung der räumlich ziemlich weit von einander entfernt liegenden Kirchspiele manche Nachteile im Gefolge hatte, liegt auf der Hand, zumal Sack nicht der Mann war, der durch Eifer und Beispiel seine Pfarrkinder sonderlich zu beeinflussen imstande gewesen wäre. Sein sittliches und kirchliches Verhalten ließ manches zu wünschen übrig. Ohne Grund hatte er wohl nicht die verhältnismäßig gute Pfarre Wallenhorst mit der ärmlichen in Molbergen-Markhausen vertauschen müssen.

Erst unter seinem Nachfolger, dem bereits erwähnten Johann Pottgießer (1659—1695), wurden die Verhältnisse etwas besser. Auch er hatte noch Markhausen mit zu verwalten, weswegen er, wie er sagt, keine Katechese halten könne. Er klagt darüber, daß auf dem Chore die Bank des kalvinistischen Adligen auf Stedingsmühlen, der auf der Grenze Krapendorfs wohne und in Molbergen nichts zu suchen habe, aufgestellt sei, wodurch der Geistliche in seinen gottesdienstlichen Handlungen am Altare stark behindert werde.

Obwohl er über die Dürftigkeit der Pfarreinnahmen vielfach klagt und seine Bemühungen, diese zu verbessern, indem er die entfremdeten Besitzungen wieder zu erlangen suchte, wenig Erfolg aufwiesen, hinterließ er doch ein nicht unbedeutendes Vermögen. Außer einem Viehbestand von 95 Schafen, 9 milchgebenden Kühen, zwei älteren Pferden und einem Füllen (diese drei



Molbergen, Altarbild

zusammen zu 40 Rtr. abgeschätzt), besaß er an die 1000 Rtr. baren Geldes, wovon er 500 Rtr. zur Unterhaltung des ewigen Lichtes, 300 Rtr. seinen Verwandten und 200 Rtr. den Armen des Kirchspiels vermachte. Die zahlreichen rückständigen Pröven und Gefälle sollten nach seinen hinterlassenen Bestimmungen von der ärmlichen Bevölkerung nicht eingefordert werden.

Besondere Verdienste hat sich Pottgießer noch dadurch um die Pfarre erworben, daß er den Grund zur Vikariestiftung legte. Ein unverheirateter Landwirt, Johann Hemmken, der im Jahre 1651 Kirchenprovisor gewesen war, schenkte 1667 seine vom Dreißigjährigen Kriege her wüst liegende Stelle, da er die Lasten und Abgaben nicht mehr leisten konnte, dem Pastor unter der Bedingung, daß dieser ihn bis zu seinem Lebensende nähre und kleide. Pastor Pottgießer nahm die Schenkung an und erwarb noch dazu den gleichfalls wüst liegenden Kotten Hillebrand. Er beabsichtigte, aus den Einkünften der beiden Stellen eine Vikarie zu errichten. Da aber die Erträgnisse der beiden verwüsteten Landstellen zum Unterhalt eines Vikars vorläufig nicht ausreichten, bezog er selbst eine der erworbenen Wohnungen, die noch etwas besser war, als das gänzlich verfallene Pfarrhaus, und verwandte die geringen Ueberschüsse zur Aufbesserung der erworbenen Stellen. Bevor er die Vikarie einrichten konnte, starb er 1695.

Sein Nachfolger Johann Gerhard Plate, Sohn des Molberger Vogtes, arbeitete in seinem Geiste weiter. Er hatte seinem väterlichen Freund und Lehrer in dessen letzten Lebensjahren treu zur Seite gestanden, vor allem für ihn die Seelsorge in dem entlegenen Markhausen wahrgenommen und suchte nun, 1695 selbst Pfarrer geworden, die Bestrebungen seines Vorgängers zum Ziele zu führen. Dies konnte er um so leichter, als er über ein nicht unbedeutendes eigenes Vermögen verfügte. Auch er bezog zunächst die Vikariewohnung, strebte aber danach, die Errichtung der Vikarie möglichst bald ins Werk zu setzen. Nachdem er zunächst aus seinen eigenen Mitteln einige dringend erforderliche Anschaffungen für die Kirche gemacht, unter anderem eine Orgel von 10 Registern durch den Orgelbauer Adam Bremer aus Osnabrück zum Preise von 220 Rtr. hatte aufstellen und zugleich auf eigene Kosten einen gewissen Anton Heinrich Deeken im Orgelspielen hatte ausbilden lassen, ließ er auf der Hille-

brands Stelle eine neue Vikariewohnung bauen, da die von ihm selbst bewohnte Hemmkensche Wohnung inzwischen auch sehr baufällig geworden war, und kaufte für die zu gründende Vikarie um den Preis von 1425 Rtr. den halben Grönheimer Zehnten, der sich damals in den Händen eines Friesoyther Bürgers Gerhard Spliete befand. Solange die Gründung noch nicht erfolgt war, bezog er selbst die neuerrichtete Wohnung und ließ die Hilfsseelsorge durch Franziskanerpatres wahrnehmen. Später nahm er einen Weltgeistlichen namens Lambert Niemann als Kooperatoren an, zu dessen Unterhalt 60 Rtr. aus Kirchenmitteln bewilligt wurden.

Am 4. April 1724 wurde die Vikarie endlich errichtet unter der Bezeichnung Omnium sanctorum. Besetzt wurde die Stelle auch jetzt zunächst noch nicht, denn Pastor Plate, der sich alt und kränklich fühlte, gedachte, auf das Pfarramt zu verzichten und selbst das Amt eines Vikars zu verwalten, während ein neuer Pfarrer eingesetzt werden sollte.

Diesen Plan führte er im Jahre 1731 aus. Zu seinem Nachfolger als Pfarrer wurde Johann Wilhelm Frankenthal ernannt. Um für ihn ein Unterkommen zu schaffen, mußte die verfallene Pfarrwohnung, die nach des neuen Pfarrers Bericht so schlecht war, „daß kein Bauer oder Bettler, viel weniger ein Geistlicher“ darin wohnen konnte, notdürftig wiederhergestellt werden. Mehr als 70 Jahre hatte kein Geistlicher mehr darin gewohnt, sondern ein Heuermann hatte sie innegehabt. — Die notwendigen Wiederherstellungsarbeiten kosteten 200 Rtr., und als 1748 ein Sturmwind den vordersten Teil des Daches wegriß, mußten nochmals 103 Rtr. bewilligt werden. Außerdem erhielt der neue Pfarrer, um sein kärgliches Einkommen aufzubessern, jährlich 25 Rtr. Zuschuß aus Kirchenmitteln.

Zu Anfang des Jahres 1735 starb der alte Pastor Plate, und als Vikar wurde ein Stephan Anton Dumstorph aus Molbergen eingesetzt. Zugleich entstand ein häßlicher und langwieriger Streit um den von Pastor Plate für die Vikarie angekauften Grönheimer Zehnten, indem die Familie des verstorbenen Pastors diesen für sich in Anspruch nahm und in einem jahrzehntelang währenden Prozesse ihre Forderung auch durchsetzte. Die Verfechter der Plateschen Ansprüche waren hauptsäch-

lich der Amtmann Johann Heinrich Plate in Damme und der Vogt Markus Plate in Molbergen. Widerliche Auftritte begleiteten die unerquicklichen Vorgänge. Jede der streitenden Parteien suchte der anderen in der Erntezeit, wenn der Zehnte gezogen wurde, zuvorzukommen. Im Jahre 1751 erschossen die Vertreter der Plateschen Partei dem Vikar, als er den Zehnten einholen wollte, kurzerhand ein Pferd vor dem Wagen. Das münstersche Generalvikariat betrieb den Prozeß mit allen Mitteln, und da die Vikarie die Kosten nicht tragen konnte, ordnete es an, daß diese aus Kirchenmitteln zu begleichen seien. Trotzdem fiel die Entscheidung des Prozesses, der anfangs das münstersche Hofgericht, später das Lehngericht in Corvey und schließlich die oldenburgischen Landgerichte beschäftigt hatte, im Jahre 1830 zu Ungunsten der Vikarie aus. Auch die Forderung, wenigstens die Ankaufssumme von 1425 Rtr. der Vikarie auszukehren, wurde in in einem zweiten Prozesse am 11. September 1830 gleichfalls abgewiesen und damit der Vikarie die ganze Platesche Zuwendung entzogen.

Der Vikar Dumstorph hatte, weil er nicht in den Genuß des Grönheimer Zehnten gelangen konnte, auf der Vikarie ein überaus kärgliches Dasein führen müssen. Was er und seine betagten Eltern, die bei ihm wohnten, aus dem Hillebrandschen Kotten herausarbeiten konnten, mußte ihnen zum Lebensunterhalt genügen. Die Hemmkens Stelle war verpachtet, die Pachtsumme aber wurde „behuf der Schatzung und sonstiger landesherrlicher Beschwerden" völlig aufgezehrt. Als der Vikar Dumstorf am 23. Sept. 1751 gestorben war und nun dem Brauche gemäß eine Aufnahme der Hinterlassenschaft vorgenommen und Nachlaßpfleger eingesetzt werden sollten, berichtete der Pastor Frankenthal an die Behörde: „Was die Nachlassenschaft des abgelebten Vikarius Dumpstorf betrifft, so ist selbiger mit Möbeln niemahlen versehen gewesen, es haben sich auch nicht mal drei Grote an Gelde in seiner Tasche gefunden; miserabiliter hat er leben müssen und ist schier völlig verarmt gestorben, worauß leider Gottes gnädigst zu ersehen, daß keine Exukatoren nötig sind, noch viel weniger ein Inventarium darüber zu machen, es sei denn das Brevier und andere wenige Bücher und Bilder."

Weil die Stelle den Inhaber nicht ernähren konnte, wurde sie zunächst nicht wieder besetzt, sondern für die geringen Einkünfte

ein Ordensgeistlicher, zu Zeiten auch ein Weltpriester zur Abhaltung der Frühmesse gewonnen. Als später die Zeitverhältnisse sich besserten und die Erträgnisse aus Grund und Boden reichlicher flossen, genügten die Einnahmen, und die Stelle konnte wieder ordnungsgemäß verwaltet werden. In jüngster Zeit brachte sie wegen des ausgedehnten Grundbesitzes sogar gute Einkünfte, so daß die Molberger Vikarie für eine der besten Hilfsseelsorgestellen des Landes galt, obwohl, wie erwähnt, der Grönheimer Zehnte restlos verloren gegangen war.

Auch die Pastorat hatte bis in die neuere Zeit hinein unter dürftiger Einnahme zu leiden. So klagt Pastor Klüsener, Frankenthals Nachfolger, im Jahre 1771, daß er „wegen großer Beschwerdnisse und armuth des Kirchspiels" selten seine Gebührnisse empfange. Aehnlich sagt dessen Nachfolger Johann Heinrich Plate (1772—1805), (der nicht mit dem älteren, oben erwähnten Johann Gerhard Plate zu verwechseln ist).

Nach Johann Heinrich Plates Tode entstand ein Streit zwischen Münster und Oldenburg über das Besetzungsrecht der Pfarre. Die Grafen von Oldenburg, die ehemals in der Cloppenburger Gegend vielfach begütert gewesen waren, beanspruchten im Mittelalter auf Grund alter Bestimmungen das Besetzungsrecht der Pfarren Lastrup, Lindern und Molbergen, ohne es jedoch in den Wirren der Zeiten regelmäßig ausüben zu können. Als Oldenburg gegen Ende des 17. Jahrh. mit Dänemark verbunden wurde, nahm der König von Dänemark, wie eine Bemerkung des Pastors Pottgießer aus dem Jahre 1683 besagt, das Recht für sich in Anspruch, freilich auch ohne es je auszuüben. Nach dem Uebergange des Münsterlandes an Oldenburg (1803) wollte der Herzog von seiner Befugnis Gebrauch machen und ernannte den Molberger Vikar Joseph Hagedorn aus Dinklage zum Pfarrer. Münster bestritt zwar das Recht der oldenburgischen Regierung, gab aber nach, um die mit Oldenburg angeknüpften Konkordatsverhandlungen nicht zu gefährden. Immerhin zogen sich die Verhandlungen bis zum Jahre 1808 hin, in welchem Jahre Hagedorn endlich die Bestätigung erhielt. In dem Konkordate, das um 1830 zustande kam und zur Einrichtung des Offizialates führte, hat der Landesfürst auf das Besetzungsrecht in den strittigen Kirchspielen endgültig zu gunsten des Bischofs von Münster verzichtet. —

Unter den letzten Pastören, Gerhard Zuhöne aus Dinklage (1822—1854), Johann Bellersen aus Wildeshausen (1856—1863), Gerhard Wente aus Hagstette (1864—1889) usw., hören die Klagen über spärliches Einkommen mehr und mehr auf, obwohl die Armut der Kirchspielseingesessenen keineswegs behoben war. Der Roggenbau, neben der Schafzucht die einzige Einnahmequelle, litt auf dem leichten Sandboden nicht selten unter Frostschaden. Es gab Jahre, wo der Körnerertrag wegen der Frostschäden so gering war, daß sich die Ernte kaum lohnte. Kümmerlich suchte man einigen Nebenverdienst aus Strumpfstricken u. dgl. zu gewinnen. Im Sommer gingen die Männer fast ausnahmslos nach Holland zum Grasmähen. Später boten die Aufforstungsarbeiten auf dem „Dwergter Sande", dem „Langenberg" usw. einige Verdienstmöglichkeiten. Obwohl die Forstverwaltung für zehnstündige Arbeitszeit bei eigener Verpflegung nur 1 Mk. Tagelohn bezahlte, drängten sich die Leute doch geradezu zu diesen Arbeiten und bestürmten die Gemeindeverwaltung, ihnen auf Grund eines Armenscheines Aufnahme in die Arbeiterabteilungen zu verschaffen.

Ueberdies dürftig war infolge des geringen Wohlstandes auch um die Wende des vorigen Jahrhunderts noch die durchschnittliche Lebenshaltung. Ein Prediger Dr. Hoche aus Hitzacker im Lüneburgischen, der um 1800 eine Fußwanderung durch diese Gegend machte, sagt darüber folgendes: „Um 1 Uhr erreichten wir Molbergen. Müdigkeit und Durst trieb uns in das Wirtshaus. Die Familie saß um das Feuer herum und trank Kaffee. Ich wunderte mich über dies Mittagsmahl und fragte: „Ob sie nicht ein ordentliches Essen zum Mittage kochten." „Heute nicht", antwortete die Frau, „wir trinken Kaffee und essen, wie Sie sehen, Brot dazu." — Wie ärmlich, wie unregelmäßig leben die Menschen hier! Des Morgens hatte diese Familie Kaffee getrunken, um 10 Uhr einen Buchweizenpfannekuchen gegessen, jetzt trank sie wieder Kaffee und aß Pumpernickel dazu, um 5 Uhr und beim Schlafengehen wiederholen sie dasselbe. Dieser Kaffee siehet aus wie gefärbtes Wasser, statt des weißen Zuckers gebraucht man Kandiszucker, von welchem ein Stück in der Untertasse liegt. Man nimmt es in den Mund und läßt es wieder in die Tasse fallen, um es bei jeder folgenden ebenso zu gebrauchen. Auf diese Art reicht man mit einem Stück wohl zwei Tage aus."

Unter solchen Umständen gab es manche gute Gelegenheit zur Ausübung der Wohltätigkeit. In dieser Hinsicht steht unter anderen noch Pastor Wente in besonders guter Erinnerung. Dieser edle Priester, der 26 Jahre lang Pfarrer von Molbergen war, nachdem er vorher fast ebenso lange als Lehrer am Vechtaer Gymnasium gewirkt hatte, und im Jahre 1888 sein goldenes Priesterjubiläum feiern konnte, war ein großer Wohltäter der Armen seiner Pfarre. Seine ganze Barschaft pflegte er in der Westentasche zu tragen und davon auszuteilen, solange der Vorrat reichte. Daß er oft genug kaum selbst das zum Lebensunterhalte Notwendige behielt, läßt sich denken. Die dankbaren Pfarreingesessenen ehrten ihn auch auf die verschiedenste Weise, besonders aber dadurch, daß sie, nach Anlage eines neuen Begräbnisplatzes und Beseitigung sämtlicher Grabkreuze auf dem alten Friedhofe, allein seinen Gedenkstein an einer bevorzugten Stelle des Kirchhofes stehen ließen, wo er jetzt wie eine Art Denkmal wirkt.

In den letzten Jahrzehnten hat sich der Wohlstand dieser Gegend bedeutend gehoben, vielleicht mehr, als in den meisten anderen Gemeinden des Münsterlandes. Weite Flächen sind der Kultur erschlossen worden. Die schädlichen Nachtfröste treten weniger verheerend als früher auf . Saatgut, Düngung, Bodenbearbeitung, alles dies ist besser geworden und verleiht der Frucht mehr Widerstandskraft. Von wirklicher Armut merkt man jetzt kaum noch etwas.

Als Zeichen des zunehmenden Wohlstandes kann es schon angesehen werden, daß bereits um die Wende des Jahrhunderts unter Pastor Budke, Wentes Nachfolger, ein Kirchenneubau durchgesetzt werden konnte. Freilich war das alte Gotteshaus auch recht dürftig, eng und baufällig.

Die neue Kirche ist ein dreischiffiger, geräumiger Bau im gotischen Stile, freilich etwas niedrig gehalten, aber hell und freundlich. Jeder überflüssige Prunk ist vermieden, es ist eine einfache, praktische Dorfkirche, die anderen Gemeinden als Vorbild dienen könnte.

Die Umgebung der Kirche ist jüngst durch eine Findlingsmauer nicht unwesentlich verschönert worden. Einige allzu nahe gelegene Gebäulichkeiten beeinträchtigen die freie Lage des Gotteshauses. Ueberhaupt liegen die wenigen Häuser des engeren Ortes

ziemlich nahe aneinander gerückt. Die Ursache soll darin liegen, daß ehemals das ganze Gelände bei der Kirche zwei Bauernhöfen angehörte, so daß hier wenig Baugelände zur Verfügung stand. Deshalb mußten die Ansiedler, Handwerker und kleine Landwirte, weiter außerhalb auf Markengründen Wohnplätze suchen. So entstanden verschiedene kleine abseits gelegene Kolonien, z. B. Moorhauk, Tange, Westerfeld, Siemerhauk, Plotterei usw. Später ist dann durch Aufteilung des einen Hofes auch im Innern des Ortes mehr Platz für Wohnzwecke geschaffen worden.

Als ein Beweis des Mangels an Wohnplätzen kann auch vielleicht die Tatsache dienen, daß für die Küsterwohnung ein Teil des Pfarrgartens abgetrennt werden mußte. Das Pfarrhaus, einige hundert Meter von der Kirche entfernt, hat dadurch eine etwas versteckte Lage erhalten.

Die Pfarrwohnung ist ein altes Gebäude, das in absehbarer Zeit durch einen Neubau ersetzt werden muß. Von der einen Seite wird es durch einen hübschen Eichenpark, der ausgedehnte Spaziergänge ermöglicht, auf der anderen Seite durch den umfangreichen Pfarrgarten, dessen Hauptzierde große Taxusbäume bilden, begrenzt. Auch die übrigen Pfarrgrundstücke liegen größtenteils in unmittelbarer Nähe des Pfarrhofes, so daß die ganze Anlage einen vorteilhaften Eindruck gewährt.

Die Vikariewohnung, die, wie oben gesagt, auf dem ehemals Hillebrandschen Kotten errichtet ist, liegt von der Kirche reichlich fünf Minuten entfernt. Die Wohnung ist vor einigen Jahren durch einen Anbau bedeutend vergrößert und verbessert worden. Die waldreiche Umgebung des Hauses verschönert die anmutige Lage des Hauses. Die zur Vikarie gehörige Hemmken Stelle ist nach wie vor verpachtet.

Unfern der Kirche liegt das Heim der Schwestern, die in der Gemeinde ambulante Krankenpflege ausüben, für die heranwachsende weibliche Jugend Nähunterricht erteilen und dgl. mehr. Diese Einrichtung, von Pfarrer Johanning, dem Nachfolger Budkes, ins Leben gerufen, gewährt der Gemeinde unschätzbare Vorteile, ist überhaupt für eine etwas abgelegene Gegend, wie Molbergen, kaum zu entbehren. Nur müßten die Unterkunftsverhältnisse der Schwestern auf die Dauer verbessert werden. Das unmittelbar an der Straße liegende, der Pastorat

gehörende Häuschen ist allzu dürftig eingerichtet und ungünstig gelegen. Die Gemeinde wird es sich ohne Zweifel angelegen sein lassen, den Schwestern bald an einer passenden Stelle eine ausreichende Wohnung zu schaffen. Eine kleine Verbesserung des jetzigen Wohnraumes ist dadurch bewirkt worden, daß die Dorfwaage, die sich unmittelbar neben dem Schwesternheim befand, nach einer anderen Stelle verlegt worden ist.

Von einer Schule wird erst nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges gesprochen. Während des Krieges, wo Molbergen vollständig entvölkert war, hat jedenfalls keine Schule hier bestanden. Wie es vorher darum bestellt gewesen ist, darüber ist nichts bekannt. Die älteste Nachricht stammt aus dem Jahre 1651. Der Küster Heinrich Bifang ist zugleich Schullehrer und bezieht für den Unterricht aus Kirchenmitteln einen Malter Roggen. Schulgeld, wie in anderen Orten, scheint nicht gezahlt zu sein, dafür waren die Bewohner wohl zu arm.

Der Küster Heinrich Bifang legte bald wegen der geringen Besoldung den Schuldienst nieder, und der damalige Pastor Sack übernahm selbst für einige Zeit den Unterricht. Der Pastor aber eignete sich nicht zum Schulhalten. Man trat deshalb wieder mit dem Küster wegen der Uebernahme des Unterrichts in Verhandlungen, der aber jetzt 1½ Malter Roggen forderte.

Unterdessen mußte der Küster wegen schlechter Lebensführung abgesetzt werden. Er versuchte den Küsterdienst in Lastrup zu erhalten, wurde aber von dem dortigen Pastor Gudemann abgelehnt.

Als Küster und Lehrer in Molbergen wurde nun vom Dechanten Covers in Krapendorf dessen Vetter Laurenz Covers eingesetzt. Der bisherige Küster Bifang erhielt die Aufforderung, innerhalb vierzehn Tagen die Küsterwohnung zu räumen, sonst werde er entfernt und wegen Ungehorsams bestraft werden. Dieses eigenmächtige Vorgehen des Dechanten rief den Widerspruch der Eingesessenen wach. In einem Schreiben vom 19. Januar 1660 beklagen sie sich über Verletzung ihres Wahlrechtes. Sie könnten nachweisen, daß seit hundert Jahren bei vier Küstern die Kirchspielsleute das Recht, den Küster zu wählen, ausgeübt hätten. Ferner werfen sie dem Dechanten Covers vor, die Berufung des Küsters Bifang nach Lastrup verhindert zu haben. Sie bitten zum

Schluß, den bisherigen Küster Bifang in seinem Amte zu belassen oder seinen zwölfjährigen Sohn mit der Verwaltung zu beauftragen.

Mit dieser Eingabe, deren Urheber ohne Zweifel der entlassene Küster Bifang selbst war, hatten die Molberger keinen Erfolg. Der Pastor Pottgießer trat für den angegriffenen Dechanten Covers ein und erklärte, er habe den Laurenz Covers in Verbindung mit den beiden Kirchenprovisoren und den Vornehmsten des Kirchspiels berufen. Es sei nie Sitte gewesen, jeden Eingesessenen zu fragen; es genüge nach alter Gewohnheit eine Zustimmung der Intelligenteren, und diese sei erfolgt. Auch der Pastor Gudemann aus Lastrup erklärte in einem Schreiben, er habe den Küster Bifang wegen seiner schlechten Aufführung abgelehnt; der Dechant Covers sei daran völlig unschuldig. Darauf legte sich der Sturm, und Laurenz Covers blieb Küster und Lehrer.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde ein eigenes Schulgebäude hinter der Kirche errichtet. Der damalige Küster und Schullehrer Johann von Cappeln erhielt für den Schuldienst zwei Malter Kirchenroggen, als Küster aus jedem Hause ein Brot. Dieses würde aber, wie er klagt, wegen der bekannten Armut nicht gegeben.

Kurz hernach, etwa um 1700, wurden Küsterei und Schuldienst von einander getrennt und sind von da getrennt geblieben. Der Lehrer heißt Gerhard Kuper, während Küster Johann von Grönem ist. Der Lehrer erhielt für seine Mühewaltung 15½ Scheffel Roggen aus Kirchenmitteln, sonst nichts. Da für dieses geringfügige Einkommen kein Lehrer auf die Dauer zu gewinnen war, wurde etwa 20 Jahre später unter dem Lehrer Gerhard Möllers eine Aenderung dahin getroffen, daß statt des Kirchenroggens Schulgeld eingeführt wurde. Wie hoch dieses festgesetzt war, wird nicht gesagt, doch scheint es wohl nicht viel eingebracht zu haben, denn es heißt, daß der Lehrer hauptsächlich „von seiner Hände Arbeit“ leben müsse. Später, im Jahre 1784, wird erwähnt, daß jedes Kind ¼ Rtr. zahle.

Eine Aufbesserung des Lehrergehaltes erfolgte 1744 dadurch, daß der Organistendienst mit der Lehrerstelle verbunden wurde. Der Organist Deeken, den, wie oben erwähnt, Pastor Plate aus eigenen Mitteln hatte ausbilden lassen, wurde im genannten

Jahre auch als Schullehrer eingesetzt. Da der Organistendienst 24 Rtr. einbrachte, reichten die Einkünfte aus den beiden Dienstleistungen zu einem anständigen Lebensunterhalte. Schuldienst und Organistendienst sind bis zum heutigen Tage miteinander verbunden geblieben.

Später ist eine eigene Hauptlehrerwohnung am Wege nach Cloppenburg errichtet worden, während sie ursprünglich mit der Schule unter einem Dache lag. Im Jahre 1926 ist nach langjährigen Verhandlungen ein Schulneubau westlich vom Orte in Angriff genommen worden, da die Schülerzahl sich so vermehrt hatte, daß eine dritte Klasse eingerichtet werden mußte. Die zweite Klasse war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hinzugekommen, während bis dahin eine einklassige Schule genügt hatte. Mit dem hübschen Neubau, der vier Lehrzimmer enthält, ist ein neuzeitlich eingerichtetes Bad (Brause- und Wannenbäder) verbunden, wie auch für schwache und erholungsbedürftige Kinder inmitten eines ausgedehnten Tannenbestandes außerhalb des Ortes am Wege nach Cloppenburg auf dem sog. Lehmstich ein Licht- und Luftbad eingerichtet worden ist. Es wäre zu wünschen, daß die Hauptlehrerwohnung, die von der neuen Schule ziemlich weit entfernt liegt, mehr in die Nähe verlegt würde. Die Schule in Molbergen wird von den Kindern des Ortes und denen des Gutes Stedingsmühlen besucht.

Der Ort Molbergen, der zahlreiche kleine Besitzer, dagegen wenig eigentliche Bauernhöfe aufweist, hat eine nicht unschöne Lage unweit der Soesteniederung. Der Ausblick auf das Soestetal, auf Gut Stedingsmühlen und Resthausen kann als hübsch bezeichnet werden. Chausseeverbindungen führen nach Cloppenburg, nach Matrum-Nieholte, über Ermke nach Lastrup, über Grönheim, Peheim zum Hümmling, nach Stedingsmühlen, Stalförden und endlich nach Dwergte. Man kann also sagen, daß sämtliche Hauptwege gepflastert sind. Leider fehlt es der Gemeinde an einer Bahnverbindung. Versuche, Anschluß an das Bahnnetz zu erlangen, sind oft genug gemacht worden. Der Plan, zunächst eine Zweiglinie von Cloppenburg bis Molbergen zu bauen, schien in der Nachkriegszeit seiner Erfüllung nahe zu sein, doch scheiterte er schließlich an dem Widerstande der Bewohner Peheims und Grönheims. Jetzt versucht man, die vom Hümmling aus nach Cloppen-

burg zu bauende Normalspurbahn möglichst nahe an den Ort heranzuziehen. Wieweit die Erwartungen erfüllt werden, muß die Zukunft lehren. Der kräftig aufstrebenden Gemeinde wäre eine bessere Bahnverbindung ohne Zweifel zu wünschen.

Die Sitten und Gebräuche scheinen in der Molberger Gegend nicht wesentlich anders gewesen zu sein, als in den Nachbargemeinden. Peterbultfeier, Fastnacht, Weihnacht- und Silvesterfeier mit Wäpelraut und Tunschere fanden hier in derselben Weise, wie in anderen Gegenden Cloppenburgs und Friesoythes statt. Am Silvesterabend ließ in der Molberger Gegend der Schäfer bei der Rückkehr vom Felde die Schafe vor dem Koven stehen, schoß ein Gewehr ab oder schlug mit einem derben Knittel solange gegen die Stalltür, bis der Bauer kam und ihm ein Geschenk verabreichte. Dieses bestand entweder in einem Geldstück oder in Kuchen nebst einem halben Ohrt Branntwein.

Im Kirchspiel Molbergen bestand früher der Aberglaube, daß eine Handvoll Erde aus einem Grabe auf dem Kirchhof entnommen und in die Viehställe gestreut, das Vieh vor Erkrankungen bewahre, ferner, daß Knochen, aus dem Beinhause oder vom Kirchhofe genommen, zu Asche verbrannt und ohne Vorwissen des Kranken unter die Speisen gemischt, von Ausschlag und Geschwüren befreie. Doch genüge es auch, das Leiden auf einen Zettel zu schreiben und diesen in einen Sarg, der zum Kirchhof getragen werden sollte, zu legen. Die Krankheit wurde dann mit hinausgetragen.

Wenn der Schäfer mit seinen Schafen in die Heide zog, sangen die Kinder ihm den Spottvers nach:

„Scheper, Scheper Hüttüttüt,
Het noch 'n Kossen (Kruste) in sinen Püd (Brotbeutel)
Einen vör'n Hund,
Einen vör'n Mund,
Einen vör'n Scheper Hüttüttüt.“ —

Die Gemarkung des Ortes Molbergen erstreckt sich in südlicher Richtung an Ermke vorbei etwa 1½ Stunde weit bis gegen Matrum und Kneheim. Nach dieser Seite hin liegen auch die größeren Bauernhöfe des Ortes. — Unter den Höfen des Ortes Molbergen findet sich der Name Pophenke. Dieser (ehemals Paphenke) wird auf einen protestantischen Prediger, namens Henke, zurückzuführen sein.

Die Bauerschaft Ermke stellt ohne Zweifel eine uralte Siedlung dar. Bereits 947 wird der Ort als Armicke erwähnt. Auch die geschlossene Lage der Bauernhöfe längs des (jetzt chaussierten) Weges von Molbergen nach Lastrup ist ein Beweis für das hohe Alter der Dorfschaft. Auf dem Nordfelde, dem Ermkerfelde und dem Hohen Felde lagen große Urnenfriedhöfe. Urnen und Steinwerkzeuge aus der Ermker Gegend füllen ganze Schränke des Landesmuseums zu Oldenburg. Das Heimatmuseum in Cloppenburg besitzt außer Steinwerkzeugen eine Lanzenspitze aus der Bronzezeit, die 1926 im Brockenmoore bei Ermke gefunden wurde. Dort wurde auch vor etwa 40 Jahren ein Holzschuh ausgegraben, der vollständig den Holzschuhen glich, die später die belgischen Kriegsgefangenen (Flamen) aus ihrer Heimat als Liebesgaben erhielten. Auch zwei übergroße Kuhhörner und ein Tontopf wurden vor 50 Jahren im benachbarten Dosenmoor zu Tage gefördert. Herr Hauptlehrer Windhaus in Ermke hat sich stets als liebevoller und kenntnisreicher Sammler dieser Altertümer bewährt.

Wie die ganze Gemeinde Molbergen, hat Ermke im Dreißigjährigen Krieg schwer gelitten. Das ehemals so blühende Dorf verarmte völlig. Bereits 1630 lagen vier Höfe wüst; doch waren die übrigen noch imstande, über 66 Rtr. „Defentionssteuer" aufzubringen. In der letzten Hälfte des Krieges aber sind ohne Zweifel alle Dorfbewohner gezwungen gewesen, zeitweise die väterliche Scholle zu verlassen. Als letzterer kehrte 17 Jahre nach Friedensschluß Lampen-Thie mit Frau, Sohn, Schwiegertochter und einem Enkel von fünf Jahren in die Heimat zurück. Noch im Jahre 1687, also fast 40 Jahre nach Friedensschluß, versichern Franz Bothe, Richter zu Cloppenburg, Johannes Pottgießer, Pastor, und Heinrich Plate, Vogt zu Molbergen, an Eidesstatt, daß aus Ermke die Abgaben nicht vollständig beizuschaffen seien, „maßen einige ganz verbrannt, verarmt und verwüstet" seien, Schafzucht, Strumpfstrickerei und Torfhandel wurden auch hier die Haupterwerbszweige, während der Ackerbau, der sich kaum noch lohnte, vernachlässigt wurde.

Die Männerwelt ging nicht bloß im Sommer nach Holland zum Grasmähen, manche von ihnen, besonders die abgehenden Söhne, handelten dort auch im Winter mit Strümpfen, die daheim

von den älteren Leuten, den Frauen und Kindern, angefertigt waren. Stolz nannten sie sich „Hollandsche Kooplüe“. Ein Rucksack aus Sammet und ein Stock mit silbernem Knopf waren die äußeren Abzeichen dieser reisenden „Kooplüe“, womit sie bei den „Mynheers“ Eindruck zu machen suchten. Weil die Männer vielfach einen großen Teil des Jahres aus Ermke abwesend waren und den Frauen fast allein die Sorge um Haus und Hof oblag, soll sich die Folgeerscheinung ergeben haben, daß noch heute sehr viele Ermker Höfe im Volksmunde nicht nach den Männern, sondern nach den Frauen benannt werden.

Trotz vielfach langdauernder Abwesenheit verloren die Männer nicht die Anhänglichkeit an die väterliche Scholle. Auch die abgehenden Söhne ließen sich, wenn sie sich so viel erspart hatten, wie zum Bau eines Häuschens erforderlich war, in der Regel auf heimatlicher Flur nieder und siedelten sich in der Nähe des Ortes auf Markengrund an. So trat zu den Vollerben alsbald eine Anzahl Kötter und Brinksitzer, und der Ort vergrößerte sich zusehends. Im Jahre 1724 wies Ermke bereits 21 „Brinksitter“ auf, 24 Jahre später 28. Von den alten Stellen sind später drei Vollerben, ein Halberbe und eine Kötterei untergegangen; zwei Höfe sind aus dem Orte hinausverlegt. — Nach der Markenteilung sind auch Siedlungen in größerer Entfernung vom Orte, z. B. auf der Tange, im Westerfeld usw., erfolgt.

Die Bewohner Ermkes haben von jeher in der Gemeinde Molbergen den Ruf genossen, daß sie gern etwas mehr bedeuten wollen, als die übrigen Kirchspielseingesessenen, und daß sie auf diese mit einer gewissen Geringschätzung hinabsehen. Der bessere Boden, der größere Wohlstand, der hier trotz aller Armut zu allen Zeiten noch etwas bedeutender war, als in anderen Teilen der Gemeinde, haben diese Anschauung wahrscheinlich hervorgerufen.

Jedes Jahr am Donnerstag vor Weihnachten ist der sog. Ermker Feiertag. Es ruht jede knechtliche Arbeit. Die Dorfbewohner gehen wie am Sonntag in die Pfarrkirche zur Frühmesse oder zum Hochamt. Bis vor 20 Jahren war Nachmittagsandacht in der Schule; diese hat aufgehört, weil jetzt an diesem Tage Unterricht stattfindet, was früher nicht der Fall war. Merkwürdigerweise ist die Veranlassung, die zur Einrichtung die-

ses Feiertages geführt hat, völlig in Vergessenheit geraten. Am 12. Oktober 1766 stiftete die Ermker Ortschaft in der Pfarrkirche zwei Brandmessen für die Zeit von Weihnachten bis Fastnacht. Die Stiftung ist errichtet vor dem Notarius Caesar zu Vechta in Gegenwart der Zeugen Caspar Anton Dominicus Caesar zu Vechta und Gottfried Hanneke aus Dwergte. Ob der genannte Feiertag mit dieser Stiftung in Verbindung steht, müßte näher untersucht werden.

Bis vor 70 Jahren wurde zu Ermke Fastnacht in althergebrachter Weise in Saus und Braus gefeiert. Schlimme Ausschreitungen waren die unausbleibliche Folge. Da kam ein junger Geistlicher nach Molbergen und eiferte unaufhörlich gegen das verderbliche Fastnachttreiben. Es war dies Wilhelm Hellmann aus Sevelten, der später (1867—1874) Kooperator in Essen und Verwalter der Kapelle in Calhorn war und als Vikar in Cappeln gestorben ist; er hat auch in Essen die Fastnachtsgebräuche abzustellen gewußt. Dem Ermker Schneider, der bei all den Festlichkeiten zum Tanz aufspielte, drohte er: „Spielst du zum Fastnachtstanz, wirst du den Teufel auf der Spitze des Fiedelbogens sehen!“ Der Osterhauk — etwa zwanzig Haushaltungen — folgte dem eifrigen Seelenhirten; der übrige Teil des Dorfes feierte Fastnacht in gewohnter Weise, und zwar im Hause des Zellers Henken. Im Frühjahr aber, als die Bäume ausschlugen, kam ein Raupenfraß, so schlimm, daß man Ende Juni noch kein Blatt an Strauch und Baum sehen konnte. Auf dem Osterhauk jedoch wurde keine Raupe gefunden. Ende Juni begannen die Raupen bei Torabel über die Roggen- und Haferfelder auf dem „Neuen Lande“ herzufallen. Da eilten die bedrängten Bewohner zu dem jungen Geistlichen und klagten ihre Not. Der aber erwiderte kurz: „Feiert Fastnacht!“ In ihrer Bedrängnis baten sie den neuen Moses: „Bitte du den Herrn, daß er die Plage von uns nehme!“ Am andern Morgen sah man die Raupen in langem Zuge nach dem Nordfelde kriechen, wo sie sich zusammenballten und starben. In Ermke aber war die letzte Fastnacht gefeiert.

Von einer Schule in Ermke hört man zum ersten Male im Jahre 1713, wo Rudolf Einhaus Lehrer war. Im Jahre 1834, wo Andreas Brinkmann an der Spitze der Schule stand, wird bereits zur Sommerzeit Schule gehalten, und zwar Dienstags und

Freitags und an den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage. Sommerschule kannte man sonst zu jener Zeit auf dem Lande noch wenig. Es war damals wohl ein Schulhaus vorhanden, aber keine Lehrerwohnung. Jetzt ist die Schule zweiklassig. Das neue Schulgebäude gehört zu den schönsten des Münsterlandes. In der Nähe der Schule sind mehrere hübsche Wohnungen entstanden, wodurch der Ort ein freundliches Aussehen erhalten hat. —

An dem Wege, der von Klein-Roscharden über Windhaus Stelle nach Ermke führt, findet sich eine Stelle, wo sich kleine Erdmännchen aufhalten. Bei schönem Sonnenschein sieht man sie, freilich nicht immer, im Spiel vor ihren Erdwohnungen, deren Zugänge wie Mauselöcher sind. Will man ihnen zuschauen, so eilen sie rasch in ihre Wohnungen und lassen aus Rache Unglück über den Störenfried kommen. Doch werden sie versöhnt, wenn man auf den Platz, von wo man sie vertrieben hat, ein Weißbrot und eine Kanne Bier hinstellt.

Auf dem Hohen Felde, östlich vom Dorfe, wohnte in alten Zeiten eine Hexe. Um Mitternacht kam nicht selten der Böse mit dem Pferdefuß zu ihr, um mit der Alten ein Stündchen zu tanzen. War er nachts nicht hier, so sah man ihn häufig auf dem Wege von Timmerlage nach Ermke, dem sog. Dorg. Er ging dann durch die Kämpe an der Ostseite des alten Dorfes, weiter an dem Barrenkamp entlang auf Molbergen zu. Häufig wechselte er seine Gestalt. In den letzten 60—70 Jahren ist er nicht mehr gesehen worden. Die letzten, denen er begegnet ist, waren Dirk Wilm Hoppe, Hütten Buker, Timmermanns Gerd, Gerd Hagen und Bullenkamps Gerd. Dirk Wilm Hoppe kam abends spät von Martens in Timmerlage; er zieht seine Schiebkarre hinter sich her. Plötzlich kann er sich nicht mehr fortbewegen. Er sieht zurück und sieht — ein greulicher Anblick — den Teufel auf der Schiebkarre sitzen und ihn höhnisch angrinsen. Dirk Wilm läßt die Karre im Stich und hastet heimwärts. Erst am folgenden Tage wagt er es, sich nach der Karre umzusehen und sie heimzuholen. — Hütten Buker wurde von ihm auf dem Dorg in Gestalt einer schwarzen Kuh geäfft, neben der ein Strick herschleppte. Buker glaubt, ein verlaufenes Tier vor sich zu haben, fängt sie ein und führt sie mit sich fort. Zu Hause angekommen, bindet er sie an einen Baum und klopft an das

Küchenfenster, damit man ihm die verriegelte Haustür öffne. Als er nun die Kuh ins Haus holen will, ist sie verschwunden. Nun weiß er, wer ihn genarrt hat. — Timmermanns Gerd hatte eine Begegnung mit ihm in Abeln Kamp, als er spät abends von der Arbeit heimkam. Tagsüber war Schnee gefallen. In Gestalt eines „stämmigen Fraumenschen" kommt er auf ihn zu und will ihm an den Kragen. Nur mit seinem Zimmermannsbeil vermag er sich zu verteidigen. Am anderen Morgen findet er nur seine eigenen Fußspuren im Schnee, aber keine fremden. — Dem Gerd Hagen begegnete der Böse ebenfalls in Abeln Kamp, und zwar als Katze, die ihm den Weg versperrt. Er schlägt mit dem Stock danach, da wird das Untier so groß wie eine Kuh und will ihm zu Leibe. Er ergreift die Flucht und kommt schweißbedeckt, ganz außer Atem und völlig verstört bei Caven Bernd an. — Bullenkamps Gerd spioniert gern aus, welche Freier die heiratsfähigen Mädchen des Dorfes haben. Eines Abends gesellt sich auf seinem Beobachtungsgang beim „Gosepaul" ein großer schwarzer Hund zu ihm. Wie Gerd bei Zeller Ortmanns Hause durchs Fenster lugt, schaut auch der Hund, die Vorderpfoten auf die Fensterbank stützend, hindurch. Da wird es dem Gerd unheimlich, und er geht fort. Doch als der Hund ihm nicht folgt, beruhigt er sich und will noch eben zum Achterbur am andern Dorfende gehen, dessen Tochter, eine „Stäebrut", einen Freier haben soll. Wie er aber dort ankommt, steht schon der Hund am Fenster und schaut hindurch. Seit jenem Abend zog Gerd es vor, seine Neugierde zu bezähmen. —

Während Ermke ½ St. südwestlich von Molbergen entfernt liegt, treffen wir in derselben Entfernung nordwestlich vom Kirchdorfe auf die Bauerschaft Dwergte. Der Ort, jedenfalls eine alte Siedlung, heißt 1275 Diwergeten. Man vermutet, daß der Name von dwerh = quer, schräg abseits (nämlich von Molbergen) hergeleitet ist.

Zum Kirchdorfe führen zwei Wege, der eine über das Eifeld und das Kuhmoor; er ist der ältere. Der andere, der 1752 als „Nienweg" bezeichnet wird, war namentlich an der Stelle, wo er durch den „Togschlot" führt, in nassen Jahreszeiten nicht immer gangbar. Dieser Weg ist jetzt chaussiert.



Molbergen, Vesperbild

„Bilderwerk Münsterland“ Phot.: Engels-Cloppenburg

Die neue Straße ist von einem hübschen Stationsweg begleitet, der früher auch bei der Fronleichnamsprozession benutzt wurde. Durch den Chausseebau hat die Schönheit des Weges stellenweise gelitten, doch könnte der Schaden ohne große Mühe ausgebessert werden. Man müßte einige Stationsbilder etwas zurückstellen und neu einfassen, dazu den Weg neben der Straße auf einigen Strecken wieder bepflanzen, dann wäre die frühere Lieblichkeit wiederhergestellt. Zu bedauern wäre jedenfalls, wenn der Stationsweg immer mehr verfiele und schließlich verschwände. Die Umgegend Molbergens wäre dann um ein Stück Poesie ärmer.

Merkwürdigerweise scheint nicht mehr bekannt zu sein, wann und aus welchem Anlaß der Prozessionsweg angelegt ist. „Kreuzwege" sind in unserer Gegend kaum länger als 100 Jahre bekannt, einzig der — nur aus sieben Stationen — bestehende Stationsweg bei Vechta (am Stoppelmarktswege) ist älter. Der Molberger Kreuzweg dürfte frühestens um 1820 errichtet worden sein.

Nach einer Sage, die Frl. Kröger in den „Beiträgen zur Heimatgeschichte von Essen" mitteilt, hatte eine Frau aus dem Kirchspiel Essen das Gelübde gemacht, in Molbergen einen Kreuzweg bauen zu lassen. Aber sie starb, bevor sie das Versprechen erfüllt hatte. Als der Witwer nach zwei Jahren wieder heiratete, erschien während der Brautmesse die verstorbene Frau einem alten Knechte des Hofes und klagte ihm, daß sie keine Ruhe fände, weil das Gelübde nicht ausgeführt sei. Nach der Trauung erzählte der Knecht seinem Herrn den Vorfall. Dieser sorgte dafür, daß der Kreuzweg alsbald errichtet wurde. So soll Molbergen seinen hübschen Stationsweg erlangt haben.

Am Ende des Stationsweges, aber an der anderen Seite der Straße, befindet sich ein altes Bildnis, die Dreifaltigkeit darstellend. Vor diesem Bilde fand vor etwa 25 Jahren der damalige Molberger Pastor Budke durch einen Schlaganfall ein jähes Ende, nachdem er von Dwergte aus, wo er in Schulangelegenheiten geweilt hatte, wohl und munter den Heimweg angetreten hatte. Eine Marmorplatte mit entsprechender Inschrift am Sockel des Dreifaltigkeitsbildes erinnert an das unvermutete Ende des beliebten Seelsorgers.

Der Ort Dwergte ist, wie alle alten Siedelungen, ziemlich eng und unregelmäßig angelegt. Vom Dosenmoore aus erfolgte früher ein nicht unerheblicher Wasserdruck bis nach Dwergte hin. Da kein Abfluß zur Soeste bestand, stieg das Wasser im Winter und Frühjahr nicht selten bis an die Grundmauern der hochgelegenen Wohnhäuser. Seitdem der „Togschlot", so nennt man die vom Moore her, zwischen Dwergte und Molbergen sich hinziehende Niederung, vertieft worden ist und die Abwässerungsverhältnisse geregelt sind, hat die Wassernot ihr Ende gefunden. Nur noch das sog. „Dwergter Meer", eine 15 bis 20 Scheffelsaat große ungeteilte Fläche unmittelbar am Orte, ist noch teilweise mit Wasser bedeckt und dient als Viehtränke.

Wie es um die wirtschaftliche Lage des Ortes in alten Zeiten bestellt gewesen ist, darüber fehlen die Nachrichten. Groß wird der Wohlstand schwerlich jemals gewesen sein, dafür ist der Boden im allgemeinen zu wenig fruchtbar. Nach dem Dreißigjährigen Kriege (seit welcher Zeit wir näher unterrichtet sind) hat durchschnittlich bittere Armut und Not vorgeherrscht. Während des Krieges war die Bevölkerung zeitweise geflohen, erst nach und nach kehrte sie zurück. Im Jahre 1648, also gegen Ende des verheerenden Ringens, hatte sich in der Nähe des Ortes ein Wolfspaar in einer Scheune, nach anderer Ueberlieferung in einem leerstehenden Wohnhause, eingenistet. Auf den oben erwähnten Reisenden Hoche machte die Gegend einen wenig erfreulichen Eindruck. „Von Molbergen gingen wir nach Twergte. Hier fanden wir einen Wagen, der Felle von Vechta nach dem Ellerbruch fuhr. Die Gegend ist hier so traurig, daß ich mein Gesicht über eine Stunde unter die Decke verbarg, um gar nichts zu sehen." Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mußten drei bis vier Bauern ihre Höfe verkaufen, weil die ständigen Mißernten infolge der Frostschäden und sonstige mißliche Wirtschaftsverhältnisse sie tief in Schulden gestürzt hatten. Die Natur hat es den Bewohnern Dwergtes nicht leicht gemacht, ihr gutes Auskommen zu finden.

Uebrigens ist in den letzten Jahrzehnten eine bedeutende Wendung zum besseren eingetreten. Die veränderte und verbesserte Wirtschaftsart hat auch hier ihre Früchte gezeitigt. Die Markenteilung, die erst 1906 bis 1910 durchgeführt worden ist,

hat mit der alten Schafwirtschaft aufgeräumt. Leider haben die meisten Grundbesitzer, um ihre Schuldenlast abzustoßen, einen großen Teil ihrer Markengründe zu einem Schleuderpreis veräußert. Weite Flächen hat der Landeskulturfonds zu Siedlungszwecken oder die Forstverwaltung zur Abrundung ihrer Forstbezirke „Dwergter Sand“ (zwischen Dwergte und Thülsfelde) und „Langenberg“ (zwischen Dwergte und Augustendorf) erworben. Manche Grundstücke aber sind auch für ein „Ei und Butterbrot“, oder, sagen wir in diesem Falle lieber, für eine Arbeitshose in den Besitz des Kaufmanns Drees in Molbergen übergegangen. Heute wird mancher Besitzer es bedauern, damals nicht vorsichtiger gewesen zu sein und seine Grundstücke verschleudert zu haben.

Durch die Ansiedlungen auf Markengründen ist die Zahl der kleinen Anbauer nicht unerheblich gewachsen. Aber auch vor der Markenteilung wies die Bauerschaft eine große Menge Köttereien auf, vor allem auf dem sog. „Eifelde“, und der „Hosüne“ zwischen Dwergte und Molbergen. Diese kleinen Besitzer waren es auch, die schließlich die Markenteilung durchsetzten, nachdem die Bauern wegen der Schafhaltung die Teilung jahrzehntelang zu hintertreiben gewußt hatten.

Infolge des geringen Wohlstandes, der bis vor kurzem hier herrschte, sind die Wohnhäuser durchschnittlich alt und einfach. Auch fällt es den Besuchern auf, daß manche Höfe ohne Gärten und ohne besondere Einfriedigung unmittelbar an der Dorfstraße liegen. Dadurch erhält der Ort ein etwas kahles und unfreundliches Aussehen. Wenn die Bewohner mehr Sorgfalt auf hübsche Gärten legten, die mit gut gepflegten Hecken einzufriedigen wären, gewänne die Ortschaft bedeutend an Lieblichkeit. Auch wäre es für die Verschönerung nicht nachteilig, wenn verschiedene unbenutzte Schafkoven, die von alter Zeit her in unmittelbarer Nähe des Ortes zu sehen sind, verschwänden, ebenso manches baufällige Stallgebäude, wodurch der Ort verunziert wird. Doch steht mit Sicherheit zu erwarten, daß mit zunehmendem Wohlstande die erforderlichen Verbesserungen und Verschönerungen erfolgen werden.

Die Chausseeverbindung Molbergen-Dwergte bildet vorläufig noch eine Sackchaussee. Ob mit einem Weiterbau, etwa in die

Richtung auf Markhausen, in absehbarer Zeit gerechnet werden kann, ist noch fraglich.

Innerhalb des Ortes auf dem Hofe des Zellers Lücken steht eine kleine Dorfkapelle, die mit einem Betglöcklein, das zu den Tageszeiten geläutet wird, versehen ist. Gottesdienst wird darin nicht gehalten. Eigentümlich ist ein in die Seitenwand eingelassener Arm; die ausgestreckte Hand zeigt in das Innere der Kapelle. Ueber die Bedeutung dieses Zeichens haben sich gelehrte Leute schon den Kopf zerbrochen; unter der Bevölkerung ist darüber gleichfalls nichts bekannt.

Von einer Schule in Dwergte wird zum ersten Male 1752 berichtet, vorher besuchten die Kinder die Schule in Molbergen. Doch muß vorher schon zeitweilig eine „Winkelschule" in Dwergte bestanden haben, denn in dem genannten Jahre reichen die Eingesessenen von Dwergte ein Gesuch um Errichtung einer eigenen Schule ein und führen darin aus, „daß sie vor diesem einen Schulmeister gehabt hätten, wie einige, die bei ihm in die Schule gegangen, bezeugen könnten. Da sie später einen tauglichen Schulmeister nicht hätten erhalten können, so habe man die Kinder bis jetzt in die Molberger Schule geschickt. Nunmehr wären aber wieder viele Kinder da, zudem stände ihnen ein in Glaubenssachen, im Lesen und Schreiben erfahrener Mann zu Gebote, und da Dwergte über ¾ St. von Molbergen entfernt wäre, zugleich die kleinen Kinder den sog. Rienweg, eine morastige Strecke, nicht gut passieren könnten, man vielmehr befürchten müsse, daß sie von den am Wege befindlichen Fußsteigen herunterfielen und ertränken, so bäten sie um Anstellung des von ihnen angeworbenen Schulmeisters." — Nachdem die Behörde beim Dechanten Erkundigungen eingezogen hatte, wurde unter dem 13. December 1752 verfügt, daß die kleineren Kinder in Dwergte unterrichtet werden könnten; die größeren Kinder aber, die nahe vor der Erstkommunion ständen, sie möchten aus Ermke, Dwergte oder Grönheim sein, sollten fortan die Schule in Molbergen besuchen. Die Schule in Grönheim solle überhaupt eingehen, weil sie nicht genehmigt sei. Die getroffenen Verfügungen sollten an drei aufeinander folgenden Sonntagen von der Kanzel veröffentlicht und Nichtbeachtung mit einer Strafe von zehn Goldgulden geahndet werden.

Overberg, der 1784 die Dwergter Schule besuchte, nennt das Dwergter Schulgebäude eben brauchbar, doch seien keine Schreibbänke darin. Die Kinder aus Dwergte, fügt er hinzu, seien ehedem allezeit nach Molbergen in die Schule gegangen. Der Pastor wünsche, daß sie auch jetzt wieder dahin möchten verwiesen werden. Der Weg (½ Stunde) solle zwar im Winter etwas schlecht sein, könne aber aufgebessert werden.

Zu einer Aufhebung der Dwergter Schule ist es damals nicht gekommen, vielmehr hat sie ununterbrochen bis auf den heutigen Tag bestanden. Das Schullokal wurde später, als die Kinder aus Grönheim der Dwergter Schule zugewiesen waren, nach der Grönheimer Seite in die sog. Kreuzberge verlegt. Doch ist das neue Schulgebäude, nachdem Grönheim wieder von Dwergte abgetrennt ist, vor einigen Jahren in unmittelbarer Nähe des Ortes selbst errichtet worden. Die Schule in Dwergte ist einklassig.

In den oben genannten Kreuzbergen, sowie in den nahe dabei gelegenen Drohnenbergen sind verschiedentlich Urnenhügel mit Scherben und Knochen gefunden worden. Es handelt sich also um einen altheidnischen Begräbnisplatz.

Durch den Dwergter Sand und die benachbarten Bauerntannen führt je eine breite Schaftrift, und zwar durch den Staatsforst die sog. „Große Tradde", durch das Bauernholz die „Kleine Tradde". In letzterer spukt es. Hier hält sich der sog. „Stumpe Kerl" auf, ein Mann ohne Kopf, daher sein Name. Er zeigt sich öfters zur Nachtzeit, und viele sind vor ihm davongelaufen. Was es mit ihm für ein Bewandtnis hat, ist nicht bekannt.

Auch ein dunkler, von hohen Eichbäumen eingefaßter Hohlweg innerhalb des Ortes ist spukverdächtig. Dort pflegten sich die jungen Leute des Ortes öfters zu versammeln. Eines Abends bemerkten sie in ihrer Mitte einen großen schwarzen Hund mit glühenden Augen, der von einem zum anderen ging. Von da an wurde die Gasse gemieden, und die Zusammenkünfte hatten ein Ende. —

Westlich von Dwergte liegt die nicht sehr umfangreiche Bauerschaft Grönheim. Die älteste bekannte Bezeichnung ist Gronem (1273). Aehnlich spricht der Volksmund den Namen noch jetzt aus.

Er wird herzuleiten sein von einem Personennamen (Haus des Grono). Im Orte finden sich einige hübsch gelegene Bauernhöfe mit großen Gärten und gutgepflegten Hecken.

Aehnlich wie in Dwergte, findet sich hier eine Dorfkapelle, die etwas größer ist, als die in Dwergte. Früher pflegte darin zeitweise Sonntagsnachmittagsgottesdienst durch den Lehrer abgehalten zu werden. Das Gebäude, das zeitweilig als Schulraum gedient hat, ist wenig geräumig. Man sieht darin eine altertümliche Figur, nämlich einen kreuztragenden Christus, wie sie in gleicher Form in der Scharreler Kirche gefunden wird. Um den Besitz dieser Statue soll ehemals ein Streit zwischen den Peheimern und Grönheimern entbrannt sein, in dem letztere den Sieg gewannen.

Die Bauerschaft Grönheim liegt unmittelbar am Dosenmoor, das zwischen Grönheim und Molbergen noch über die Chaussee hinüber bis in die Nähe von Dwergte reicht. Das Moor, früher eine Haupteinnahmequelle für die ganze Umgegend, wird auch jetzt noch vielfach zum Torfgraben benutzt. Den besten Torf lieferte das sog. Kuhmoor, nördlich der Chaussee auf Dwergte zu. Verhandelt wurde er früher größtenteils nach Quakenbrück und Cloppenburg; die Bürger dieser Städte hatten in der Regel ihre ständigen Lieferanten. Verkauft wurde nach Fudern. Die Cloppenburger erhielten ihn für 2,50 Mk. das Fuder, die Quakenbrücker mußten 20 Pfg. mehr bezahlen. Die Preise, worin Fuhrlohn und dgl. eingeschlossen waren, galten als feststehend. Daran knüpft sich folgendes ergötzliche Geschichtchen. Ein Landmesser aus Cloppenburg wurde bei seiner Arbeit in der Grönheimer Gegend durch den Eintritt von Regenwetter gestört. Er begab sich also zu einem Bauern mit dem Ersuchen, ihn nach Hause zu fahren. Der Bauer war dazu bereit, forderte aber als Entgelt 3 Mk. Dem Cloppenburger Herrn kam der Preis im Verhältnis zu den Torffuhren recht hoch vor, und er meinte deshalb, er benötige auch eines Fuder Torfes. Der Bauer versicherte, damit dienen zu können; er habe gerade ein beladenes Fuhrwerk im Schuppen stehen. Der Landmesser bat nun, dieses sofort nach Cloppenburg zu fahren und ihn mitaufsitzen zu lassen. Der Bauer war damit einverstanden, ordnete vorn auf dem Wagen zwei bequeme Sitze an und fuhr zur Stadt. Dort angekommen, lud er den Torf ab und nahm die

üblichen 2,50 Mk. entgegen. So kam der Beamte um 50 Pfg. billiger nach Hause und erhielt obendrein ein Fuder Torf.

In Grönheim wird um 1752 eine eigene Schule erwähnt, doch wird die Aufhebung angeordnet, weil sie nicht obrigkeitlich genehmigt sei, und die Kinder werden wieder nach Peheim überwiesen, wo sie auch früher die Schule besucht hatten. Zu Anfang des vorigen Jahrhundertes hatten die Grönheimer wieder eine Schule eingerichtet und als Lehrer einen Gerhard Heinrich Niehaus angestellt. Wiederum wurde die Schule von der Behörde abgelehnt und geschlossen, so daß die Kinder von neuem die Peheimer Schule aufsuchen mußten.

Erst 1826 erteilte die Behörde ihre Zustimmung zur Einrichtung und übertrug dem Lehrer Heinrich Severin die Schullehrerstelle. Die Schule hat dann bis zum Jahre 1862 bestanden, wo sie zum dritten Male aufgehoben wurde. Die Kinder wurden aber jetzt nicht wieder nach Peheim überwiesen, sondern nach Dwergte, und eine gemeinsame Schule zwischen den beiden Ortschaften errichtet.

Seit einigen Jahren sieht sich Grönheim wieder im Besitze einer Schule, — zum vierten Male innerhalb 170 Jahren. Hoffentlich hat die Einrichtung jetzt Bestand, damit die Grönheimer Schule nicht in den Ruf einer Wanderschule kommt. —

Die äußerste Bauerschaft im Westen der Gemeinde ist Peheim, ebenfalls eine alte Siedlung, die früher Petem (um 1257) und Pedem (1447), später Pehmen, Pehemen, Pehem und Pehm geschrieben wurde. Im Volksmunde ist die letzte Bezeichnung noch jetzt gebräuchlich. Man nimmt an, daß der Name soviel wie „Heim des Peto“ bedeutet und daß die Höfe durch Teilung eines Haupthofes entstanden sind, wie dies wohl bei den meisten alten Bauerschaften der Fall sein wird. „Dat Hus to Petem“, wie es später genannt wird, könnte nach Ansicht sachkundiger Persönlichkeiten wohl die alte Hanneken Stelle gewesen sein (jetzt Ortmann). Das alte Hanneken Erbhaus mit großem Grundbesitz lag in der Nähe der Kirche und ist später nach dem sog. Westerfelde bei Peheim verlegt worden. Als älteste Ansiedler, deren Namen bis jetzt erhalten sind, gelten: Bünger, Ortmann, Kohnen, Wilke, Pleyter, Koopmann und Gerdes. Im Jahre 1860 werden als Vollerben bezeichnet Pleyter und Hanneken, als Halberben Gerdes,

Willebrand, Timme und Koopmann, als Drittelerben Lüken, Ortmann, Bohmann I, Bohmann II, Kohnen, als Viertelerben Madderken, Thoben. Dazu kommt eine Anzahl Sechstelerben.

In alter Zeit soll die Gegend so waldreich gewesen sein, daß, wie das Volk erzählt, ein Eichhörnchen vom Baumwege über Garrel, Molbergen, Peheim bis tief in den Hümmling hinein von Baumkrone zu Baumkrone habe springen können, ohne auch nur einmal den Erdboden berühren zu müssen.

Damals war der Boden fruchtbar, die Bevölkerung wohlhabend. Mit der Entwaldung ging die Verarmung Hand in Hand, beides hauptsächlich veranlaßt durch die unaufhörlichen Kriegsgreuel gegen Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit. Im Jahre 1771 klagt der Molberger Pastor Klüsener: „In Peheim sind schier alle verarmt, die Erben sind in drei bis vier Teile geteilt. Was von dem Roggen (Kirchenpröven) dort einkommt, muß schier gebettelt werden.“ Damals waren die größten Bauern — nicht bloß in Peheim, sondern im ganzen Amte Cloppenburg — gern erbötig, um ein paar Groschen zu verdienen als Frachtfuhrleute Kaufmannsgüter und Waren von und nach Ellerbrock zu fahren. Damals war es auch, wo das Strumpfstricken allgemein wurde, um dadurch wenigstens einen geringen Verdienst zu schaffen, so daß ein fremder Reisender erzählt: „Alles strickt hier im Amte Cloppenburg, was nur Hände hat, Bauer und Bäuerin, Kinder, Knechte und Mägde, vom fünften Jahre des Lebens an bis zum höchsten Alter, alles hat ein Strickzeug. Der Knecht strickt beim Fahren unterwegs, oder wenn er zum Acker, zur Wiese oder sonst über Land geht. So die Magd, so alle Hausgenossen, der Schäfer den ganzen Tag hinter den Schafen, und selten findet man hier einen Landmann, auch auf größeren Reisen unterwegs, ohne Strickzeug.“

Der Wohlstand hat sich auch hier in den letzten Jahren merklich gehoben, wozu noch die bedeutenden Geldmittel, die von Kaufleuten, geborenen Peheimern, in Holland erworben worden waren, in erheblichem Maße beigetragen haben.

Wie in vielen anderen Ortschaften wurde auch in Peheim vor dem Dreißigjährigen Kriege eine eigene kleine Kapelle errichtet. Wegen der Bedeutung des Ortes und seiner weiten Entfernung von dem Pfarrdorfe und der Pfarrkirche war das Gotteshaus

etwas ansehnlicher und umfangreicher gehalten als die meisten übrigen Dorfkapellen. Es sollte wenigstens einige Male im Jahre für alte und gebrechliche Leute, die den weiten Weg zur Pfarrkirche nicht zurücklegen konnten, Messe gelesen und die Sakramente gespendet werden können. Es wurde eine eigene Stiftungsurkunde von dem Bischof Konrad von Ritberg ausgestellt, die im Sommer 1506, wo der Bischof in Cloppenburg weilte, unterzeichnet wurde. Das Gotteshaus scheint um diese Zeit schon fertiggestellt gewesen zu sein, denn die kleine Glocke, die in dem Kapellentürmchen hing, trug die Jahreszahl 1505. Der Pastor von Molbergen kam in der Folgezeit einige Male im Jahre, wenigstens in der Charwoche und am Feste der hl. Anna, der Patronin der Kapelle, nach Peheim, um die gottesdienstlichen Handlungen vorzunehmen. Dafür erhielt er als Entgelt von neun Haushaltungen eine bestimmte Anzahl Roggengarben.

In der bald folgenden sog. lutherischen Zeit (1543—1614) wurde die Darbringung des Meßopfers abgeschafft und nur Predigt und Spendung des Abendmahls abgehalten. Als kurz vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges die katholische Religion wieder zur Herrschaft gelangte, blieb die Predigt als Hauptbestandteil des Gottesdienstes weiter bestehen. Doch hörte dieser bald ganz auf. Im Dreißigjährigen Kriege wurde das Gotteshaus fast völlig zerstört, die Bewohner verarmten und flohen, und die wenigen vorhandenen Geistlichen reichten kaum aus, in den Pfarrkirchen den Gottesdienst aufrecht zu erhalten. Haben wir doch gesehen, daß in Molbergen selbst längere Jahre hindurch kein Pastor vorhanden war und die Seelsorge von Cloppenburg aus wahrgenommen werden mußte.

Und doch scheint nach Beendigung des Krieges trotz der Armut der Bewohner und des Mangels an Geistlichen wenigstens einmal im Jahre in dem verfallenen Gotteshause zu Peheim von Cloppenburg aus Gottesdienst abgehalten worden zu sein; denn der Dechant Covers von Krapendorf-Cloppenburg berichtet im Jahre 1651 an den Bischof: „In Peheim befindet sich eine vollständig verfallene Kapelle, wenn in der österlichen Zeit darin Messe gelesen und gepredigt wird, entrichten die einzelnen Bauern in der Erntezeit je zehn Garben.“ Bei dem einmaligen Gottesdienst blieb es auch, als Molbergen wieder einen eigenen Pastor erhalten hatte.

Pastor Pottgießer (1659—1695) berichtet nämlich ähnlich wie Dechant Covers: Wenn er zu Ostern in der Kapelle Messe lese und predige, erhalte er von jedem Erbe zehn Roggengarben.

Im Jahre 1700 wurde bei Gelegenheit einer bischöflichen Visitation angeordnet, daß die Kapelle von Grund aus aufgebessert, ein neuer Altar aufgestellt und die zum Gottesdienst nötigen Gegenstände, die noch fehlten, beschafft würden. Die Wiederherstellungsarbeiten waren im Jahre 1707 vollendet. Die Eingesessenen begehrten nun, daß außer zu Ostern, auch um Weihnachten und am Patronsfeste Hochamt und Predigt in der Kapelle gehalten werde. Was der Pastor für diese Mühewaltung erhalten solle, wollten sie der Entscheidung des Generalvikars überlassen, bäten aber um Berücksichtigung ihrer Armut. Gottesdienst, Predigt und Katechese seien für sie sehr notwendig. Wegen der weiten Entfernung von Molbergen kämen arme und alte Leute um die Messe. In den verflossenen Kriegszeiten hätten die älteren Leute wenig oder gar keinen Religionsunterricht genossen; durch Predigt und Katachese würde diesen die Möglichkeit geboten, sich die nötigen Kenntnisse anzueignen.

Unter dem 12. August 1708 wurden die Wünsche der Peheimer genehmigt. Dreimal im Jahre, am Feste der unschuldigen Kinder, um Ostern und am St. Annatage fand Hochamt und Predigt in der Kapelle statt. Für jeden Besuch erhielt der Pastor 1½ Rtlr., wovon er einen Teil dem Küster abgeben mußte. Der Pastor brauchte nicht abgeholt zu werden, sondern mußte entweder den Weg zu Fuß machen oder auf seine Kosten einen Wagen nehmen. Außerdem erhielt der Pastor jährlich von neun Erben (1834 waren es Bünger, Pleyter, Koopmann, Hanneken, Drees, Lüken, Madderken, Behnken, Gerdes-Thoben) je zwei Scheffel oder ein Vierup Roggen.

Im Jahre 1851 kam endlich der schon lange dringend notwendig gewordene Neubau der Kapelle zustande. Um die Unkosten zu decken, hatte man seit 1842 Moorgründe verpachtet. Die Einweihung des neuen Gotteshauses erfolgte im Jahre 1852.

Das Bestreben der Ortseingesessenen ging nun dahin, einen eigenen Geistlichen und ständigen Gottesdienst zu erhalten. Zum 1. Januar 1860 wurde diese Einrichtung bewilligt und der Geistliche Alarich Dumster aus Strücklingen zum ersten Kaplan

von Peheim ernannt. Einige Monate später (April 1860) wurde Peheim als Kapellengemeinde gesetzlich anerkannt. Der Kaplan wohnte beim Pastor in Molbergen und kam nur an Sonn- und Festtagen nach Peheim. Dumsters Nachfolger, Karl von Meurers, siedelte ein Jahr nach seiner Ernennung (1866) nach Peheim über, nachdem dort hinter der Kapelle eine Kaplaneiwohnung errichtet worden war. Seitdem haben die Geistlichen ständig in Peheim gewohnt.

In jüngerer Zeit hat die Kapelle durch Um- und Anbauten eine bedeutende Vergrößerung erfahren, und im Jahre 1926 ist der Kapellenbezirk zu einer selbständigen Pfarre erhoben worden. Die um 1870 errichtete Kaplaneiwohnung ist vor einigen Jahren durch ein neues Pfarrhaus, das etwas in den Pfarrgarten zurückverlegt ist, ersetzt worden. Ein Begräbnisplatz war schon 1903 angelegt.

Die neu errichtete Pfarre umfaßt nur die Bauerschaft Peheim. Vernünftigerweise hätte auch die Bauerschaft Grönheim, die mit Peheim stets in engem Zusammenhang gestanden und das dortige Gotteshaus immer mitbenutzt hat (und auch in Zukunft ohne Zweifel mitbenutzen wird) dazugelegt werden sollen. Aber die Bewohner sträubten sich, wohl hauptsächlich der höheren Kosten wegen. Die Behörde hat den ablehnenden Standpunkt der Grönheimer berücksichtigt und Grönheim bei Molbergen belassen.

Eine weitere Eigentümlichkeit in der Abgrenzung besteht darin, daß bei der neuen Dekanatseinteilung Peheim zum Dekanate Friesoythe gelegt worden ist, obwohl der Ort von Friesoythe weit entfernt liegt und nie Beziehungen zu jenen Gegenden unterhalten, sondern stets nach Cloppenburg geneigt hat. Die Einteilung ist wohl von dem Bestreben beeinflußt worden, den an sich nicht sehr umfangreichen Friesoyther Bezirk etwas ausgedehnter zu gestalten.

Die Peheimer Schule ist gegen Ende des 17. Jahrhunderts eingerichtet worden. Als nach Ende des Dreißigjährigen Krieges eine Pfarrschule in Molbergen errichtet wurde, sollten auch die Kinder aus Peheim diese besuchen. Aber wegen des 1½ Stunde langen und stellenweise sehr schlechten Weges unterblieb der Besuch naturgemäß. Deshalb mußte schließlich für Peheim und Grönheim eine eigene

Schule eingerichtet werden. Als erster Lehrer wird 1713 ein Friedrich Pleiter erwähnt. 1732 ist Lehrer Heinrich Deeken. Als Overberg 1784 die Schule besichtigte, war ein gewisser Schrapper Lehrer; er befand sich aber in Holland auf Arbeit, so daß Overberg ihn nicht antraf. Von dem Schulgebäude sagt er, daß es einige Verbesserungen nötig habe und keine Schreibbänke enthalte. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts verwaltete ein Lehrer namens Gottfried Brand die Schule; seine Gesamteinnahme betrug 22 Rtlr. Sein Nachfolger Johann Gerhard Kohnen erhielt für den Winter von jedem Kinde 48 Grote, im Sommer, wo an Sonntagnachmittagen Unterricht erteilt wurde, von jedem Kinde 4 Grote. Er berichtet, daß keine Lehrerwohnung vorhanden sei, das Schulhaus wäre klein und unansehnlich, aus der Mark seien ein Garten von vier Scheffelsaat und zwei Wiesen von zwei bezw. sechs Scheffelsaat Größe zum Unterhalt des Lehrers angewiesen. An den Nachmittagen der Sonn- und Festtage und an den Abenden der Fastenzeit halte er in der Kapelle Gottesdienst, wofür er keine Entschädigung beziehe. Als Kohnen 1859 in den Ruhestand trat, erhielt er jährlich 232 Rtlr. Pension. Auch Kohnens Nachfolger Bernhard Kröger hatte noch keine Dienstwohnung, erhielt aber außer 175 Rtlr. Gehalt 7 Rtlr. Mietsentschädigung. Erst Krögers Nachfolger Gerhard Böckmann, der aber 1882 den Schuldienst wegen Kränklichkeit aufgab und nach Bosnien auswanderte, hatte die inzwischen errichtete Dienstwohnung beziehen können. Der Bau war schon im 18. Jahrhundert der Bauerschaft aufgegeben, im Jahre 1817 auch beschlossen, aber wegen geringer Leistungsfähigkeit der Eingesessenen immer wieder hinausgeschoben worden. Seit längerer Zeit ist die Schule in Peheim zweiklassig.

Zu Peheim gehört die nordwestlich vom Orte, nahe der Grenze des Hümmlings gelegene alte Siedlung B i s c h o f s b r ü c k. Der Name ist hergeleitet von der Brücke, die hier über den Grenzbach, die Marka, führt und die ihre Errichtung einem der Fürstbischöfe verdanken soll, der sie bauen ließ, um bequemer von einem Jagdgebiet in das andere gelangen zu können, wenn er in den ausgedehnten Waldungen des Hümmlings und des Amtes Cloppenburg dem Waidwerk oblag. Besaßen doch die fürstbischöflichen Landesherren in Sögel, in Löningen und im Saterlande eigene Jagdhäuser mit Stallungen, groß genug, um eine zahlreiche Jagdgesellschaft samt Dienerschaft und Pferden beherbergen zu können.

Die Bischofsbrücke liegt im Zuge eines von altersher nicht unwichtigen Heer- und Handelsweges, der aus dem Cloppenburgischen ins Meppener Gebiet zur Ems führt. Einige Geschichtsforscher wollen annehmen, daß schon der römische Statthalter Germanikus diesen Weg benutzte, als er im Jahre 16 nach Christi Geburt von der Ems her in das Gebiet des Teutoburger Waldes vorrückte, um die Niederlage des Varus (9 n. Chr. Geb.) zu rächen. Auch in späterer Zeit wurde der Weg noch viel benutzt. Führte doch die alte Reitpost von Cloppenburg zum Hümmling und nach Meppen Jahrhunderte lang über diesen Weg und die genannte Brücke. Erst in jüngster Zeit, besonders seit Fertigstellung der Steinstraße nach Vrees und Werlte, ist der ehemals so bedeutende Heerweg mehr und mehr verödet; nur Landfahrer und andere fragwürdige Gestalten, die die offenen, mehr begangenen Wege gern vermeiden, schlagen ihn noch vielfach ein. Man sieht aber dem breiten Wege mit seinen hohen Böschungen, der bei Grönheim von der genannten Chaussee abzweigt, noch seine frühere Bedeutung an. Er gehört in die große Zahl jener Landstraßen, die in alten Zeiten viel begangen wurden, jetzt aber, nachdem der Hauptverkehr andere Richtungen gewählt hat, ein verträumtes Dasein führen und gleichsam von der geschichtlichen Ueberlieferung zehren. Solche Wege werden dem Geschichtsforscher, wie dem Naturfreunde stets besonders lieb und wert sein.

In der Nähe dieses uralten Weges liegen noch die Ueberreste bedeutender Steindenkmäler aus grauer Vorzeit. Am bekanntesten ist das Denkmal unfern der genannten Bischofsbrücke. Trotz mancherlei Zerstörungen ist es noch eins der schönsten, das wir besitzen. Es ist 40 Meter lang und 6—8 Meter breit. Der Keller befindet sich in der Mitte. Auf neun Tragsteinen ruhen drei Decksteine, jeder von ihnen mißt in Länge und Breite 2 bis 3 Meter.

Unter diesem Denkmal liegt nach der Sage ein großer Schatz vergraben. Die Leute haben oft versucht, die Kostbarkeiten zu heben, sind aber jedesmal durch ein gewaltiges Sausen und Brausen in Schrecken gesetzt und verjagt. Die Steine sind vom Teufel dort zusammengewälzt, um den Zugang zu den Schätzen zu erschweren. Sie heißen darum auch Teufelssteine und sind verzaubert, so daß niemand sie zu zählen vermag; so oft man es versucht, jedesmal ist die Zahl eine andere.

Oestlich von dem genannten Denkmal lagen zwei kleinere, von denen das eine völlig zerstört ist; die Steine sollen zum Bau einer Mühle und zu sonstigen Bauten verwendet sein. Von dem anderen ist wenigstens noch der Steinkeller vorhanden, der jetzt als Sägekuhle benutzt wird; er ist 8 Meter lang und 3 Meter breit. Die Decksteine sind verschwunden, nur die Tragsteine sind noch da. — Zwischen diesem Denkmal und dem oben erwähnten Hauptdenkmal ging früher des Nachts ein großer schwarzer Hund hin und her; es war ohne Zweifel der Teufel, der seine Schätze bewachte. Jetzt ist er längere Zeit hindurch nicht mehr gesehen worden.

Ein weiteres Denkmal lag früher mehr nördlich von Peheim in der Richtung auf Augustendorf. Es waren die sog. Drennsteine, auch Drennsteine oder Dreisteine genannt. Es soll ein gut erhaltener Keller mit drei Decksteinen gewesen sein. Die Steine sind 1851 zum Bau der Peheimer Kapelle benutzt worden.

Verschwunden sind auch die sog. Weßsteine oder Weststeine, die an der Westseite des Dorfes Peheim lagen.

Bei Erwähnung der Altertümer dieser Gegend muß auch die Peheimer Landwehr genannt werden, die sich in ihrem Laufe noch verfolgen läßt. Sie sperrte südlich des Ortes einen durch das Moor führenden Sandrücken ab, über den der Weg von Peheim nach Lindern angelegt ist. Sie besteht teils aus zwei, teils aus drei Wällen und Gräben, von denen die östlichsten die stärksten sind. Zur Verstärkung des südlichen Endes sind noch zwei Wälle vorgelagert, so daß hier fünf Wälle und fünf Gräben nebeneinander liegen. Die Stirnseite der Befestigungsanlage ist nach Osten gekehrt. In der Nähe des Schanzwerkes finden sich verschiedene Grabhügel. Die Ackerstücke, die dort später angelegt sind, führen die Bezeichnung „Landwehrkämpe".

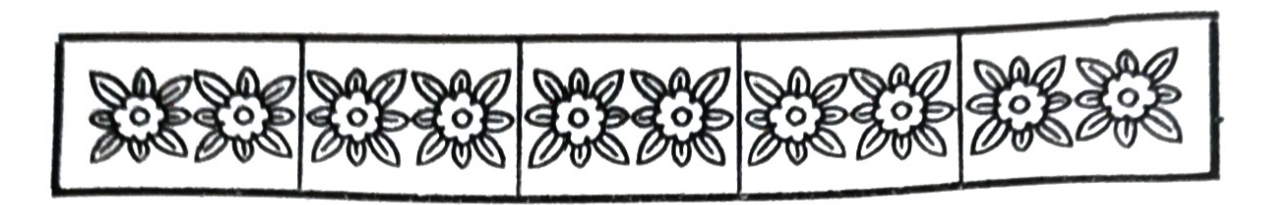
Bei Peheim, sowie bei Molbergen und Lindern, hat man auch Spuren von Schmelzgruben der Rasenerzsteine gefunden, die jetzt anscheinend völlig verwischt sind. —

Nördlich von Peheim wird noch eine Vertiefung gezeigt, bei der die Saterländer ihre letzte Rast gehalten haben sollen, wenn sie zur Kirche nach Lastrup gingen. Nach einer bekannten Sage haben die Bewohner des Saterlandes in ältester christlicher Zeit die Kirche in Lastrup als die nächstliegende aufgesucht; eine Tür in der Lastruper Kirche hieß später noch die „Satertür". —

Von Peheim geht die Redensart: „In Pähm lehrt de Hunde dat Bläken.“ Wie in vielen einsamen Gegenden, fand sich dort früher in jedem Häuschen, trotzdem die Bewohner oft genug selbst das zum Leben Nötige kaum besaßen, ein Hund. Da diese nun nicht gerade unter Fettsucht litten, vielmehr der Hunger sie selten ruhen ließ, ertönte unaufhörlich ihr Gebelfer. Daher die Redensart. —

Zum Schlusse mag noch erwähnt werden, daß die gegen Ende des 18. Jahrhunderts gegründete Kolonie Augustendorf bei der Trennung der Aemter Cloppenburg und Friesoythe um 1860 anfangs zum Amte Cloppenburg und zur Gemeinde Molbergen geschlagen wurde. Aber schon bald erfolgte ein Austausch gegen Petersfeld, das zunächst zu Friesoythe gezogen war. Letzteres wurde Krapendorf und damit dem Amte Cloppenburg zugeteilt, Augustendorf aber der Gemeinde Markhausen und dem Amte Friesoythe zugelegt.

Bei Augustendorf, in der Nähe der jetzigen Amtsgrenze, lagen früher die Klocksteine, aus fünf getrennten Abteilungen bestehend. Ein Deckstein soll so lose aufgelegen haben, daß man ihn auf und ab bewegen konnte. Der Ton, der entstand, wenn er auf den Tragstein schlug, ähnelte völlig dem Schall einer Glocke; die Schäfer sollen sich an dem Spiel gern erfreut haben. Die Steine sind 1840 sämtlich nach Ostfriesland verkauft und angeblich zum Bau der katholischen Kapelle in Leer verwandt worden.



Lindern.

Das Kirchspiel Lindern nimmt mit Löningen den westlichen Teil des Amtes Cloppenburg ein. Es schneidet mit einer flachen Ausbuchtung ziemlich tief in die preußische Provinz Hannover, und zwar in den sog. Hümmling, hinein. Mit diesem Landesteil hat die Gemeinde nach Bodenbeschaffenheit, Bevölkerung, Sitten und Gewohnheiten manche Aehnlichkeit.

Was der Name, dessen Schreibweise bald Linddur, bald Lindredi, bald Lynnerde, Lindarden, Lynherden usw. ist, eigentlich bedeutet, darüber ist keine Klarheit zu gewinnen. Der Volksmund, oder vielleicht besser gesagt, der Volkswitz, ist der Wissenschaft, die hier versagt, zu Hilfe gekommen und behauptet, die Frauen und Mädchen in Lindern hätten früher mit Vorliebe an ihren Mützen und Hauben viele breite und bunte Bänder getragen, woher die Bezeichnung Lindern („Lind" plattdeutsche Bezeichnung für Mützenband) entstanden sei; die Benennung sei später an dem Orte haften geblieben.

Wir haben hier ein Stück Volksetymologie vor uns, die stets dort arbeitet, wo eine sichere Erklärung fehlt. Die Bewohner Linderns scheinen allerdings Wohlgefallen gehabt zu haben an buntem Zusammenstellungen in Kleidungen, Anstrich der Häuser u. dgl., denn die Nachbarn, besonders die Lastruper, die gern mit einer gewissen Geringschätzung auf die benachbarten Linderner, als auf „Hinterwäldler", hinabsahen, bezeichneten alles, was ihnen nicht gefiel, als „Kerspel Linnersken Geschmack". Wahrscheinlich haben sich in dem abgelegenen Lindern, wie auf dem angrenzenden Hümmling, die alten Volkstrachten länger erhalten, als in den mehr „fortgeschrittenen" Nachbargebieten, worin dann eine gewisse Rückständigkeit, die zu Spöttelei Anlaß gab, erblickt wurde.

Daß auch die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Gemeinde Lindern bis in die jüngste Zeit hinein nicht glänzend waren, ist eine bekannte Tatsache. Vielleicht liegt es darin mit

begründet, daß Lindern im gewissen Sinne eine Aschenbrödelrolle unter den Gemeinden des Amtes Cloppenburg spielte. Der Boden ist fast überall leichter Sandboden, vielfach von Mooren durchsetzt. Der Ackerbau war deshalb früher wenig lohnend; Schafzucht, Torfgräberei usw. mußten den mangelnden Verdienst ersetzen. Darum fehlte auch, ähnlich wie in Garrel, ein gesunder, kräftiger Bauernstand, der das Rückgrat der Bevölkerung hätte bilden können.

Unter solchen Umständen sahen sich die Bewohner gezwungen, nach anderen Erwerbsmöglichkeiten Ausschau zu halten. Einige fanden sie in Wollhandel und Strumpfstrickerei, die wohl kaum irgendwo in größerem Umfange betrieben worden sind als in Lindern. Namhafte Aufkäufer wohnten hier und verhandelten die Ware nach allen Himmelsrichtungen. Andere suchten ihren Verdienst, indem sie in den verschiedenen Mooren, in der großen Dose, im Linderner-, Osterlinderner-, Auener-, Liener-, Gingermoor, in der Garener Dose usw. Torf gruben und ihn nach Quakenbrück, Cloppenburg usw. verhandelten oder nach Ellerbrock schafften, von wo aus er zu Schiff in alle Welt hinausging. Nach Ellerbrock ging auch der wenige Roggen, der ausgeführt wurde.

Aus dieser Beschäftigung erwuchs in der Bevölkerung ein gewisser H a n d e l s g e i s t, der bis zum heutigen Tage erhalten geblieben ist. Diese Geistesrichtung ist verschiedenen Eingesessenen von großem Nutzen gewesen, indem sie als Kaufleute zu bedeutendem Wohlstande gelangt sind. Namentlich Holland, das alljährlich von Torfgräbern und Grasmähern aufgesucht wurde und deshalb bekannt war, ward von vielen als Feld der Handelstätigkeit ausgewählt. Eine Reihe bekannter holländischer Handels- und Kaufhäuser führt ihren Ursprung auf Linderner Familien zurück. Die meisten von ihnen sind ihrem Geburtsorte treu geblieben und haben ihm manche Wohltat zukommen lassen. Einige von ihnen haben später dauernd ihren Wohnsitz wieder dorthin verlegt, so daß in jüngster Zeit hier vielfach großer Reichtum und geringer Wohlstand hart beieinander wohnten.

Ein Beweis von der Dürftigkeit der Bevölkerung und von geringer Volksdichte in älteren Zeiten dürfte auch darin bestehen, daß Lindern erst verhältnismäßig spät zu einer s e l b-

ständigen Pfarrgemeinde erhoben worden ist. Bis zum Jahre 1223 war es, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, noch mit Lastrup verbunden; denn in diesem Jahre noch werden Garen und Marren als im Kirchspiel Lastrup liegend bezeichnet. Bald darauf wird freilich die Trennung erfolgt sein, 1307 wird Lindern als selbständiges Kirchspiel aufgeführt.

Der Bau einer eigenen Pfarrkirche wird ohne Zweifel dadurch mit veranlaßt worden sein, daß die Radde, der Grenzbach zwischen Lastrup und Lindern, zu Zeiten ein schweres Verkehrshindernis bildete. Berichtet doch noch im Jahre 1642 der Vogt Hüttemann dem Grafen von Oldenburg, als er in des Grafen Auftrage von Lastrup nach Lindern habe reisen wollen, sei ihm dies wegen der Ueberflutung des Raddetales nicht möglich gewesen.

Ob vor Errichtung der Pfarre eine Kapelle, worin von Zeit zu Zeit von Lastrup aus Gottesdienst abgehalten worden ist, in Lindern bestanden hat, ist nicht bekannt. Unwahrscheinlich ist es nicht, denn viele etwas bedeutendere Ortschaften, wie Bunnen, Garrel, Sevelten, Elsten usw., haben schon frühzeitig ein Gotteshaus errichtet, worin mehrere Male im Jahre, vielleicht einmal im Monate, Messe gelesen und für ältere und gebrechliche Leute, die die Pfarrkirche nicht aufsuchen konnten, Gelegenheit zum Sakramentenempfang gegeben wurde. Die Kapelle wird dann, vielleicht etwas vergrößert, zunächst als Pfarrkirche gedient haben.

Ueberhaupt sind die Nachrichten über Lindern aus früheren Zeiten sehr dürftig. In den Wirren der Reformationszeit und des Dreißigjährigen Krieges sind hier, wie an so vielen Orten, alle wichtigen Papiere verloren gegangen. Sagt doch der erste Pastor nach dem Dreißigjährigen Kriege, Hoffkamp, daß „kein oder gar weinigh briefschaften aus beyden Kirchen — Lastrup und Lindern — vorhanden, aus welchen Nachrichtliches zu finden".

Von der alten Kirche wissen wir nur, daß sie aus Findlingen erbaut und klein und niedrig war. Im Jahre 1654 wird erwähnt, daß die Mauern inwendig nicht übersetzt seien. Im Jahre 1674 werden „die Kirche neben dem Turm oder Klockhause, auch der Rathleuten Spieker" als in gutem Zustande befindlich hingestellt. Um dieselbe Zeit wurde auch eine Mauer um den Kirchhof gezogen, der „bei den akatholischen Zeiten ringsherum mit

Spielen (Lattenzaun) besetzt worden, davon nun die mehrsten verweset". Eine Sakristei wurde erst 1723 unter Pastor Schreve angebaut, im folgenden Jahre (1724) die erste Orgel aufgestellt.

Kirchenpatronin ist nach einer Angabe aus dem Jahre 1526 die hl. Maria, seit 1654 wird als solche die hl. Katharina verehrt. Daß in der 60jährigen lutherischen Zeit (1554—1614) und dem anschließenden Dreißigjährigen Kriege (1618—1648) die Namen der Kirchenheiligen in Vergessenheit geraten waren, ist öfters zu verzeichnen. In Barßel z. B. war es nicht anders. Nach dem Kriege wurde dann ein neuer Schutzpatron gewählt.

Die Kirche in Lindern besitzt die älteste Glocke im ganzen Münsterlande. Sie stammt aus dem Jahre 1416 und ist von dem tüchtigen Meister Johannes Friso (Frese) aus Osnabrück gegossen. Von ihm stammen verschiedene Glocken im Oldenburger Lande, unter anderen zwei im Turme der Alexanderkirche zu Wildeshausen. Seine Glocken zeichnen sich durch besondere Güte, vor allem durch ihren vollen und starken Ton aus. Sie sind alle schmal und länglich mit fast gerader Wand; der untere Rand zeigt nur einen geringen Ansatz zur Krempe.

Unter den kirchlichen und politischen Wirren des 16. und 17. Jahrhunderts hat auch Lindern schwer zu leiden gehabt. Von den drei lutherischen Predigern, die nach der Ueberlieferung in Lindern gewirkt haben, Dethard Fabri, Dethard Tegelmann und Heinrich Rave, war der letzte vollständig Laie; er hatte keinerlei Weihe oder Ordination empfangen. Nach Wiedereinführung des Katholizismus wurde ihm zu Michaelis 1619 die Pfarrstelle aufgekündigt. Sein Sohn blieb als Küster in Lindern, und bis zum Jahre 1700 ist die Küsterei in seiner Familie geblieben. Eine Tochter heiratete 1646 auf die Robbers' Stelle in Großroscharden.

Im Jahre 1634 mußten die Schweden dem abgesetzten Rave die Pfarrstelle wieder zu verschaffen, wie sie auch in Vechta, Essen und Löningen protestantische Prediger ernannten. Aber bereits im folgenden Jahre wurden die Schweden von den Kaiserlichen wieder verdrängt, und die eingesetzten Prediger, auch Rave, mußten von neuem weichen.

Daß unter so wirren Verhältnissen die Seelsorge nicht gedeihen konnte, zumal die Kriegsstürme immer wieder unsere Gegend um-

tobten und den Wohlstand völlig vernichteten, liegt auf der Hand. Dazu kam, daß es nach Wiedereinführung des Katholizismus an Geistlichen mangelte, wenigstens an solchen, die als einigermaßen geeignete Priester angesehen werden konnten. Besonders für Gemeinden mit ärmlicher Bevölkerung, wo die Einnahmen naturgemäß nur gering waren, ließen sich schwerlich geeignete Seelsorger finden. Auch die Pfarre Lindern ist damals verschiedentlich auf längere Zeit verwaist gewesen. Nach der Absetzung des Predigers Rave wurde Lindern zunächst, weil kein Geistlicher zu gewinnen war, von Lastrup aus durch den dortigen Pastor Gudemann mit verwaltet. In welcher Form der Gottesdienst in Lindern abgehalten wurde, ist nicht bekannt. Viel Zeit wird der Lastruper Pastor auf die Nachbargemeinde nicht haben verwenden können, zumal die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges seine Tätigkeit lähmten. Im Jahre 1620 berichtet er, daß der Küster Rave in Lindern sich ruhig verhalte und Hoffnung auf Rückkehr zum Katholizismus bei ihm bestehe. Im übrigen bittet er, daß so bald wie möglich ein eigener Pfarrer für Lindern bestellt werde, da es ihm oft unmöglich sei, besonders im Winter, die Dienstleistungen dort wahrzunehmen.

War Gudemann im allgemeinen noch ein annehmbarer Seelsorger, wenn seine sittliche Lebensführung auch nicht ganz den Anforderungen entsprach, die an einen würdigen Priester zu stellen sind, so war das bei dem Geistlichen, der kurz hernach für Lindern gewonnen wurde, weniger der Fall. Dieser, ein Henrikus Marquardi, war bereits Pastor in Twistringen gewesen, hatte die Pfarre aber wegen ungebührlichen Verhaltens verlassen müssen. Auch in Lindern ist er nur kurze Zeit geblieben, so daß gegen Ende der zwanziger Jahre Pastor Gudemann wieder beide Pfarren übernehmen mußte.

Nachdem dann 1634 bis 1635 der protestantische Prediger Rave die Pfarrstelle vorübergehend wieder innegehabt hatte, aber 1635 endgültig entfernt war, wurde längere Zeit Lindern von Werlte aus durch den dortigen Pastor Johann Rudolf Eilers mit versorgt. Erst gegen Ende des Krieges, etwa von 1640 an, erhielt Lindern wieder einen eigenen Pfarrer in der Person des Kornelius Arnoldi. Dieser war vorher Pastor in Essen gewesen, dort aber wegen schlechter Aufführung abgesetzt

worden. Auch in Lindern gab sein unpriesterlicher Lebenswandel bald zu schweren Aergernissen Anlaß. Er wird als ein eingewurzelter Wüstling und Trinker bezeichnet, bei dem keine Hoffnung auf Besserung bestünde. Seine Haushälterin verkaufte zudem im Pfarrhause Bier und Branntwein, woraus „ebenfalls manche Uebel und Skandale erwüchsen". Die Entfernung des Pastors war deshalb in Aussicht genommen, als er im Frühjahr 1651 starb.

Auch sein Nachfolger Johannes Hoffkamp (1651 bis 1675) entsprach durchaus nicht in allen Stücken den Anforderungen, die an einen vorbildlichen Priester zu stellen sind. Er mußte wiederholt ermahnt werden, für Reinhaltung des Gotteshauses zu sorgen und die Amtshandlungen nach den Vorschriften der Kirche auszuführen. Ferner wurde ihm befohlen, geistliche Kleidung zu tragen, sich den Bart schneiden zu lassen und keine schlechte Gesellschaft in seinem Hause zu dulden, sonst werde ihn die Strafe der Absetzung treffen.

Man sieht daraus, daß auch die Geistlichkeit von der allgemeinen sittlichen Verwilderung jener Zeit nicht unberührt geblieben war. Auf die Bevölkerung mußte das wenig erbauliche Vorbild der Seelenhirten äußerst nachteilig einwirken, besonders in Gegenden, die in moralischer Hinsicht nicht zu den zuverlässigsten gehörten. So ist es nicht verwunderlich, daß in Lindern in früheren Zeiten die sittlichen Zustände manches zu wünschen übrig ließen, so eifrig auch die späteren Pastöre sich bemühten, diese abzustellen. Pastor Hermann Ostermann (1692—1709) klagt im Jahre 1703, daß am Stepfanstage, Fastnacht und Pfingstmontag die Jünglinge und Jungfrauen zusammenkämen, um bis in die Nacht hinein zu tanzen und zu trinken. Besonders heftig kämpfte Pastor Bredemeyer (1789—1828) gegen die angestammten Fehler und Leidenschaften seiner Pfarrkinder. Der seeleneifrige Priester stammte von dem protestantischen Bredemeyers Hofe zu Goldenstedt, war trotz des Widerstrebens seiner Familie zu den Franziskanern nach Vechta gegangen, hatte dort seine Gymnasialstudien abgemacht und war dann katholischer Priester geworden. Nachdem er Hilfsgeistlicher in Essen und Vechta gewesen war, kam er 1789 als Pastor nach Lindern. Die Roheit und Sittenverwilderung der Pfarreingesessenen war ihm ein Dorn im Auge. Als einmal einige Wüstlinge nach durchschwärmter Nacht

in Streit geraten waren und als Waffen unter anderem die Knochen im Leichenhause benutzt hatten, hielt er am folgenden Sonntag eine ernste Strafrede an die Uebeltäter, in der er ausrief: „Jerusalem! Jerusalem! das du steinigst die Propheten! Ihr Linderschen aber macht es nicht besser, die Ihr Euch mit Eurer Väter Gebeine bewerft!“ Daraus entstand in den umliegenden Gegenden der Spottname „Jerusalem“, der dem Kirchspiel Lindern noch lange angehangen hat. Pastor Bredemeyer wurde am 1. Oktober 1801 von einer so tiefen Ohnmacht befallen, daß man ihn allgemein für tot hielt, sein Ableben überall hin meldete und Anstalten zur Aufbahrung traf. Nach vier Stunden aber erwachte er wieder zum Leben und hat noch 27 Jahre weiter gewirkt.

Noch in späterer Zeit galt Lindern als eine Gemeinde, die den Gerichten viel zu schaffen machte. Wenn auch die weitaus größere Mehrzahl der Bevölkerung durchaus rechtlicher und friedlicher Natur war, gab es dort immerhin noch verschiedene minderwertige Elemente, die den Ruf der Gemeinde schädigten. Schlägereien, Diebereien und dergl. waren nicht selten, so daß die Behörde von der bestehenden Gepflogenheit abwich und in dem kleinen Lindern eine Gendarmeriestation errichtete, während sie sonst nur größere Orte damit auszustatten pflegte. — —

Während die Einkünfte der Kirche mehrfach als ausreichend bezeichnet werden, klagen die Pastöre bei der allgemeinen Verarmung der abgabepflichtigen Bauern nach dem Dreißigjährigen Kriege nicht selten über ihre geringen Einnahmen. Sein Frühstück habe, berichtet Pastor Hoffkamp 1669, öfters aus Schwarzbrot mit Wasser bestanden. Einen Vikar oder Kaplan habe er nicht, könne ihn auch nicht unterhalten, da er kaum selbst das nötige Brot habe. Bei seinem Tode fanden sich so viele Schulden, daß über seinen Nachlaß der Konkurs verhängt werden mußte. Seine ganze Bibliothek bestand aus sieben Büchern, darunter eine Bibel, zwei Postillen und das Brevier.

Trotz seiner Ablehnung erhielt der Pastor Hoffkamp gegen Ende seines Lebens einen Hilfsgeistlichen, und zwar in der Person des früheren Pastors von Bawinkel, Engelbert Pröbsting. Im März 1675 wurden sämtliche katholische Geistliche aus der Grafschaft Lingen, wozu Bawinkel gehörte, durch die Oranier vertrieben. Die Vertriebenen suchten irgendwo Unterschlupf, auch der

Bischof von Münster bemühte sich um ihre anderweitige Anstellung. So kam Pröbsting nach Lindern und wurde Hoffkamps Nachfolger. Uebrigens war auch Hoffkamp selbst auf ähnliche Weise nach Lindern gekommen, indem er aus Huntlosen vertrieben war, nachdem das Amt Wildeshausen gemäß den Bestimmungen des Westfälischen Friedens von den Schweden in Besitz genommen worden war.

Als Pröbsting im Jahre 1688 starb, nachdem er 13 Jahre lang (1675—1688) die Pfarre Lindern verwaltet hatte, wurde Petrus Hane sein Nachfolger. Dieser verließ bereits vier Jahre später wegen der schlechten Einkünfte die Pfarre und übernahm eine Kaplanei auf St. Mauritz bei Münster.

Auch Hanes Nachfolger, der obenerwähnte Hermann Ostermann (1692—1709), klagt über geringe Einkünfte. Er bittet im Jahre 1698 um eine Beihilfe aus Kirchenmitteln, damit er nicht, wie Hoffkamp, mit Schulden sterben oder, wie Hane, seinen Posten verlassen müsse. Darauf wurden jährlich 40 Rtlr. zur Verbesserung des Pfarreinkommens aus Kircheneinkünften bewilligt.

In jüngster Zeit ist über schlechtes Pfarreinkommen nicht mehr geklagt worden. Im Gegenteil, die Pfarre Lindern gehörte zu den mit am besten ausgestatteten im Münsterlande. Die früheren geringen Einkünfte lagen eben in der gänzlichen Verarmung der Eingesessenen begründet.

Wann das alte Pfarrhaus errichtet worden war, wird nicht überliefert, es heißt nur, daß es von der Pfarre erbaut und unterhalten werden müsse. Im Jahre 1674 klagt der Pastor Hoffkamp, daß es „zur priesterlichen Wohnung schlecht und unbequem sei". 1771 wird es als gut bezeichnet; es wird also in der Zwischenzeit ein Neubau stattgefunden haben.

Eine eigene Kooperatur besteht in Lindern erst seit dem Jahre 1818. Vorher hatten vielfach die Franziskanerpatres aus Vechta ausgeholfen, die wegen der weiten Entfernung in der Regel auch die Woche hindurch in Lindern wohnten. Nach Aufhebung des Klosters wurden Weltgeistliche zu Kaplänen ernannt, denen der Pastor gegen Entschädigung Unterkunft und Beköstigung gewährte; eine eigene Vikariewohnung findet sich in Lindern auch jetzt noch nicht. Die Haupteinkünfte des Hilfsgeistlichen bestanden in den sog. Kommunikantengeldern, die der Vikar in

eigener Person durch eine Haussammlung sich verschaffen mußte. Außerdem erhielt er noch 75 Mk. aus der Kirchenkasse.

Eine Schule wird zum ersten Male im Jahre 1654 erwähnt. Da kein eigener Lehrer angestellt war, nahm sich Pastor Hoffkamp des Unterrichtes an. Dieser wurde, da ein Schulhaus fehlte, im Kirchenspeicher abgehalten. Die Gemeinde wurde angewiesen, dem Pastor für seine Lehrtätigkeit „ein oder anderes Malter Roggen" zu verabfolgen. 1669 wird als Lehrer ein 26jähriger junger Mann namens Johann Hoffkamp erwähnt; es wird ein Neffe des Pastors Hoffkamp gewesen sein.

Als Overberg 1784 die Schule besuchte, war ein Schulhaus vorhanden, das aber als zu klein und als dringend verbesserungsbedürftig bezeichnet wird. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde bereits eine Trennung in Ober- und Unterstufe vorgenommen, aber bald wieder aufgegeben; einige Jahrzehnte später wurde sie endgültig durchgeführt. Jetzt ist die Schule, die von den Kindern aus Lindern und Osterlindern besucht wird, in vier Stufen geteilt.

Der Ort Lindern macht im ganzen einen freundlichen Eindruck. Die Häuser stehen nicht so eng gebaut, wie in manchen anderen Kirchdörfern, vielmehr liegen Gärten und Wiesen dazwischen eingestreut. Seit Eröffnung der Bahnverbindung nach Cloppenburg ist der Ort aus seiner ehemaligen Abgeschlossenheit losgelöst. Auch bestehen Chausseeverbindungen nach Lastrup, Werlte, Vrees usw., andere, z. B. nach Löningen und Peheim, sind im Bau begriffen oder doch beschlossen.

Inmitten des Ortes erhebt sich die schöne gotische Kirche, die in den Jahren 1860—1863 unter Pastor Bössing (1855 bis 1878) erbaut und 1865 feierlich eingeweiht worden ist. Dem Neubau waren langwierige Verhandlungen vorangegangen, die erst durch das Eingreifen des Bischofs Müller zu einem günstigen Abschluß gebracht werden konnten.

Das Linderner Gotteshaus gehört unstreitig zu den schönsten im Münsterlande; selbst von den allerjüngsten Neubauten können sich ihm nur wenige ebenbürtig zur Seite stellen. Man sieht, daß die reichen Geldmittel der aus Lindern stammenden holländischen Kaufleute beim Bau und vor allem bei der Innenausstattung wirksam gewesen sind.

Sehenswert ist der Hochaltar. In der alten Kirche fanden sich Teile eines alten Flügelaltars mit guten Schnitzarbeiten, die an den Seitenwänden der Kirche hingen. Diese geschnitzten Bildtafeln sind dem neuen gotischen Altar passend eingefügt. Das große Mittelbild, aus einem Stück gearbeitet, stellt die Kreuzigung Christi dar. Zu beiden Seiten finden sich, aber niedriger angebracht, links die Kreuztragung, rechts die Kreuzabnahme. Unten vor der Wand des Altartisches sieht man in der Mitte das Würfeln der Henkersknechte um die Kleider des Herrn, links die Anbetung der Weisen und rechts die Verurteilung Christi. Die Bildwerke stammen anscheinend aus dem 15. Jahrhundert und sind äußerst lebensvoll, mannigfaltig und geschickt gearbeitet, mit einer Sicherheit und Schärfe des Schnittes, die die Bewunderung der Kenner erregt.

Die Lage des Gotteshauses ist im ganzen offen und frei, nur ein Geschäftshaus liegt dem Chore der Kirche allzu nahe. Dieses Gebäude, das noch vor einigen Jahrzehnten infolge eines Brandes neuerrichtet worden ist, hätte etwas weiter von der Kirche abgerückt werden sollen; dadurch wäre die Lage der Kirche noch freier geworden.

Bei der früheren Abgeschlossenheit haben sich in Lindern noch manche Sitten und Einrichtungen erhalten, die in anderen Gegenden bereits seit langem verschwunden sind; auch abergläubische Gebräuche waren vor einigen Menschenaltern noch im Schwange. Strenge hielt man z. B. daran fest, daß in den hl. Zwölften, von Weihnachten bis Dreikönigen, nichts, was sich drehte, bewegt werden durfte. Kein Wagen, kein Spinnrad, kein Haspel, keine Schiebkarre wurde angerührt. Es war alte Ueberlieferung, daß in den Tagen, wo das Sonnenrad scheinbar stille steht, auch alle anderen Räder ruhen müßten. Wer ein Rad in Bewegung setzte, den trafen Unglück und Strafe. Der Pastor Dr. Wulf in Lastrup wußte einen Fall aus der Gemeinde Lindern mitzuteilen, daß jemand, der unbedingt einen Wagen fortschaffen mußte, diesen lieber auseinandernahm und die einzelnen Teile wegtrug, als daß er ihn im ganzen fortrollte. — In Garen bei Lindern achtete man vordem strenge darauf, daß an den höchsten Festtagen, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, das Haus nicht gefegt wurde; eine Uebertretung des Gebrauches zog Unglück ins Haus.

— Wenn ein Maulwurf in einem Hause Erde aufwarf, so deutete man dies auf einen baldigen Todesfall in der Familie. Dabei war es nicht gleichgültig, in welchem Raume der Maulwurf seine Tätigkeit ausübte. Geschah dies z. B. in der Waschküche, dann mußte die Hausfrau sterben. — Auch wenn ein Bund Stroh unversehens durch die Bodenluke auf die Tenne fiel, so deutete dies auf einen Todesfall, weil die Leiche zunächst auf Stroh gebettet zu werden pflegte. — Beim „Mondbruch“ (d. i. die Zeit, wo der Vollmond im Begriff steht, wieder abzunehmen) durfte nicht gesät werden, weil die Frucht nicht geriet. — Warzen an den Händen wurden durch Besprechen und kreuzweises Berühren der Hände entfernt.

In Lindern, aber auch in den Nachbargemeinden Löningen und Lastrup, bestand früher die Sitte, nach einer Trauung dem jungen Paare, wenn es zum ersten Male die Schwelle der Haustür überschritt, ein Glas Wein oder Branntwein zu überreichen. Der Mann trank es halb aus und übergab es dann der jungen Frau, die es leerte und das Glas über den Kopf hinter sich warf. Zerbrach das Glas, so bedeutete dies Glück, blieb es heil, Unglück in der Ehe. Es wird gesagt, daß die Trauzeugen, die dem Paare folgten, dafür gesorgt hätten, daß es niemals heil blieb, indem sie es im Notfalle zertraten. — Freite ein junger Mann nach einem jungen Mädchen und war die Sache soweit gediehen, daß eine Verlobung sicher schien, dann versammelten sich an einem Abend, wenn man wußte, daß der Bräutigam im Hause der Braut weilte, die jungen Leute aus der Nachbarschaft vor der Wohnung und bliesen auf Kuhhörnern, Flaschen ohne Boden usw. Kam der Freier zum Vorschein und spendete ein Trinkgeld, so war das ein Beweis, daß sein Antrag angenommen war. Gab's kein Trinkgeld, so war die Verlobung noch nicht erfolgt oder man wollte sie noch nicht bekannt geben. Nahm man aber an, der Bräutigam wolle aus Geiz kein Trinkgeld geben, so steckte man ihn beim Nachhausegehen in einen Sack und ließ ihn eine Zeitlang darin zappeln. — Bei Richtfesten pflegte man an der Spitze des zuletzt aufgestellten Sparrens einen Tannenzweig zu befestigen, darunter den Kranz und unter dem Kranze eine Flasche mit Branntwein und einen Schweineschinken. Branntwein und Schweineschinken wurden hinterher beim Festmahle verzehrt.

In der Gemeinde Lindern, wie im ganzen alten Amte Löningen und auf dem Hümmling, kennt man den Brauch, am Schlusse der Ernte den sog. Peterbult stehen zu lassen. Man läßt bei Beendigung des Roggenmähens auf dem letzten Stücke eine Fläche, ungefähr 1 Quadratmeter groß, ungemäht. In die Mitte der stehengebliebenen Halme setzt man einen grünen Strauch, flicht die Halme zu Strängen, verbindet diese mit den Zweigen des Strauches und verziert das Ganze mit Blumen und bunten Bändern. Um das Zierstück werden dann Reigen aufgeführt, wobei man ruft: Peterbult he! Peterbult he! Unterdessen ist der Bauer mit einem Trunk gekommen, Schnitter und Schnitterinnen setzen sich nieder, trinken und singen, um von Zeit zu Zeit den Tanz unter dem Rufe: Peterbult he! wieder aufzunehmen. Den mit Blumen und Aehren geschmückten Busch — auf dem Hümmling nahm man vielfach einen hohen Birkenbaum — nennt man Peterbult und die Feier Peterbultfeier.

Was hat es nun mit dieser Sitte für eine Bewandtnis? Pastor Dr. Wulf in Lastrup, der sich mit dieser Frage besonders befaßt hat, ist mit andern der Ansicht, daß es sich bei der Peterbultfeier um eine überlieferte Wodanverehrung handelt. Er erfuhr, daß in Dwergte bei Molbergen noch vor einigen Jahrzehnten bei Beginn der Ernte die Großmagd aus der ersten, noch nicht gebundenen Garbe eine Handvoll Halme gezogen und, sie verstreuend, in feierlichem Tone gesprochen habe: „O Wode! O Wode!" Auf näheres Forschen hörte er, daß ehemals die Sitte geherrscht habe, beim Beginn des Mähens zu singen:

O Wode! o Wode!
Haol dinen Perden Foder,
Nu Distel un Dorn,
Ton ander Johr bäter Korn.

Pastor Wulf glaubte deshalb, daß „Peterbult" soviel wie „Pärbult" bedeute, also ein Haufen Halme für die heiligen Rosse des Wodan sei. Aus „Wode" sei der Ausruf: He! erhalten geblieben.

Daß unsere heidnischen Vorfahren von ihren Früchten den Göttern opferten, ist eine bekannte Tatsache. Ebenso, daß derartige Sitten mit Einführung des Christentums durchaus nicht sofort schwanden. Der Dichter läßt in „Dreizehnlinden" den (schon

längst christlich gewordenen) alten Meier Isenhard auf Bodingthorpe zu den Knechten sagen:

„Knechte, seid nicht allzu eifrig,
Jedes Hälmlein einzuholen,
Laßt der Flur die letzte Garbe
Für des alten Wodans Fohlen.

Laßt dem Baum den letzten Apfel
Für den alten Wodan selber.
Voller trägt aufs Jahr der Wipfel,
Und der Weizen färbt sich gelber.

Aiga, rümpfe nicht das Näschen,
Löblich ist der Brauch der Alten,
Auf dem Hof zu Bodingthorpe
Soll man ihn in Ehren halten."

Als später die ursprüngliche Bedeutung verblaßte, auch der Name „Peiterbult" nicht mehr verstanden wurde, suchte die Volksetymologie nach einer verständlichen Erklärung und brachte den Ausdruck mit Peter (Petrus) in Verbindung. Es wurde sogar eine hübsche Legende dazu erfunden: „Als der Heiland," so sagt man, „durch ein Aehrenfeld ging, wollte er eine Aehre pflücken. Er faßte zufällig einen Halm mit tauben Aehren. (Damals trugen die Halme mehrere Aehren.) Unwillig wollte der Herr die Aehren abstreifen, aber Petrus bat, die obere Aehre zu schonen. Der Heiland willfahrte der Bitte. So ist wenigstens die eine Aehre (in unseren Gegenden tragen die Halme nur je eine Aehre) erhalten geblieben, und seitdem wird dem Petrus zu Dank und Ehre die Peterbultfeier veranstaltet." Die Frucht an der ungemähten Stelle, der Peterbult, wird später mit untergepflügt.

Uebrigens bestanden auch anderswo ähnliche Bräuche. Auf der Friesischen Wehde z. B. ließ man früher beim Pflücken stets die letzten Aepfel auf dem Baume sitzen, ebenso die letzten Hocken von Roggen, Gerste, Hafer auf dem Felde stehen. Waren sie bei Beginn der Neubestellung nicht vom Winde zerstreut oder sonst vernichtet, so pflügte man sie mit unter. —

Am Silvesterabend zog früher das junge Volk truppweise singend durch das Dorf, schoß vor jedem Hause, wo Einkehr gehalten werden sollte, Gewehre ab und begrüßte die Bewohner

mit dem Wunsche: „Guten Abend, guten Abend! Alles Unglück dieses Hauses gehe zur Türe und zum Fenster hinaus. Wir wünschen Euch ein Haus von Holz und einen Tisch von Gold, mitten auf den Tisch einen gebrateen Fisch, auf allen Ecken einen Römer mit Wein, da wollen wir alle recht lustig sein. Wir wünschen Euch einen Balken voll Garben und den Boden voll Roggen, die Ställe voll Rinder und die Stube voll Kinder. Wir wünschen dem Hausvater und der Hausmutter soviel Glück und Segen, als Tropfen vom Himmel regnen, so viele fröhliche Stunden, als Worte aus ihrem Munde kommen." — Darauf fand eine allgemeine Bewirtung statt. Der Glückwunsch wird ursprünglich in plattdeutscher Form vorgetragen sein.

Der früher allgemein übliche Umzug zu Dreikönigen war auch in Lindern nicht unbekannt. Kinder und junge Leute zogen mit dem Stern von Haus zu Haus und sangen:

Es kamen drei Weise aus dem Morgenland,
Sie kamen vor Herodes sein Haus.
Herodes sprach: Wer ist davor?
Der Schwarze ist uns wohlbekannt,
Es sind drei Weise aus dem Morgenland.

Stern, du mußt nicht stille stehn,
Du mußt mit uns nach Bethlehem gehn,
Bethlehem ist ein schöner Ort,
Und Maria mit dem Kinde dort.
Wir fallen alle auf unsere Knie
Und beten an das Kindlein hie.
O kleines Kind, o großer Gott,
Der Himmel und Erde erschaffen.

War dann die Bescherung mit Aepfeln, Kuchen u. dgl. erfolgt, so sang man zum Danke:

Ihr habt uns eine Belohnung gegeben,
Der liebe Gott lasse Euch ewig leben
In Frieden und in Einigkeit,
Er gebe Euch die Glückseligkeit.

Fastnacht wurde in Lindern nicht wesentlich anders gefeiert als in den übrigen Gegenden. Vierzehn Tage vorher wählten die jungen Leute aus ihrer Mitte drei oder vier „Up-

legger", die die nötigen Vorbereitungen zu treffen hatten. Die Feier begann am Fastnachtssonntag mit Musik und Tanz. Baß, Geige und Klarinette waren die gebräuchlichen Musikinstrumente. Getanzt wurden die alten charakteristischen Figurentänze, wie sie in jüngster Zeit bei Heimatfesten und dgl. wieder vorgeführt zu werden pflegen. Am Montag und Dienstag ging die Gesellschaft mit Musik von Haus zu Haus, und nach der Einkehr wurde zunächst ein Tanz veranstaltet. Dafür wurden von den Hauseigentümern Eier, Mettwürste und Geld gespendet. Auf dem Wege von einer Wohnung zur anderen sang man:

Fastelawend klinkt in't Land,
Klinkt öwer alle Büske.
Hier 'n Staul un dor 'n Staul,
Up jeden Staul 'n Küssen.
O hallala di dallala,
O hallala di dallala,

De Rump de kump, de Rump de kump
Mit sine Trina-Mareien.
Se günk wol an de Döhren stahn
Un wull sik geern befreien.
O hallala di dallala,
O hallala di dallala,

Um den König zu bestimmen, band man hier, wie anderswo, einen Hahn an einen Baumast, die jungen Leute marschierten darunter her, und wem es gelang, dem Hahn den Kopf abzureißen, ward König. Dieser bestimmte darauf seine Diener, insbesondere einen „Britzenmeister". Diese hatten für Ordnung zu sorgen und gegebenenfalls zu strafen. Betrug jemand sich nicht ordnungsgemäß, so mußte der Uebeltäter sich auf den Boden legen, mit dem Gesicht zur Erde gekehrt, und der Britzenmeister schlug ihm mit einem Brett auf einen bestimmten Körperteil, dabei sprechend: „Ik gäf di dei Britzen. Van hier nao Nienborg sünd sechs gaude Milen; 'n gauden Gank! Staoh up un dank dem Herrn Britzenmeister un sinen Gesellen." Solange der Spruch dauerte, wurde gestraft.

Während des Umzuges hatte man einen aufgestopften Busemann als Fastnachtsgott Bacchus mitgeführt. Dieser wurde zum

Schlusse der Festfeier umständlich „begraben". In Wirklichkeit brachte man ihn in irgendeine Scheune, um ihn im nächsten Jahre wieder zu gebrauchen.

Am Allemannsfastelawend, d. i. der erste Fastensonntag, versammelte sich nochmals die junge Welt im Fastnachtshause zur Rechnungsablage. Der Rest der Getränke wurde verzehrt und dabei getanzt.

Die Gegend von Lindern ist auch dafür bekannt, daß hier Wäpelraut und Tunschere als Gaben zum Neujahrs- oder Dreikönigenfeste eine große Rolle gespielt haben. Um eine Wäpelraut herzustellen, nahm man einen einfachen grünen Zweig, ursprünglich meistens einen Hagedornzweig, später einen Kreuztannen- oder Hülsenzweig, auch wohl den Zweig eines Wacholderbusches, ferner eine abgeschälte Weidengerte, steckte diese voll Aepfel, bog sie zu einem Reifen und band sie so auf dem genannten Zweige fest, daß die Spitzen der Zweige über den Aepfelreifen nach allen Seiten hinausragten. Das Ganze verzierte man noch mit Bildern, Bändern, auch wohl mit Kuchen u. dgl.

War eine Wäpelraut also ein ziemlich einfaches Gebilde, das ein jeder selbst mit leichter Mühe herzustellen imstande war, so gehörte mehr dazu, eine regelrechte Tunschere zustande zu bringen. Sie bestand in der Hauptsache aus folgenden Teilen. Auf einem Fußgestell, das in der Regel bunt bemalt wurde und dem Fuße eines Weihnachtsbaumes glich, erhob sich ein Stock, etwa 3—4 Zentimeter dick und ungefähr ½ Meter lang und nach Art eines Palmstockes so geschabt, daß ein dickes Fransenbündel herunterhing. An der Spitze des Stockes ward ein aus Holz geschnitztes Herz befestigt, fein säuberlich mit Flittergold überklebt. Von dem Herzen liefen nach allen Seiten geschabte dünne Weidenstäbe auseinander, wie die Speichen bei einem Rade. Durch diese Speichen waren ein oder mehrere Reifen gezogen, die vor allem dadurch größere Festigkeit erhielten, daß sie unten mit dem Fußstocke fest verbunden waren. Die Speichen, die über die Reifen hinausragten, waren an den äußersten Enden angespitzt, so daß auf jede ein Apfel gesteckt werden konnte. Reifen und Speichen wurden dann noch mit Buntpapier umwickelt und das Ganze mit Blumen, bunten Bändern und Kuchen, vor allem den sog. Klasmännken, reichlich ausgestattet. Eine richtig ausgeschmückte Tun-

schere war also ein kunstvolles Gebilde, das allein schon an Zutaten 10 Mk. und darüber kosten mochte. Angefertigt wurde sie in der Regel von den Burschen selber, die manchen Winterabend, besonders wenn mehrere verschenkt werden sollten, mit der Herstellung verbrachten. Freilich ließ sie sich auch einfacher und billiger verfertigen. Wem es an Zeit oder Geld mangelte, der steckte wohl eine Kohlstaude in einen Torfsoden, hängte ein Bildchen und ähnliche kleine Verzierungen daran und überbrachte stolz und glücklich sein einfaches Geschenk.

In manchen Gegenden machte man später kaum noch einen Unterschied zwischen Wäpelraut und Tunschere, und doch lag anfänglich eine große Verschiedenheit zugrunde. Die Wäpelraut bestand der ursprünglichen Idee nach aus einem verzierten grünen Zweig und wurde zu Neujahr verschenkt. Man darf wohl eine innere Beziehung zu den heutigen Weihnachtsbäumen, die damals in hiesiger Gegend noch unbekannt waren, annehmen. — Die Tunschere dagegen, die als Festgabe am Dreikönigstage diente, bildete einen geschmückten Stern, das Sinnbild des Dreikönigenfestes. Die Beziehung auf die hl. drei Könige geht auch daraus deutlich hervor, daß anfangs nur drei Aepfel angebracht wurden als Hinweis auf die drei Weisen aus dem Morgenlande. Die Dreizahl der Aepfel ist später, besonders bei einfacheren Formen, noch stets beibehalten worden, auch noch zu Zeiten, wo die ursprüngliche Bedeutung schon in Vergessenheit geraten war.

Solange der eigentliche Sinn der Wäpelraut und Tunschere noch bekannt war, galten sie als allgemeine Geschenke, womit man Verwandte, Freunde und Nachbarn zu überraschen und zu erfreuen suchte. Man erwartete freilich eine Gegengabe. Wer Neujahr eine Wäpelraut geschenkt hatte, hoffte zu Dreikönigen mit einer Tunschere bedacht zu werden. Als später die ursprüngliche Bedeutung verblaßte, sanken Wäpelraut und Tunschere mehr und mehr zu Geschenkgegenständen herab, womit die jungen Burschen die Mädchen zu überraschen, zu erfreuen, auch wohl zu necken suchten, ähnlich wie zu Pfingsten Maibäume vor den Häusern der Geliebten aufgepflanzt werden.

Mit dem Umstande, daß das Schenken von Wäpelraut und Tunschere später immer mehr als eine Art Liebeswerbung auf-



Mühle in Großenging

Phot.: Engels-Cloppenburg

gefaßt wurde, hängt wohl auch die eigentümliche Art des Ueberbringens zusammen. Dies mußte vor allem heimlich geschehen. Nicht selten lauerte der Bursche stundenlang in der Nähe des Hauses, dem das Geschenk zugedacht war, um bei günstiger Gelegenheit die Tür aufzureißen und mit dem Ruf: „Wäp! Wäp!“ seine Gabe auf die Diele oder in die Küche zu werfen. Dann eilte er schleunigst davon, verfolgt durch die Hausbewohner, von denen vielleicht ebenso lange und ebenso aufmerksam das Haus bewacht worden war, wie jener nach der günstigen Gelegenheit, sein Geschenk unbemerkt anzubringen, ausgespäht hatte. Sich fangen zu lassen, galt als Schande. Nicht selten wurde der Gefangene auch derb gehänselt, indem man ihn rittlings auf den Wendebaum über dem Herdfeuer setzte und ihn dort einen Schnaps, der mit Ruß vermischt war, austrinken ließ. Wer dagegen durch List, Gewandtheit und Kühnheit der drohenden Gefahr entronnen war, galt als Held. Siege und Niederlagen bildeten am Neujahrstage und Dreikönigsfeste den Hauptgesprächsstoff auf dem Kirchwege.

Uebrigens pflegte der glücklich entronnene Ueberbringer, der in der Regel trotz seiner gelungenen Flucht bekannt genug war, hinterher von den Beschenkten eingeladen und reichlich bewirtet zu werden.

Da das kunstvolle Gebilde einer Tunschere nicht füglich ins Haus geworfen werden konnte, ohne daß es Schaden litt, genügte es, sie unbemerkt ans Haus zu lehnen und dann durch einen Ausruf oder das Abfeuern einer Pistole die Bewohner von der gelungenen Tat in Kenntnis zu setzen. Im übrigen aber spielte sich der Hergang genau ab, wie bei der Ueberbringung der Wäpelraut. Um zu verhindern, daß jemand sich dem Hause näherte, waren oft draußen Wachen aufgestellt. Unter diesen Umständen war es besonders schwierig, im Falle des Gelingens aber auch äußerst ruhmvoll, seine Gabe, ohne abgefaßt zu werden, an Ort und Stelle zu bringen.

In späterer Zeit schenkte man sich in der Regel auch noch das Rufen oder Schießen, weil es leicht zur Entdeckung führte und Zeitaufwand erforderte, und fügte statt dessen einen Zettel an mit etwa folgendem Spruch:

„Hier bring ik jau n' Wäpelraut.
Wenn ji mi willt beschenken,

Möt ji jau nich lange bedenken."
Oder: „Hier bring ik jau n' Tunschere,
Dei will ik jau schenken.
Wenn ji mi gripen willt,
Möt ji jau nich lange bedenken."

Wie alle Veranstaltungen, die sich bis tief in die Nacht hineinziehen, artete auch der geschilderte Brauch allmählich aus. Das Verlangen der jungen Mädchen, mehr vielleicht noch der Eltern, besonders der Mütter, möglichst viele Wäpelrauten oder Tunscheren für ihre Töchter geschenkt zu bekommen und den Nachbarn und Bekannten den Rang abzulaufen, ließ manchmal zu Mitteln greifen, die nicht mehr einwandfrei waren. Durch reichliche Bewirtung, die oft genug die wirtschaftlichen Kräfte überstieg, suchte man die jungen Leute anzulocken, oder ließ aus demselben Grunde manches geschehen, was gegen die gute Sitte verstieß. Von Leuten, die auf Zucht und Ordnung hielten, wurde deshalb gegen den ausgearteten Brauch angekämpft, und es ist ihnen gelungen, ihn bis auf spärliche Reste auszurotten. In Lindern kennt man ihn seit einem Menschenalter nicht mehr.

Was nun die Ausdrücke „Wäpelraut" und „Tunschere" anbetrifft, so ist es trotz vieler Versuche bisher nicht gelungen, einwandfreie Deutungen zu geben. Wäpelraut wird wahrscheinlich von Wependorn = Hagedorn herzuleiten sein, wie denn ja auch ein Hagedornstrauch anfangs fast ausschließlich zur Herstellung derselben diente. Tunschere kommt möglicherweise von der Verfertigungsarbeit her, da das Urwort, das im Saterländischen noch erhalten ist, soviel wie „abschaben" bedeutet. Die Fransen, die durch das Abschaben gebildet wurden, machten ja ein charakteristisches Merkmal der Tunschere aus. (Näheres über „Wäpelraut" und „Tunschere" findet sich im Jahrgang IV, Nr. 12 und den folgenden Nummern der „Heimatblätter" aus der Feder des verdienstvollen Herausgebers der Heimatblätter Dechanten Dr. Averdam in Vythe.) — —

An sagenhaften Ueberlieferungen ist die Linderns̈che Gegend nicht reich. Auf Kaspers Damm im Dorfe Lindern ist es nicht richtig. Man sieht dort zu gewissen Zeiten abends eine schwarz gekleidete Frau sitzen und spinnen. Wer

jemals an dieser schwarzen Frau vorbeigehen mußte, sah sich plötzlich eine weite Strecke fortgetragen, ohne daß ihm die Fortbewegung zum Bewußtsein gekommen war.

In der Linderner Gemarkung, zwischen Lindern und Brees, liegen zwei Steindenkmäler, das eine auf der sog. „Holthöge", das andere, die „Schlingsteine" genannt, nördlich vom Orte vor dem Linderner Moore. Beim Bau der Kirche sind diese Denkmäler teilweise zerstört und die Steine durcheinander geworfen worden, so daß die ursprüngliche Form nicht mehr zu erkennen ist. Es sind im ganzen vielleicht noch zwanzig Steine vorhanden. Jetzt steht das Gebiet unter Denkmalschutz, ist eingefriedigt und bepflanzt. — Bei den Schlingsteinen spukt es. Als dort einst ein Mann vorbeiging, schlug ihm jemand kräftig auf die Schulter. Er sah sich erschreckt um, gewahrte aber nichts. —

Nördlich von Lindern, an der Straße nach Brees, liegt die Siedlung Neuenkämpen, östlich, hinter dem Linderner Esch, die Bauerschaft Osterlindern. Letzteres ist eine alte Ortschaft, deren Zehnte früher im Besitz der Grafen von Oldenburg war. Auf die alten Rechte und Besitzungen des Hauses Oldenburg in der Cloppenburger Gegend ist schon mehrfach hingewiesen worden. Man nimmt an, daß diese aus der Wittekindschen Erbschaft stammen. Außer in Osterlindern besaßen die Oldenburger zu Zeiten Gerechtsame in Lindern selbst, in Liener, Varbrügge usw.

In der Osterlinderner Holzmark, dem Hägel, beanspruchte die Linderner Pfarre die Rechte eines „Halbwahrigen", d. h. sie besaß die halben Rechte eines Vollerben. „In Verfolg dieses Rechtes habe er," so berichtet der Pastor Hanekamp 1714, „nachdem der Vorsteher des Holzes, namens Cuer, ihm zehn Bäume benennet habe, am 16. April 1714 zu hauen angefangen und schier eine ganze Woche damit zugebracht." Später wurde dem Pastor das Recht, im Hägel Holz zu fällen, bestritten. Ein Prozeß der Pfarre mit Osterlindern wegen Benutzung des Holzes wurde 1851 zu ungunsten der Pfarre entschieden.

„Hinter dem Hägel" sind in jüngerer Zeit allerlei Neusiedlungen entstanden, die nach und nach so zahlreich geworden sind, daß hier eine eigene Schule hat eingerichtet werden müssen. Es wäre deshalb an der Zeit, daß die Gemeindeverwaltung von Lin-

dern dieser Ortschaft endlich einmal einen vernünftigen Namen verliehe. Die Bezeichnung „Hinter dem Hägel" ist weder schön noch praktisch.

* * *

Die südöstliche Ecke der Gemeinde nehmen die Ortschaften Großenging, Kleinenging, Gingermühle und Varbrügge ein. Das Gelände ist hier fruchtbarer als in den meisten Teilen der Gemeinde und wegen des nahen Raddetales (Südradde) auch freundlicher. Gute Wiesen begleiten die verschiedenen Wasserläufe, die unter anderen auch die Ginger Wassermühle treiben.

Der Name Ging, der im 12. Jahrhundert zum ersten Male erwähnt wird, soll ein Grundstück bezeichnen, das durch weitere Ackerflächen, die anders laufen, sich hindurchzieht.

Kleinenging soll früher Ardfink geheißen haben, weshalb man die Bewohner heute noch Ardfinken nennt. Was das Wort bedeutet, ist nicht zu ermitteln. Die Bewohner selbst behaupten, es habe dort früher ein Graf von Ardfink gewohnt, nach dem sie benannt seien.

Im Jahre 1719 erlaubte der Generalvikar von Ketteler den Bewohnern von Großen- und Kleinenging, sich einen eigenen Lehrer zu halten, weil „diese Bauerschaften fast 1½ St. vom Kirchdorf entfernt seien und der Jugend zur Winterszeit der Weg nach dem Kirchdorfe schwer fallen würde, infolgedessen die Kinder zu Hause blieben und daraus großer Nachteil für die Jugend entstände." Darauf wurde in Kleinenging eine Schule eingerichtet, deren Lehrer 1732 Rohde hieß.

Im Jahre 1746 wollte Pastor Meyer (1741—1754) wegen der Bauerschaft Varbrügge die Schule von Kleinenging nach Großenging verlegen. Das verursachte eine große Aufregung. Die Kleinenginger wandten sich an das Generalvikariat und erlangten eine Verfügung, wonach die Schule in Kleinenging bleiben solle. Auf Vorstellung des Dechanten und der Pastors hin aber nahm die Behörde ihre Anordnung zurück und gebot, daß die Kleinenginger sich den Bestimmungen des Pfarrers zu fügen hätten. Daraufhin zog es der Lehrer Wilhelm Voß vor, abzudanken, statt nach Großenging überzusiedeln, worauf ein Anton Tepe an seine Stelle trat.

Bereits im Jahre 1771 hatten alle Schulen des Kirchspiels Lindern eigene Schulhäuser, wenn auch noch keine Lehrerwohnungen. Als Overberg im Sommer 1784 die Schulen des Münsterlandes besuchen wollte, begann er seine Besichtigung in Lindern, konnte hier aber nicht sehr viel ausrichten, weil alle Lehrer des Kirchspiels, mit Ausnahme des Lehrers Meyer in Lindern, sich auf Arbeit in Holland befanden.

Die neue zweiklassige Schule in Großenging liegt jetzt an der Chaussee Lastrup-Lindern inmitten der vier dazugehörigen Ortschaften, so daß sie alle fast gleich weit davon entfernt sind.

Südlich von Kleinenging findet sich ein Haltepunkt der Kleinbahn Cloppenburg-Landesgrenze, durch eine Chaussee mit der Ortschaft verbunden. Ein Gelände zwischen Kleinenging und Lindern heißt das J a m m e r t a l. In den Siepen vor dem Jammertal wütete der Teufel als schwarzer Hund. Wer des Weges kam, dem sprang er auf den Rücken, und weil dann der Wanderer zu jammern anfing, hat die Gegend den Namen Jammertal erhalten.

Südlich von Lindern in der Richtung auf Löningen liegen die beiden Nachbarortschaften M a r r e n und G a r e n. Die beiden Bauerschaften liegen auf hohem, trockenem Sandboden und reichen jedenfalls in eine frühe Zeit hinauf. Die Lage der Höfe um ausgedehnte, jetzt mit Holz bestandene „Dorfbrinke" zeigt dies an. Der Ort Marren hieß 1223 Mern, später Marne und Merne. Was das Wort bedeutet, ist nicht festgestellt.

Garen, 1223 Garden, könnte von Garten = eingezäuntes Grundstück, hergeleitet sein. Eine „Garde" war früher aber auch ein Ackermaß, etwa ¼ Morgen groß.

Die Sage erzählt, daß Garen früher weiter westlich gelegen und den Namen „Heidborg" geführt habe. Eine Fläche Landes trägt dort noch jetzt diesen Namen. Als der Flugsand von Wachtum her Heidborg bedrohte und schon einige Wohnungen verschüttet hatte, z. B. das Schlichtingsche Erbhaus, verlegten die Bewohner ihre Häuser in ihre Gärten, plattdeutsch Gaoren, und daher bekam die neue Ansiedlung den Namen Garen.

Die Schule für Marren und Garen hat von jeher in letzterem Ort gelegen. Im Jahre 1732 wird als Lehrer Johann Einhaus genannt, 1771 Kornelius Kloppenburg, 1812 dessen Sohn Eilert Kloppenburg.

Westlich von Marren und Garen besaß der Staat einen größeren Fuhrenkamp, den er 1875 veräußert hat. Zwei Steindenkmäler, die sich dort finden, hat er mit den erforderlichen Zuwegungen vom Verkaufe ausgeschlossen. Der „Hohe Stein“ liegt ca. 50 m links am neuen Wege von Wachtum nach Liener auf einem kreisrunden, drei Meter hohen Sandhügel, der am Fuße 105 m Umfang hat. Es sind im ganzen noch zwanzig Steine vorhanden, die in west-östlicher Richtung lagern. — Das zweite, „Am hohen Stein“ genannt, liegt nordwestlich etwa 150 m von dem ersteren entfernt. Ein länglicher, reichlich 1½ m hoher Hügel von 62 m Umfang dient ihm als Unterlage. Es sind noch zwölf Steine vorhanden, gleichfalls west-östlich gelagert. Der eine Deckstein, der auf drei Tragsteinen ruht, ist 2,54 m lang, 1,60 m breit und 1 m hoch. — In den Fuhrenbeständen finden sich noch zahlreiche Grabhügel verstreut.

Ueber die hohen Sandrücken von Garen und Marren verliefen in uralten Zeiten viel befahrene Verkehrswege, die von der friesischen Küste zum Rheine führten. Damit stehen auch die Altertumsfunde, die hier im Laufe der Zeit gemacht worden sind, in Zusammenhang. In der Marrener Gemarkung nach Kleinenging zu auf einer Feldflur, die „im Holte“ oder „im Haken“ genannt wird, sind auf einer ca. 800 m langen und 250 m breiten Fläche zahlreiche Gräben, neben- und hintereinander gelagert, bloßgelegt worden. Da die Gräben nicht im Zusammenhang stehen, können sie nicht zu Kulturzwecken, etwa zur Entwässerung, angelegt worden sein. Die Erdmassen sind stets nach der nördlichen oder nordwestlichen Seite, also nach der Wetterseite hin, aufgeworfen. Der oldenburgische Altertumsforscher von Alten, der die Gräben zuerst durchforscht hat, schließt auf einen Lagerplatz vorbeiziehender römischer Truppenteile.

Auf diesem Gelände hat man dann nach und nach weitere wertvolle Funde gemacht, wodurch die Bedeutung dieses Platzes noch mehr hervorgehoben wird. Im Jahre 1874 fand der Landmann Berssenbrügge bei Einebnung eines dieser Gräben

vierzehn zum Teil eiförmige, für Schleudergeschütz bearbeitete Kieselsteine unmittelbar nebeneinander in einem Kreise von 50 Zentimeter Durchmesser gelagert, ferner zwei kleine Statuen des Kriegsgottes Mars und eine dritte Figur, die wahrscheinlich eine Viktoria darstellt. Die Marsstatuen sind 12 Zentimeter hoch und 185 bezw. 249 Gramm schwer. Die eine ist nur mit Helm, Speer und Schwert bewaffnet, sonst unbekleidet, die andere zeigt volle Panzerrüstung mit Helm und Beinschienen.

Außer diesen drei Statuetten fanden sich noch ein G r e i f e n - k o p f von Erz, innen hohl, dessen aufrechtstehende borstige Mähne am oberen Rande zerstört ist. So beträgt die Höhe jetzt nur noch 6,8 Zentimetr bei einem Gewicht von 138½ Gramm. — Ferner ein eherner L ö w e n k o p f von 1 Zentimeter Höhe, mit versilbertem Rande, der wahrscheinlich als Schmuckstück an einem Schilde oder Wehrgehenk, vielleicht auch als Zierat eines tapferen Kriegers gedient hat. — Außerdem noch ein D o l c h von Eisen mit abgebrochener Spitze und eine K u p f e r m ü n z e aus der Zeit des Magnentius Decentius (357—353), eines Gegenkaisers von Constantius.

Im Jahre 1876 wurde beim Ackern noch ein zylinderförmiges Stück Silber gefunden, an jedem Ende mit einem den römischen Sesterzen ähnlichen, leicht eingeschlagenen Kreuze versehen.

Alle diese Fundstücke, die zu den bedeutendsten Funden aus Römerzeit gehören, die in unserer Gegend je gemacht worden sind, befinden sich im Oldenburger Museum.

Auch südlich von Garen, östlich des Weges nach Löningen, sind gleichfalls Gräben aufgefunden worden, die Aehnlichkeit mit den oben erwähnten aufweisen. Besondere Funde sind dort bisher nicht gemacht worden. —

Südwestlich von Lindern liegt die Ortschaft L i e n e r, die mit Klöbbrüggen, Lienerloh usw. eine ziemlich volkreiche Bauerschaft bildet. Die alte Schreibweise Lynri, Linre hat Anklänge an den Namen des Kirchdorfes Lindern. Eine Chaussee verbindet seit kurzem Liener mit Lindern.

Zwischen den beiden Ortschaften liegt eine Fläche Landes, L i n t e l genannt. Dort soll in alten Zeiten ein Graf von Lintel

ansässig gewesen sein. In der Nähe befindet sich ein Hügel, der „hillige Staul“ geheißen. Der Hügel ist ohne Zweifel künstlich aufgeworfen, da er aus Erdreich zusammengesetzt ist, wie es sich in dem südlich anliegenden Tale vorfindet, so daß es dorther genommen sein muß. Der Hügel ist etwa 76 Meter lang, 64 Meter breit und 1 bis 2 Meter hoch. Auf ihm hat nach der Sage der Graf von Lintel Recht gesprochen.

Die Schule in Liener wird zum ersten Male im Jahre 1732 erwähnt, wo ein Hermann Grothe Lehrer ist. 1784 leitet die Liener Schule ein Eignerssohn namens Georg Lukas Lüken, 1812 und 1834 Hermann Gerhard Bruns.

Den westlichen Teil der Gemeinde nehmen die beiden Bauerschaften Holthaus und Auen ein. Das kleine Holthaus wird bereits im 12. Jahrhundert als Holthusen erwähnt. Es ist eine von Wald umgebene Siedlung. Den Namen Auen erklärt der Volksmund folgendermaßen: In der Nähe fließt die Mittel-Radde vorbei. Hier wuchs im Frühjahr das erste Gras, weshalb man die Mutterschafe mit den Lämmern dorthin trieb. Mutterschafe aber heißen in der Umgangssprache „Auen“, und so entstand der Ortsname. Tatsächlich bedeutet Auen soviel wie Wasser, so daß die vorbeifließende Radde zur Namensgebung ohne Zweifel beigetragen hat.

Die Schule in Auen-Holthaus ist nicht so alt, wie die übrigen Bauerschaftsschulen der Gemeinde Lindern. Sie wird erst 1784 erwähnt, wo der Lehrer Hermann Holthaus heißt. 1818 wird ein Lukas Remmers als Lehrer angestellt.

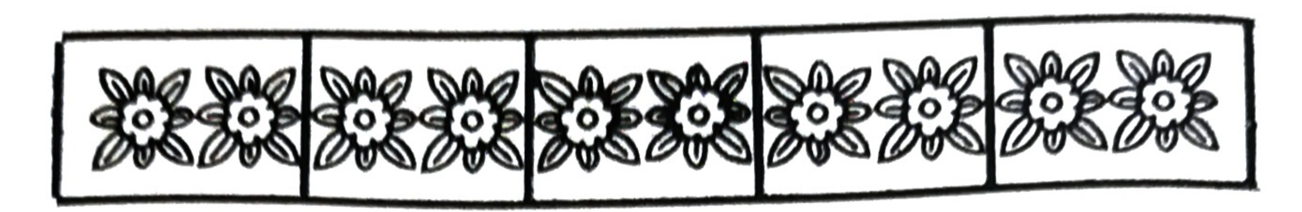
Auf dem Wege von Auen nach Werlte spukt es. Manche haben dort eine Frau mit einem Kinde jammernd am Wege sitzen sehen, andere eine Spinnerin, Fuhrleuten ist dort verschiedentlich ein Gespenst auf den Wagen gehüpft.

In der Nähe von Holthaus hat man vor mehreren Jahren eine Schmelzstätte für Rasenerz gefunden, etwa 257 runde Gruben, jede mit einem Durchmesser von ¾ bis 1 Meter, bei einer Tiefe von ca. ½ Meter. Die Gruben waren in Sand gegraben und mit Ton, der sich in der Nähe findet, ausgeschmiert. Die Gußknollen, die sich in einem Gewichte von 80 bis 90 Kilogramm vorfanden,

standen sehr nahe der Oberfläche, manche waren sogar zu Tage getreten. Aus welcher Zeit die Gruben stammen, darüber fehlt jede Nachricht.

Auen wird von der Lindernschen Kleinbahn berührt. Kurz hinter Auen, wo die Radde die Grenze gegen Werlte bildet, hört das Bähnchen bei der Station „Landesgrenze" überhaupt auf. Reisende, die den Hümmling aufsuchen wollen, haben das Vergnügen, hier aussteigen und, mit dem Gepäcke beladen, einen dreiviertelstündigen Marsch zum Bahnhof Werlte antreten zu müssen. Von dort können sie die Hümmlinger Schmalspurbahn, die von Werlte über Sögel nach Lathen führt, benutzen. Daß das genannte Stück zwischen den beiden Bahnen fehlt, ist wirklich eigenartig, und etwas Aehnliches wird höchstens in der früheren Türkei zu finden gewesen sein. Schuld daran soll einzig und allein der Eigensinn oder der Eigennutz des früheren Landrats des Kreises Hümmling gewesen sein, der einen Ausfall an Einnahmen für die Hümmlinger Kleinbahn befürchtete, da die von Norden kommenden Waren möglicherweise über Cloppenburg gelaufen und so den oldenburgischen Bahnen zugute gekommen wären. Auch ein Beitrag zum Kapitel „Kleinstaaterei". Hoffentlich bringt die nahe Zukunft eine gründliche Besserung, so daß die zwei „Pingelantönchen", die sich dazu nicht einmal „kriegen können", durch eine vernünftige Normalspurbahn ersetzt werden.

Auen und Holthaus bilden ohne Zweifel alte Siedlungen, die ehemals mit reichem Holzbestande ausgestattet waren. Der wunderhübsche „Auer Brink" war noch ein Ueberrest dieser ausgedehnten Waldungen. Leider ward er an erster Stelle ein Opfer jener gewaltigen Naturkatastrophe, die am 1. Juni 1927 über diese beiden Ortschaften hereinbrach und derer wir im folgenden mit einigen Worten gedenken wollen, um das Bild festzuhalten, das sich uns bei einem Besuche einige Tage nach dem verhängnisvollen Ereignisse bot.



Die Zerstörung von Auen und Holthaus.

Das Jahr 1927 wird für immer im Gedächtnis der Menschen fortleben als ein außergewöhnlich unglückreiches Jahr. Naturkatastrophen aller Art waren fast alltäglich. Furchtbare Stürme, verbunden mit Wolkenbrüchen, verursachten schwere Verheerungen und Ueberschwemmungen. In südlichen Ländern und Meeren kamen Erdbeben, Vulkanausbrüche und Seebeben hinzu. Wälder, Felder, Dörfer und Städte wurden schwer beschädigt, zum Teil vernichtet, viele Schiffe, auch große, sanken in die wilden Fluten hinab. All diese Zerstörungen forderten Tausende von Todesopfern an Menschen und Vieh.

Am 1. Juni 1927 brach das Verhängnis auch über zwei Dörfer des oldenburgischen Münsterlandes herein. Ein gewaltiger Wirbelsturm, ein Tornado, wie ihn Amerika wohl alle Jahre erlebt, das Münsterland aber niemals sah, soweit seine Geschichte zurückreicht, legte in zwei Minuten das Dorf Auen sozusagen ganz, das Nachbardorf Holthaus zum Teil in Trümmer, dazu ein Haus in Lienerloh. Auf verhältnismäßig schmaler Bahn war der Tornado dahingebraust, aber seine Spur hieß Vernichtung. Das Getreide auf dem Auener Esch lag flach am Boden, mitten darin Zweige, größere Aeste, Hausgiebel und Strohbündel, bis zu 150 Meter weit dahingeschleudert. Die Dorfstraßen waren sämtlich versperrt. Die prächtigen Eichen und Buchen, des Dorfes Stolz und Zier, lagen die Kreuz und die Quer auf dem Brink und der Dorfstraße, und unter ihnen Scheunen und Wohnhäuser meistenteils zu Schutthaufen zerdrückt. Was an Stämmen noch aufrecht stand, reckte die zerrissenen, zerdrehten Aeste wie in stummer Klage zum mitleidslosen Regenhimmel empor. Ein undurchdringliches Wirrsal von Baum und Borke, Brett und Bruch, Laub und Lumpen, Eichenkronen, Hausgiebeln, Stangen, Balken, Sparren bedeckten das Gelände, wo das Dorf mit allen seinen Häusern, Scheunen und Ställen gestanden. Eine grauenhafte Leere und Hoffnungslosigkeit dort, wo noch vor kurzem der Star am

Giebel sein Nest gebaut, Schwalben um rauchende Schornsteine gezwitschert und die milden Lüfte das schattige Laub der Eichen und Buchen durchlispelt hatten. Ein reizvolles Idyll war dieses stille, verträumte Walddorf mit seinem unter Denkmalsschutz gestellten Brink gewesen, aber schneller als hier ist wohl nie eine Wildnis entstanden.

Noch nach Tagen war das Entsetzen über den plötzlichen Schicksalsschlag auf den Gesichtern der Einwohner zu lesen, namentlich der Frauen, die so völlig aus ihrer gewohnten Arbeit in Haus und Hof gerissen, nach Fassung ringend umherstanden. Die Männer gingen mit stillen Sorgengesichtern daran, den entstandenen Schaden zu überschlagen, während die Kinder den Zustrom der Neugierigen, der überaus groß war, — man kam von fern und nah zu Fuß und zu Wagen, mit Rädern und Autos, — neugierig betrachteten. Nach Kinderart nahmen sie das Ereignis als einen ungemein interessanten Zustand und freuten sich wohl gar über den Ausfall der Schule. Als ein Wunder ist es übrigens anzusehen, daß unter diesen hingeschmetterten Trümmern kein menschliches Wesen begraben blieb.

Mit großer Luftverfinsterung war das Unwetter heraufgestiegen. Es war drückende Stille gewesen. Der Himmel war nach und nach schwefelgelb geworden, und dann war ein schweres Hagelschauer niedergegangen. Als es vorübergezogen war, hatten die Einwohner aus den Häusern gehen und nach dem Schaden ausschauen wollen, den der Hagel angerichtet haben mochte. Da ist urplötzlich der unheimliche Luftwirbel da gewesen, die Leute haben die Türen kaum noch schließen können, ein wahnsinniges Krachen und Splittern und Brechen hat eingesetzt, sie haben nicht unterscheiden können, ob es Blitzeinschlag, Donnergetöse oder Weltuntergang war, so plötzlich ist alles geschehen gewesen. Doch ist offensichtlich eine höhere Hand tätig gewesen, um alle Dorfbewohner vor des Todes Sense zu schützen. Unter Balken und Lehmschutt, unter eingestürzten Schornsteinen, Wänden, Zimmerdecken und Dachpfannen sind sie hervorgekrochen, die meisten unverletzt, einige leicht verwundet und nur ein paar schwerer. Man hatte ein drei Tage altes Kind verloren. Das Kindermädchen war in seiner Verwirrung damit aus der Stube gerannt, der Sturm hatte das Kind im halbzerstörten Hause hinweggeschleudert,

aber es fand sich unversehrt und ruhig schlafend in der Ecke eines umgefallenen Stalles wieder unter Balken und Schutt. Anderwärts barsten die Hinterhäuser mit den Wohnräumen auseinander, und der Wirbel trug die Hausleute samt allen möglichen Gegenständen, Stühlen, Kleidern, Bildern, Statuen, in hohem Bogen hinweg. Ein jüngerer Mann war mit seiner Frau, je ein Kind auf dem Arme haltend, in einem Apfelbaume hinter dem Hause gelandet, ohne anderen Schaden zu nehmen, als ein paar Schrammen. Auf den Feldern hatten sich Leute flach an den Boden gepreßt und sich an Gras und Heide geklammert, ausgewachsene Rinder waren über die Zäune hinweggehoben worden. Tagelang noch regnete es und machte den Zustand der Dörfler noch trauriger und schwieriger. Es regnete in die offenen Häuser hinein, und das tröpfelnde Wasser machte jeden noch halbwegs brauchbaren Unterschlupf zunichte. Das ganze riesige Trümmerfeld lag unter Schleiern und Decken von Heu und Stroh. Der tolle Sturm hatte die dunklen Strohdachkapuzen von dem schweren Eichengebälk der Häuser und Scheunen gerissen, so daß die darunter lagernden Heu- und Strohvorräte ein Spiel des wüsten Wirbels wurden. Des Sturmes Peitsche fegte sie turmhoch durch die Luft. Wie zerzauste Haarsträhne flatterten die kostbaren Erntegarben, zerrissen und verstreut an Hecken, Zäunen und gestürzten Baumkronen. Und aus dieser von der schauerlichen Naturgewalt bewirkten Wüstenei ragte hoch und gänzlich unbeschädigt das Dorfkreuz auf dem Brink wie eine rührende Mahnung zu christlicher Geduld und Gottvertrauen.

Feuerwehren, Nachbarschaftshilfen und Militär aus Oldenburg begannen unverzüglich mit den Aufräumungsarbeiten. Ein Schupo-Aufgebot sah überall nach dem Rechten, sorgte für die Sicherung des etwa noch erhalten gebliebenen Eigentums und für die Wiederherstellung und Regelung des Verkehrs. Alsbald wurde dann die öffentliche Mildtätigkeit aufgerufen. Die Büchsensammlung unter den herbeigeströmten Schaulustigen ergab zusammen mit dem, was die Nachbarschaft eiligst an Kleidung und vor allem an Lebensmitteln heranbrachte, so viel, daß die erste Not schnell gelindert werden konnte. Militärfeldküchen aus Oldenburg sorgten für die Zubereitung der Speisen, denn es war im Dorfe kaum eine Küche gebrauchsfähig geblieben. Im ganzen Oldenburger

Lande wurde eine Sammlung veranstaltet. Sie ergab im ganzen an barem Gelde 158 000 RM. Davon brachte das Münsterland annähernd 100 000 RM. auf. Außerdem wurden noch ganze Ladungen an Zement, Bausteinen, Dachpfannen und sonstigen Baumaterialien von privater Seite gestiftet. Aus staatlichen Mitteln wurden zunächst 100 000 RM. bewilligt, später noch weitere 150 000 RM., wovon 88 000 RM. zinslos und rund 62 000 RM. zu 3 Prozent verteilt wurden. Im ganzen sind also 411 000 RM. verfügbar gewesen.

Unter der sachkundigen Leitung von Herrn Regierungsbaurat Ritter wurde der Wiederaufbau des zerstörten Gebietes alsbald begonnen. Und jetzt, nach einem Jahre, ist das schwere Werk schon fast vollendet. Nun stehen Auen und Holthaus in mancher Hinsicht bedeutend schöner da als vorher. Weithin leuchten Mauern und Dächer ziegelrot über die weite, grüne, wiederum lachende Flur. Aeußerlich nach altmünsterländischer Art errichtet, innen jedoch den neuzeitlichen Bedürfnissen landwirtschaftlicher Betriebe angepaßt, so werden die neuen Häuser hoffentlich vielen künftigen Geschlechtern eine sichere Wohnstätte bieten. Der Brink von Auen freilich, dieser einzig schöne und anheimelnde Dorfwald, wird nicht so bald wieder seine schattigen Wipfel ausbreiten. Aber überall grünen bereits wieder neue, saubere Anpflanzungen.